# Deutschlands Kolonien

Seidel, August

Berlin, 1909

urn:nbn:de:gbv:46:1-14533

# Deutschlands Kolonien

Koloniales Lesebuch für Schule und Haus

Von

A. Seidel

Zweite vermehrte, neubearbeitete Auflage

von

W. Kreyenberg

Carl Heymanns Verlag, Berlin

Frau
Dr. Becker


Ein Kratersee (Samoa).

# Deutschlands Kolonien

## Koloniales Lesebuch für Schule und Haus

Beschreibung der deutschen Schutzgebiete nebst einer Auswahl aus der kolonialen Literatur


Von A. Seidel


Zweite vermehrte Auflage

bearbeitet von

Rektor **W. Kreyenberg** in Bergedorf

Mit 36 Vollbildern


**Berlin**

Carl Heymanns Verlag

1909

Gedruckt bei Julius Sittenfeld, Hofbuchdrucker., Berlin W.

# Vorwort zur zweiten Auflage

Es liegt im Wesen dieses Buches, daß eine Neuauflage zahlreiche Veränderungen verlangt. Gerade die letzten Jahre haben das Interesse für unsere Kolonien in erfreulichster Weise gesteigert, und getragen von dieser Teilnahme nahmen unsere Besitzungen in Asien, Afrika und in der Südsee einen ungeahnten Aufschwung. Ihrer weiteren geographischen Erschließung, besonders aber auch ihrer fortschreitenden wirtschaftlichen Entwickelung hatte die Neuauflage Rechnung zu tragen. Ebenso mußten aus den in den letzten Jahren erschienenen Büchern über unsere Kolonien Originalbeiträge an Stelle einiger älterer Artikel, der Bestimmung des Buches gemäß, — das Mindestmaß dessen zu bieten, „was der Gebildete von den deutschen Schutzgebieten wissen sollte" und „dem Leser eine Auswahl aus der besten Kolonialliteratur zu geben" — aufgenommen werden.

Wie bei der ersten Auflage haben auch bei dieser, zahlreiche Verlagshandlungen den Abdruck von Abschnitten aus ihren Verlagswerken gestattet.[1]) Ihnen sei dafür herzlich gedankt. Besonderen Dank aber gebührt dem Reichskolonialamt, das außerdem die Wiedergabe einer Reihe von Abbildungen aus den amtlichen Denkschriften freundlichst gestattete. Durch sein gütiges Entgegenkommen konnte die Bilderzahl von 24 auf 36 erhöht worden. Daß auch der Verlag dieses Buches keine Mühen und Kosten gescheut hat, um das Buch trotz seines billigen Preises vornehm auszustatten, und daß er meinen Wünschen stets und in weitestem Maße entgegengekommen ist, will ich noch dankend erwähnen.

Bergedorf, im Dezember 1908.

**W. Kreyenberg**

---

[1]) Ein Verzeichnis der Werke, aus denen einzelne Abschnitte entnommen sind, findet sich auf S. X ff.

# Vorwort zur ersten Auflage

Die Anregung zu dem vorliegenden Buche verdanke ich meinem gelehrten Freunde, dem bekannten Kolonialgeographen Professor Dr. K. Dove zu Jena, der in einem gediegenen Aufsatze „Zur Frage der kolonialen Bildung" (Deutsche Kolonialzeitung 1900, S. 362 und 375) auf die Bedeutung einer volkstümlichen Darstellung der deutschen Schutzgebiete für Familie und Schule hingewiesen hat.

Unser Volk muß zunächst mit kolonialem Wissen durchtränkt werden, ehe man von ihm erwarten darf, daß es mit Verständnis an der Kolonialpolitik tätigen Anteil nimmt. Aber an den modernen Menschen werden unzählige Ansprüche gestellt. Es galt also ihm eine auf den neuesten Forschungsergebnissen aufgebaute, aber volkstümlich gehaltene Darstellung der Schutzgebiete, ihrer natürlichen Verhältnisse, ihrer Bewohner, ihres wirtschaftlichen und politischen Zustandes darzubieten, die weder an seine Zeit noch an seine geographische Vorbildung allzu hohe Ansprüche stellt. Diese bildet daher sozusagen das Gerippe des vorliegenden Buches. Sie ist möglichst knapp gefaßt, beschränkt sich auf die wichtigsten Tatsachen und stellt diese klar, aber schmucklos dar, um möglichst kurz zu bleiben. Sie stellt das Mindestmaß dessen dar, was der Gebildete von den deutschen Schutzgebieten wissen sollte.

Aber es ist dringend zu wünschen, daß es hierbei nicht sein Bewenden habe, sondern daß der Einzelne, je nach seiner besonderen Neigung, auch seine Kenntnisse auf bestimmten Gebieten weiter ausbreite und vertiefe. Eine außerordentlich reiche Literatur über die deutschen Schutzgebiete steht ihm dazu bereits zu Gebote[1]). Aber eben diese Reichhaltigkeit erschwert ihm nicht nur die Wahl, sondern übersteigt im Durchschnitt auch die Leistungsfähigkeit seiner Börse und steht in schreiendem Gegensatz zur engen Begrenzung seiner Muße. Es mußte dem Leser also eine Auswahl aus der besten Kolonialliteratur gegeben werden, die wenigstens an einzelnen Punkten

[1]) Vergl. Maximilian Brose: Die deutsche Kolonialliteratur von 1884—1895. Nachträge dazu erscheinen alljährlich in den von der Deutschen Kolonialgesellschaft herausgegebenen „Beiträgen zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft".

den Elementarstoff weiter ausführt, seine Trockenheit belebt und durch ihre schmuckvollere Darstellungsweise auch die Einbildungskraft beschäftigt. Diese Auswahl habe ich so getroffen, daß sich die einzelnen Stücke im allgemeinen an die Unterabteilungen der allgemeinen Beschreibung anschließen. Den Herren, die mir freundlichst gestattet haben, Abschnitte aus ihren Werken für diesen Zweck zu benutzen, verfehle ich nicht auch an dieser Stelle meinen Dank auszusprechen[2]). Man wird es, wie ich hoffe, billigen, daß ich diese Literaturstücke nicht überarbeitet habe, um der Darstellung nichts von ihrer Ursprünglichkeit und dem Geiste des Autors zu rauben und dadurch den Wunsch nach besserer Bekanntschaft mit seinen Werken wachzurufen. Weniger sicher bin ich in einer anderen Beziehung, ob nämlich die getroffene Auswahl allgemeinen Beifall finden wird. Zwar habe ich mich, was ich hier dankbar hervorhebe, bei der Abfassung des Buches des freundlichen Rates vortrefflicher Kenner der in Rede stehenden Literatur zu erfreuen gehabt, wie der Herren Professoren Dr. Kirchhoff, Dr. K. Dove, Dr. K. Hassert, Dr. Anton usw.; aber nicht immer entsprach das Vorhandene den Ansprüchen, die mit Rücksicht auf die Bestimmung des Buches gestellt werden mußten. Bald war die Darstellung zu wissenschaftlich, bald zu oberflächlich, bald zu trocken, bald auch stilistisch nicht ganz auf der Höhe. Es war nicht möglich, allen diesen Mängeln ganz auszuweichen, da die Kolonialliteratur, so reich sie im ganzen ist, im einzelnen doch noch recht erhebliche Lücken aufweist, wie mir jeder Kenner bestätigen wird.

Die beigegebenen Bilder verdanke ich der Güte der Deutschen Kolonialgesellschaft und des deutschen Kolonialhauses Bruno Antelmann.

Leider verbot die Rücksicht auf den Preis des Buches, der wegen seines Zweckes eine gewisse Höhe nicht überschreiten durfte, das Werk, wie es erwünscht gewesen wäre, mit reicherem Bilderschmuck auszustatten. Doch wird das Vorhandene genügen, um wenigstens einige Hauptsachen zur Anschauung zu bringen. Karten beizugeben, habe ich nicht für nötig gehalten, da der von der Deutschen Kolonialgesellschaft herausgegebene kleine Kolonialatlas (bei Dietrich Reimer, Berlin) bei billigstem Preise den hier zu stellenden Ansprüchen völlig genügt.

Im November 1901.

A. Seidel

---

[2]) Ein Verzeichnis derselben nebst genauer Bezeichnung der Werke, aus denen Stücke entnommen sind, findet sich auf S. X ff.

# Inhaltsverzeichnis

## A. Die afrikanischen Schutzgebiete

## C. Die deutschen Schutzgebiete in der Südsee

### I. Kaiser-Wilhelmsland



### II. Der Bismarckarchipel und die Salomonen



### III. Die Marshallinseln

# Verzeichnis der benutzten Literatur


Baumann, O. . . . . Usambara und seine Nachbargebiete. Berlin 1891.

Baumann, O. . . . . Durch Massailand zur Nilquelle. Reisen und Forschungen der Massai-Expedition des Deutschen Antisklaverei-Komitees in den Jahren 1891—1893. Berlin 1894.

Chamisso . . . . . Bemerkungen und Ansichten auf einer Entdeckungsreise, unternommen in den Jahren 1815—1818. Weimar 1821.

Decken's, Baron C. C. v. d. Reisen in Ostafrika. Bearbeitet von O. Kersten. 3 Bde. Heidelberg 1869 –1879.

Denkschrift über die Entwickelung der Schutzgebiete in Afrika und der Südsee im Jahre 1906/7.

Dominik, Hans . . . . . Kamerun. (E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1901.)

Dove, K. . . . . Deutsch-Südwestafrika. Ergebnisse einer wissenschaftlichen Reise im südlichen Damaralande. Petermanns Geogr. Mitteilungen. Ergänzungsheft 120 (1896).

Eckenbrecher, Margarete v. Was mir Afrika gab und nahm. (E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1907).

Eppler, Paul . . . . . Geschichte der Basler Mission. 1815—1899. Basel.

Finsch, O. . . . . Samoafahrten. Reisen in Kaiser Wilhelmsland und Englisch-Neuguinea in den Jahren 1884 und 1885 an Bord des deutschen Dampfers „Samoa". Leipzig 1888.

Finsch, O. . . . . Karolinen und Marianen.

François, H. v. . . . . Nama und Damara. Südwestafrika. Magdeburg 1893.

Franzius, G. . . . . Kiautschou. Deutschlands Erwerbung in Ostasien. Berlin 1898.

Friederichsen, Dr. Max . . Die Karolinen. Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg. Bd. XVII. (L. Friederichsen & Co., Hamburg 1901.

Goetzen, Graf G. A. v. . Durch Afrika von Ost nach West. Berlin 1895.

Große Generalstab. Kriegsgeschichtliche Abt. I bess. Die Kämpfe der deutschen Truppen in Südwestafrika. (E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1906/7).

Hager, C. . . . . Die Marschall-Inseln in Erd- und Völkerkunde, Handel und Mission. Leipzig 1886.

Hassert, Dr. Kurt . . . . . Deutschlands Kolonien. Erwerbungs- und Entwickelungsgeschichte, Landes- und Volkskunde und wirtschaftliche Bedeutung unserer Schutzgebiete. Leipzig 1899.

Heilborn, Dr. A. . . . . Die deutschen Kolonien. Leipzig 1908.

Hernsheim, F. . . . . Südsee-Erinnerungen. Berlin 1883.
Herrmann . . . . . Ugogo, das Land und seine Bewohner. Mittlg. aus den deutsch. Schutzgeb. 1892, S. 191.
Hesse-Wartegg, E. v. . . . Schantung und Deutsch-China. Leipzig 1898.
Hupfeld, Fr. . . . . Land und Leute in Básari. Beiträge zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft 1899/1900, S. 161.
Klose, H. . . . . Togo unter deutscher Flagge. Berlin 1899.
Krämer, Dr. Augustin . . Die Samoainseln. (E. Schweizerbartsche Verlagsbuchhandlung [E. Nägele], Stuttgart 1903).
Krieger, Dr. . . . . Neuguinea. Berlin 1899.
Leue, A. . . . . Schauri. Deutsche Kolonialzeitung 1899, S. 421.
Meinhof, E. . . . . Märchen aus Kamerun. Straßburg 1889.
Meinicke . . . . . Die Inseln des Stillen Ozeans. Leipzig 1895.
Merensky, A. . . . . Deutsche Arbeit am Nyassa. Berlin 1894.
Merker, M. . . . . Die Masai. Berlin 1904.
Meyer, H. . . . . Ostafrikanische Gletscherfahrten. Forschungsreisen im Kilimandjarogebiet. Leipzig 1890.
Morgen, C. . . . . Durch Kamerun von Süd nach Nord. Leipzig 1892.
Obermüller . . . . . Samoa. Leipzig 1889.
Parkinson, R. . . . . Dreißig Jahre in der Südsee. Stuttgart 1907.
Passarge, S. . . . . Adamaua. Bericht über die Expedition des Deutschen Kamerunkomitees in den Jahren 1893/94. Berlin 1895.
Penny, A. . . . . Mitteilungen der Geogr. Gesellsch. Jena 1890.
Pfeil, J. Graf . . . . . Die erste Expedition der Gesellschaft für deutsche Kolonisation nach Ostafrika. Allgem. Konserv. Monatsschrift. 1887, I. S. 285, 393, 621.
Pfeil, J. Graf . . . . . Studien und Beobachtungen in der Südsee. Braunschweig 1899.
Plehn, F. . . . . Die Kamerunküste. Studien zur Klimatologie, Physiologie und Pathologie in den Tropen. Berlin 1898.
Preil, Oberleutnant . . . . Eine Osifahrt. Deutsche Kolonialzeitung 1900, S. 550.
Reichard, P. . . . . Deutsch-Ostafrika. Das Land und seine Bewohner, seine politische und wirtschaftliche Entwicklung. Neue Ausgabe. Leipzig 1898.
Richthofen, F. v. . . . . Kiautschou. Seine Weltstellung und voraussichtliche Bedeutung. Preuß. Jahrb. 1897. Vergl. Geogr. Zeitschr. IV. (1898) S. 103—107.
Rohrbach, Dr. P. . . . . Deutsche Kolonialwirtschaft Bd. 1. Südwest-Afrika. (Buchverlag der „Hilfe" G. m. b. H., Berlin-Schöneberg 1907).
Salesius, P. . . . . Die Karolineninsel Yap. Berlin 1906.
Schillings, C. G. . . . . Mit Blitzlicht und Büchse. (R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1903).
Schinz, H. . . . . Deutsch-Südwestafrika. Oldenburg und Leipzig 1891.
Schmidt, R. . . . . Geschichte des Araberaufstandes in Ostafrika. Seine Entstehung, seine Niederwerfung und seine Folgen. Frankfurt a. O. 1892.

Schnee, Dr. Heinrich . . . Bilder aus der Südsee. (Dietrich Reimer [E. Vohsen], Berlin 1904).

Schneider, Dr. K. . . . . Jahrbuch über die deutschen Kolonien. Essen 1908.

Schwabe, K. . . . . Mit Schwert und Pflug in Deutsch-Südwestafrika. Berlin 1899.

Seidel, A. . . . . Geschichten und Lieder der Afrikaner. Berlin 1896.

Seidel, H. . . . . Lome, die Hauptstadt der Togokolonie. Berlin 1898.

Seidel, H. . . . . Die deutsche Salomoninsel Isabel. Deutsche Kolonialzeitung 1894, S. 104.

Semper . . . . . Die Palauinseln Leipzig 1873.

Tappenbeck, E. . . . . Deutsch-Neuguinea. Berlin 1901.

Volkens, Prof. Dr. G. . . Über die Karolineninsel Yap. Verhandl. der Gesellschaft für Erdkunde. Berlin 1901.

Weicker, Hans . . . . . Kiautschou, das deutsche Schutzgebiet. (Alfred Schall, Berlin 1908).

Werner, B. von . . . . . Ein deutsches Kriegsschiff in der Südsee.

Wohltmann, F. . . . . Der Plantagenbau in Kamerun und seine Zukunft. Berlin 1896.

Zintgraff, E. . . . . Nordkamerun. Berlin 1895.

Zöller, H. . . . . Deutsch-Neuguinea und meine Ersteigung des Finisterre-Gebirges. Stuttgart 1891.

---

# A.

# Die afrikanischen Schutzgebiete

## I. Deutsch-Ostafrika

# A. Die afrikanischen Schutzgebiete

## I. Deutsch-Ostafrika

### a) Allgemeine Beschreibung des Landes

#### Lage und Erwerbungsgeschichte.

Deutsch-Ostafrika ist fast noch einmal so groß wie Deutschland (etwa 995 000 qkm). Auf etwa 700 km bildet der Indische Ozean die natürliche Grenze im Osten, während im Westen die Kirungavulkane, der Kiwu-, der Tanganjika- und der Nordteil des Njassasees, im Norden der Viktoriasee und das Bergmassiv des Kilimandjaro, im Süden der in den Indischen Ozean fallende Rowuma als natürliche Scheiden gegen die Nachbargebiete betrachtet werden können. Die angrenzenden Ländereien gehören im Norden den Engländern, im Süden den Portugiesen, zwischen Njassa- und Tanganjikasee wiederum den Engländern und im Westen dem Kongostaat. Von den der Küste vorgelagerten Inseln ist nur Mafia deutscher Besitz.

Die Erwerbung des deutsch-ostafrikanischen Schutzgebietes ist eine unmittelbare Frucht der im Anfange der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts überall in Deutschland emporlodernden Kolonialbewegung. Das mit der Neubegründung des Deutschen Reiches wiedererwachte nationale Selbstbewußtsein verlangte seinen Anteil an der noch unvergebenen Welt übersee, um seine starke Auswanderung dahin abzuleiten, seinen reichen Bedarf an Kolonialwaren auf eigenem Boden zu erzeugen und neue Absatzgebiete für die Produkte seines rastlos wachsenden Gewerbefleißes zu schaffen. In Frankfurt a. M. entstand der Deutsche Kolonialverein, in Berlin die Gesellschaft für deutsche Kolonisation, beide mit der Aufgabe, diese Gedanken in die Tat umzusetzen. Die Einzieligkeit ihrer Bestrebungen führte nach wenigen Jahren zu ihrer Vereinigung unter dem Namen der Deutschen Kolonialgesellschaft und unter der Leitung des Fürsten Hermann zu Hohenlohe-Langenburg und — nach

dessen Berufung zum Statthalter der Reichslande — des Herzogs Johann Albrecht zu Mecklenburg, Regenten von Braunschweig.

Die Gesellschaft für deutsche Kolonisation hatte bereits im Jahre 1884 die Mittel aufgebracht, um eine Expedition nach Ostafrika zu entsenden. Dr. Karl Peters, Joachim Graf Pfeil und Dr. Jühlke führten dieselbe. Es gelang ihnen, mit den Häuptlingen der Landschaften Useguha, Ukami, Ussagara und Nguru Schutzverträge abzuschließen. Schon zu Beginn des Jahres 1885 wurden diese Gebiete durch kaiserlichen Schutzbrief unter den Schutz des Deutschen Reiches gestellt. Dies war der Anfang der großen deutsch-ostafrikanischen Kolonie.

Die weitere Ausbreitung dieses Besitzes war die nächste Aufgabe der hierauf ins Leben tretenden Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft. Sie schloß zahlreiche weitere Schutzverträge und nahm die erworbenen Gebiete, da sie mit Hoheitsrechten ausgestattet war, ebensowohl in staatliche Verwaltung wie in wirtschaftliche Ausnutzung.

Bald geriet sie indessen mit Séyyid Bárgasch, dem Sultan von Sansibar, der auf die Küstengebiete Rechte geltend zu machen suchte, in Streitigkeiten. Auch das arabische Element der Bevölkerung, in dessen Händen sich Handel und Wandel jener Gebiete befand, und das sich besonders in dem Betriebe des lohnenden Sklavenhandels bedroht sah, wurde gegen die Gesellschaft aufsässig. Nur unter dem Drucke des Erscheinens deutscher Kriegsschiffe vor Sansibar ließ sich der Sultan schließlich herbei, der Gesellschaft die Benutzung des Hafens von Dar-es-Salam zu gestatten. Nachdem er dann später zunächst die Zollstationen in Dar-es-Salam und Pangani an die Gesellschaft verpachtet hatte, überließ er ihr schließlich durch den Vertrag vom 28. April 1888 das ganze Küstengebiet für die Dauer von 50 Jahren und versprach ihr bei der Durchführung ihrer Verwaltungsmaßnahmen seine Unterstützung. Bald darauf starb er indessen, und sein Nachfolger Séyyid Chalifa zeigte sich den ausbrechenden Schwierigkeiten in keiner Weise gewachsen.

Unter Führung des Arabers Buschiri erhoben sich nämlich im Sommer des Jahres 1888 die ostafrikanischen Araber und die von ihnen zum Teil aufgewiegelte Bevölkerung zur Vertreibung der Deutschen. Bald hatten sie fast das ganze Küstengebiet besetzt und alles bisher Geschaffene vernichtet. Dar-es-Salam und Bagamoyo konnten nur durch die Unterstützung deutscher Kriegsschiffe gehalten werden. Die Gesellschaft war am Ende ihrer Kraft, der Sultan unfähig, auch wohl unwillig zu helfen. Dem vom Mutterlande auf Reichskosten entsandten Reichskommissar Hermann von Wissmann gelang es indessen, mit einer in der Hauptsache aus Sudanesen bestehenden Truppe den Aufstand in wenigen Monaten niederzuwerfen. Buschiri wurde gefangen und erschossen.

Trotz dieser schwierigen Verhältnisse waren von entschlossenen Männern auch fernerhin sowohl in Uganda als auch an der Jubaküste und

weiter nördlich Versuche gemacht worden, für Deutschland festen Fuß zu fassen. Auch das Wituland, nicht fern von dem nördlichsten Punkte der Küste des jetzigen deutschen Gebietes, stand bereits seit langer Zeit ganz unter dem Einflusse deutscher Unternehmer. Am 1. Juli 1890 kam indessen zwischen Deutschland und England, dessen Eifersucht erregt war, ein Vertrag zustande, in welchem die Grenzen des Schutzgebietes in ihrer heutigen Ausdehnung festgelegt wurden. Auch Sansibar fiel dem englischen Einflußgebiete zu. Dagegen erwarb Deutschland bei diesem Anlaß bekanntlich die Insel Helgoland.

Am 1. Januar 1891 übernahm das Reich die Hoheitsrechte der Gesellschaft und damit die gesamte Verwaltung der neugeschaffenen Kolonie.

## Bodengestalt. Bewässerung.

Die Oberfläche des ostafrikanischen Schutzgebietes ist sehr einfach gestaltet. Fast das ganze Gebiet wird von einem mächtigen, meist aus Granit, Gneis, Glimmerschiefer, Quarzit bestehenden Hochlande erfüllt, das im Norden ziemlich nahe an die Küste herantritt, nach Süden zu sich immer mehr ins Innere und zuletzt bis fast an den Njassasee zurückzieht. Dies Hochland, das im Durchschnitt mindestens 1000 m Meereshöhe hat, ist im allgemeinen eintönige Ebene mit zerstreuten flachen Hügeln und Kuppen ohne erhebliche Bergzüge und mit geringer Bewässerung. Ein starker Erdriß, der zentralafrikanische Graben, durch die Seenreihe Albert—Albert-Edward—Kivu—Tanganjika bezeichnet, trennt das Hochland Deutsch-Ostafrikas von dem des Kongostaates. Ein zweiter Riß verläuft, schon vom Jordanthale und dem Roten Meere her das Gelände brechend, in der Richtung des Naiwascha-, des Natron-, des Manyara- und des Njassasees. Dies ist der ostafrikanische Graben. Von ihm gehen mehrere seitliche Bruchspalten nach Westen aus, z. B. der Wembäre-Graben mit dem Njarosasee und der Rikwagraben mit dem immer mehr eintrocknenden Rikwasee.

Bedeutende vulkanische Ergüsse haben die Sohle dieser Senkungsfelder und der Seitenspalten ebenso wie ihre Ränder nicht selten stark verändert und zur Bildung einzelner erheblicher Bergmassen geführt. Hierher gehören z. B. der Kilimandjaro, ein erloschener Vulkan, in einer Seitenspalte des ostafrikanischen Grabens, dessen Basis eine Fläche bedeckt, die anderthalbmal so groß ist wie der Harz. Er ist der höchste Berg des afrikanischen Kontinents überhaupt. Die westliche, über 6000 m hohe Spitze, der Kibo (d. i. der Helle, weil sein Gipfel in die Region des ewigen Schnees hineinreicht), überragt die Mawensispitze noch um 500—700 m [1])

[1]) Nach den neuesten englischen Messungen soll der Kibo nur 5888 m, der Mawensi nur 5142 m hoch sein. (Vgl. Jahrbuch über d. deutschen Kolonien. 1. Jahrg. S. 23.)

Bis zu einer Höhe von 1700 m erstrecken sich allerlei Kulturen (vornehmlich Bananenpflanzungen), hieran schließt sich ein Urwaldgürtel (bis 2900 m). In geringer Entfernung wsw. liegt der vulkanische Meruberg (4460 m), südwestlich davon am Balangdasee im ostafrikanischen Graben der Gurui (3300 m). Nördlich vom Kivusee (im zentralafrikanischen Graben) erhebt sich das gewaltige Massiv des Kirungavulkans.

Der Ostrand des Hochlandes zeigt ebenso wie der durch den zentralafrikanischen Graben gebildete Westrand bedeutende Aufwulstungen, das ostafrikanische und das zentralafrikanische Schiefergebirge. Zu diesem sind die zwischen Kiwu- und Tanganjika- und Viktoriasee gelegenen Bergländer von Urundi und Ruanda zu rechnen. Jenes zieht vom Kilimandjaro, von dem es allerdings durch eine Senke getrennt ist, als Pare- und Usambaragebirge am linken Ufer des Ruwu und Pangani in südöstlicher Richtung fast bis an die Küste. Seine Mitte umgibt als Bergland von Nguru, als Rubehogebirge, durch das sich die Straße und bald auch die Eisenbahn von Dar-es-Salam, Mrogoro nach Mpapua und Tabora hinaufwindet, und als Uluguruberge den Ober- und Mittellauf des Wami. Sein Südende streicht vom mittleren Ruaha, dem größten Nebenfluß des Rufiji als Bergland von Uhehe südwestlich, heißt am Ostufer des Njassasees das Livingstonegebirge und bildet am Norduser desselben das Bergland von Konde, dessen gewaltiger Gipfel, der Rungwe, mit 3170 m Höhe den höchsten deutschen Alpenberg noch um 200 m überragt.

Zwischen dem inneren Hochlande und dem Küstenstreifen dehnt sich eine im Norden ziemlich schmale, nach Süden sich zu ansehnlicher Breite erweiternde Vorlandszone von höchstens 125 m Meereshöhe aus, die aus jurassischen Thonschiefern und Kalken, weiterhin aus Sandstein der Steinkohlenformation besteht.

Die wenig gegliederte Küste besteht aus Korallenkalk, wird von Mangrovendickicht umsäumt, von zahllosen Korallenriffen eingefaßt, von starken Dünen überlagert und neigt zur Sumpfbildung. Größere Einbuchtungen finden sich bei Tanga, Dar-es-Salam, Kilwa, Lindi und Mikindani.

Neben vielen kleineren Seen hat das Schutzgebiet auch drei große Wasserbecken aufzuweisen, den Viktoriasee, den Tanganika im Gebiet des zentralafrikanischen und den Njassasee im Verlaufe des ostafrikanischen Grabens. Der Viktoriasee, 1200 m hoch gelegen, sehr inselreich, von der Größe des Königreichs Bayern hat meist flache Ufer, während der fischreiche Tanganika, fast 400 m tiefer gelegen und mit Buchten reich versehen, von waldigen Bergen eingeschlossen wird. Der Njassa, langgestreckt wie der Tanganika, ist durch das Livingstonegebirge vom nördlichen Verlaufe des ostafrikanischen Grabens abgeschnitten.

Die Flüsse entwässern in ihrer Mehrzahl nach dem indischen Ozean, einige nach den zentralafrikanischen Seen. Als Wasserscheide ist das

abflußlose Gebiet der Wembäresteppe und ihre südliche Fortsetzung nach dem Rikwasee hin zu betrachten. Die zum Indischen Ozean hin abfallenden Ströme, der Pangani (auch Ruwu), der Wami, der Kingani, Rufiji und Rowuma kommen vom Hochlande herab, durchbrechen das Randgebirge in breiten malerischen Tälern, sind aber wegen ihres naturgemäß starken Gefälles, zahlreicher Schnellen und Wasserfälle nur mit Einschränkungen schiffbar zu nennen. Je mehr das Randgebirge im Süden zurücktritt, umsoweniger machen sich diese Uebelstände bemerkbar. Der Rufiji, länger als der Rhein (er nimmt den Ulanga und Ruaha auf), wird nach einigen Verbesserungen fast in seiner ganzen Ausdehnung befahren werden können.

Jenseit der oben erwähnten Wasserscheide fallen die wenig zahlreichen, in der Trockenzeit oft wenig Wasser führenden Stromläufe in den Viktoriasee (wie der Kagera, Simiju u. a.) oder in den Tanganika (Malagarasi).

## Klima. Gesundheitsverhältnisse.

Das Klima ist tropisch, aber nicht einheitlich. Von Ende April bis Anfang Oktober, d. i. während der Trockenzeit, wehen südöstliche, von Mitte November bis Mitte März nordöstliche Winde. Diese östlichen Winde treiben die Dunstmassen des Indischen Ozeans ins Land, wo sie beim Aufstieg auf das Hochplateau abgekühlt und niedergeschlagen werden. Ins Binnenland gelangt davon naturgemäß nur wenig.

Je nach dem Sonnenstande tritt eine Trockenzeit und eine gewitterreiche Regenzeit ein. Das Vorland, außerdem zum Teil von den erwähnten Steigungsniederschlägen betroffen, hat gewöhnlich zweimal Regen- und Trockenzeit. Im Innern ist der Gegensatz zwischen beiden Jahreszeiten weniger stark. Die Regenzeiten sind von sehr verschiedener Ergiebigkeit und fallen zum Schaden der Vegetation oft sehr spärlich aus. Im Gebiet des ostafrikanischen Grabens beträgt die Regenzeit nur 3—4 Monate und die Regenhöhe nur 30—40 cm.

Die Temperatur der feuchten Küstenlandschaften ist ziemlich gleichmäßig; sie bewegt sich im Mittel zwischen 23 ° im Juli und 28 ° C. im Februar. Da die trockene Luft des hochgelegenen Binnenlandes die Zustrahlung wie die Ausstrahlung der Wärme fördert, so sind hier die Tage heißer und die Nächte kühler, ein Gegensatz, der unter anderm einen außerordentlich starken Taufall zur Folge hat.

Für den Europäer ist das Klima, wenigstens an der Küste und in der Vorlandzone, sowie im Seengebiet nicht gerade gesund, da die gleichmäßig feuchtwarme Luft seinem Organismus auf die Dauer nicht immer zuträglich ist. Dazu kommt, daß die Malaria mit ihren immer wiederkehrenden Anfällen die Gesundheit leicht in bedrohlicher Weise schwächt. Angeregt durch die Untersuchungen des Geheimrats Koch sind aber Vorkehrungen getroffen, wodurch die Malaria bereits erheblich eingeschränkt

wurde; auch gibt es Gegenden, wo sie selten oder gar nicht vorkommt, und diese, z. B. das Kilimandjarogebiet, der Meruberg, Iringa eignen sich für Besiedelung mit Europäern, weisen tatsächlich auch schon zahlreiche Farmen auf, wo die Ansiedler ohne Schaden für ihre Gesundheit sogar körperlich im Freien arbeiten können. Auch Rheumatismus und Katarrhe der Luftwege sind häufige Erscheinungen. Unter den Eingeborenen herrscht die Wurmkrankheit, im Süden der Aussatz; neuerdings hat auch eine Einschleppung der Schlafkrankheit in das Seengebiet stattgefunden.

In Dar-es-Salam und in Tanga bestehen Gouvernementskrankenhäuser, in ersterem Orte ist auch ein Hospital für Farbige. Stationskrankenhäuser und Polikliniken sind über das ganze Gebiet verbreitet. Segensreich wirkt auch das Lienhardt-Sanatorium in Wugiri in Westusambara für Weiße. Für das Pflegepersonal sorgt der Berliner „Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien".

## Pflanzen- und Tierwelt.

Hinsichtlich der Pflanzenbedeckung sind zu unterscheiden die Küste, die Gebirgsländer und die Hochebene des Binnenlandes. Die feuchtwarme Küste zeigt eine üppige Flora. Der Ufersaum wird von Mangroven eingefaßt, den Dünensand bedeckt spärlicher Graswuchs. Dahinter aber erstreckt sich dichter Busch, untermischt mit unzähligen Kokospalmen, ferner mit Mangobäumen, Affenbrotbäumen, Kopalbäumen, Barringtonien usw. Dazwischen haben die Eingeborenen ihre Felder bestellt mit Hirse, Mais, Muhogo (Maniok), Zuckerrohr, Reis u. s. w.

Die Randgebirge, welche die Feuchtigkeit des Indischen Ozeans auffangen, verdanken dieser besonders in den tieferen Schluchten eine reichliche Pflanzenbedeckung. Daher die üppige Fruchtbarkeit z. B. in den Gebieten Usambaras, in den Ulugurubergen, im Kondelande u. s. w. Ebenso die Aufschüttungen im ostafrikanischen Graben, wie der Kilimandjaro, der Meru und der Gurui. Hier finden sich auch ausgedehnte Waldbestände, bestehend aus Wollbäumen, Sykomoren, Tamarinden, Kopalbäumen, Myombobäumen, Albizzien, Butterbäumen, verschiedenen Palmenarten, Bananen, Schlinggewächsen u. s. w. In größerer Höhe finden sich auch Nadelhölzer.

Auf dem Hochlande sind Wassermangel und Bodenbeschaffenheit gleich widrig. Weite Strecken sind von Laterit überlagert, in welchem das Wasser schnell einsickert. Grundwasser fehlt. Nur hin und wieder findet sich eine vorteilhafte Erddecke, wie z. B. Tonerde auf dem Masaihochlande. Der Pflanzenwuchs ist daher dürftig. Hohes, in getrennten Büscheln sprießendes Gras überwiegt, untermischt mit Dornbusch und anderem Gestrüpp. Hier und da sind Aloes und riesige Euphorbien verstreut. Sind die Verhältnisse günstiger, so entwickelt sich auf dieser Steppe ein schwacher Waldbestand, meist von Akazien- und Mimosen-

arten, dessen einzelne Stämme aber in weiter Entfernung voneinander stehen und selten nur enger zu einer Art Parklandschaft zusammenrücken.

Dies wenig erfreuliche Bild wird mit einem Schlage verändert, wo ein perennierender Fluß das Ufergelände befruchtet. Hier bilden sich üppige Wiesen und oft nicht unansehnliche Galeriewälder.

Die Tierwelt ist reich vertreten, in der Hauptsache eine Steppenfauna. Antilopen aller Arten, Zebras, Strauße, Giraffen und Büffel durchstreifen die Hochebene, Hyäne und Schakal schleichen heimtückisch umher, schwerfällig trottet das Nashorn seinen Weg, Leopard und Löwe lauern im unentwirrbaren Dickicht, Elefantenherden durchziehen stampfend die weiten Bergwälder, wo sich zahlreiche Affenarten von Ast zu Ast schwingen. Die Flüsse und Seen beherbergen neben zahlreichen Fischarten auch Krokodile und Flußpferde und sind die Tummelplätze einer ungemein reichhaltigen Wasservogelfauna. Die den Haustieren so verderbliche Tsetse-Fliege findet sich nur strichweise, dagegen ist die gefräßige Termite häufig genug, und die Heuschreckenplage hat nicht selten schon Hungersnot im Gefolge gehabt.

## Bevölkerung.

Die Bevölkerungszahl kann bisher nur oberflächlich geschätzt werden. Die Schätzungen schwanken zwischen 3—6 Millionen. Dichter bevölkert sind nur die Vorzugsgebiete, d. h. die Küste, das Randgebirge, das Kulturland des Kilimandjaro, schon weniger dicht die Landschaften Unyamwesi, Ussukuma und die Hochebene zwischen dem Viktoria- und dem Tanganikasee. Alles übrige ist nur dünn besiedelt. Dies ist sicherlich zum Teil eine Folge des früher hier in großem Umfange betriebenen Sklavenhandels, zum andern auf die unaufhörlichen Kriegszüge von Süden her vordringender Suluvölker zurückzuführen.

Die Hauptmasse der Bevölkerung besteht aus Bantunegern, d. h. Angehörigen jener großen Sprachen- und Völkerfamilie, die den afrikanischen Kontinent vom 5° nördlicher Breite bis zum 25° südlicher Breite besetzt hält. Auch die Küstenstämme in Kamerun, sowie die Hereros und die Ovambo in Südwestafrika gehören dazu. Ein besonders charakteristischer Zug dieser Sprachenfamilie besteht darin, daß die Klasse und die Mehrzahl der Hauptwörter und der Eigenschaftswörter, sowie die Personal- und Temporalbezeichnungen der Zeitwörter durch Vorsilben, nicht durch Endungen ausgedrückt werden, z. B. im Suaheli, der Sprache der Küstenneger Ostafrikas: **mpishi mdogo hauwezi** (wörtlich: Koch kleiner ist = krank): **wapishi wadogo hawawezi** (Köche kleine sind = krank.)[1]).

[1]) Man merke besonders, daß die Vorsilbe u das Land, m einen Eingeborenen, wa mehrere Eingeborene, ki die Sprache oder die Art bezeichnet, z. B. Uhehe, das Land U.; Mhehe, ein Mann aus Uhehe; Wahehe, Leute aus Uhehe; Kihehe, Sprache oder Sitte von Uhehe.

Die Bantu zerfallen in mehrere Gruppen und Untergruppen, welche sich aus zahlreichen Stämmen zusammensetzen. Jeder Stamm hat seine Besonderheiten mit Bezug auf körperliche und seelische Eigenschaften, wie auch auf die materielle und die geistige Kultur. Jeder hat seine eigene Sprache. Wir unterscheiden in Deutsch-Ostafrika die älteren Bantu an der Küste (Waschambaa, Wasegua, Wangun, Wassagara, Wakami, Wakhutu, Wasaramo, Wadoe u. s. w.) von den älteren Bantu des mittleren Gebiets (Wanyamwesi, Wassukuma, Wakonongo u. s. w.), den Bantu des Zwischenseen-Gebiets (Waruanda, Warundi, Wakaragwe, Wankole u. s. w.) und den nördlichen oder jüngeren Bantu (Wadjagga, Wataïta, Waturu, Wambugwe, Wairangi, Wakaguru, Wagogo, Waschaschi u. s. w.). Den südlichen Suluvölkern verwandt sind die Wayao, Wahehe, Watussi, Wangoni u. s. w.

Neben den Bantu finden sich einige Völker hamitischen Ursprungs zum Teil mit nilotischer Beimischung. Hierher gehören die Wahuma (als herrschende Klasse unter den Bantu des Zwischenseen-Gebiets), die Wasiomi, Wairaku, Wauassi, Wakwasi und Wataturu.

Das durch seine Räubereien gefürchtete Volk der Masai soll nach den neuesten Untersuchungen von Merker semitischen Ursprungs, sogar ein Zweig des ursprünglichen Volkes der Israeliten sein und in seinen religiösen Ueberlieferungen auffallende Anklänge an die Bücher Mosis zeigen.

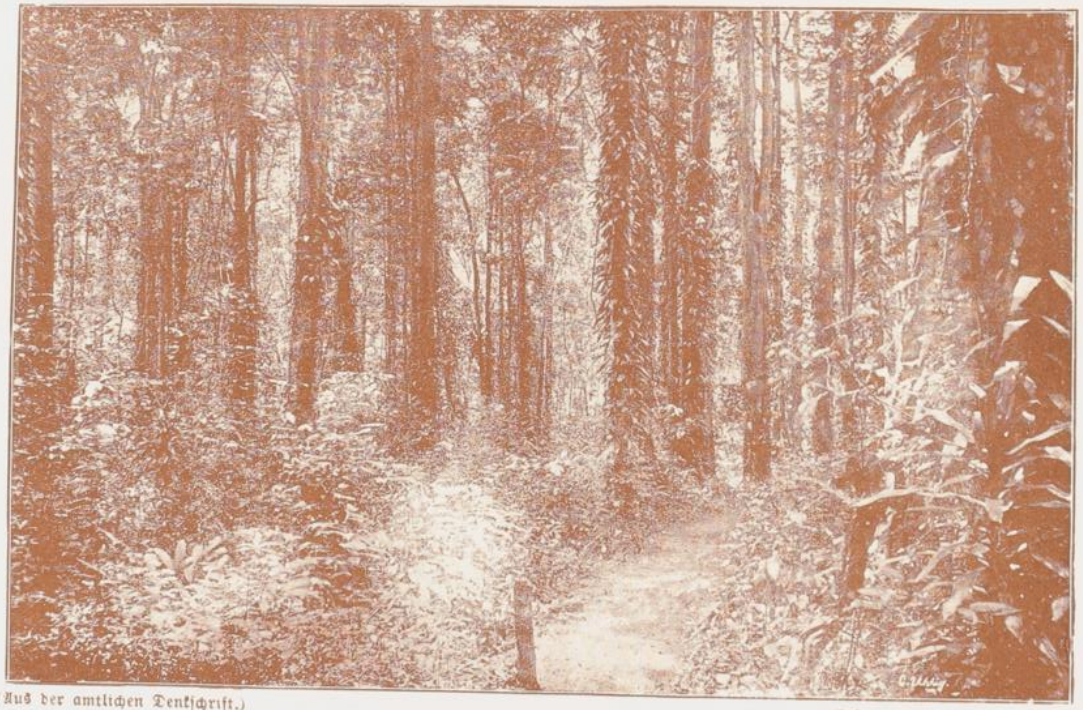
Die Bevölkerung der Küste im engeren Sinne sind die Wasuaheli, ein Mischvolk aus den verschiedensten Inlandstämmen und arabischem Blute. Sie sind im Gegensatz zu der Binnenbevölkerung Mohammedaner und verdanken den Arabern eine Art Halbkultur. Ihre Sprache ist die Verkehrssprache in einem großen Teile des Schutzgebiets und darüber hinaus.

Außerdem finden sich in größerer Anzahl Araber, als Großgrundbesitzer und Karawanen-Händler sowie infolge des Uebergewichts ihrer Kultur die vorherrschende Klasse, und Inder, als Großkaufleute und seßhafte Kleinhändler von großem Einfluß auf das gesamte Wirtschaftsleben.

An Europäern zählte die Kolonie Anfang 1907 2629 Einwohner, wovon 1656 deutsche Reichsangehörige waren. Von den erwachsenen Europäern waren 254 Regierungsbeamte, 195 Angehörige der Schutztruppe, 314 Geistliche und Missionare, 315 Ansiedler, Farmer, 193 Techniker u. s. w., 194 Handwerker, 237 Kaufleute u. s. w.

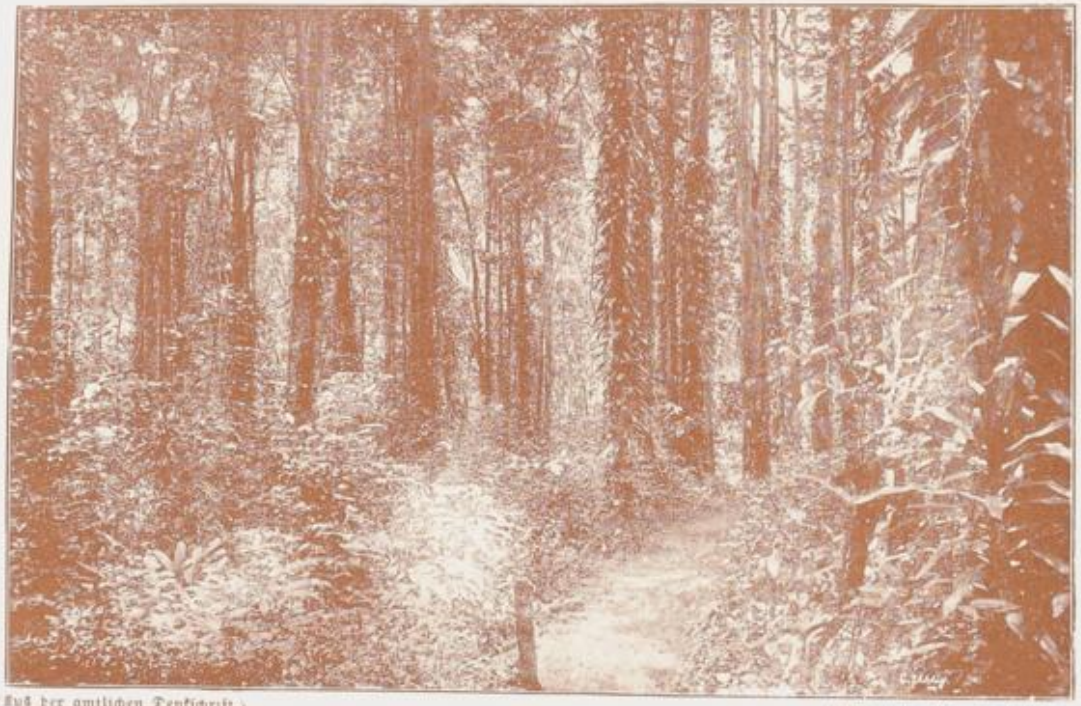
## Produktion des Landes. Gewerbfleiß.

Die meisten Bantu des Schutzgebietes treiben Ackerbau, häufig daneben auch Viehzucht, selten letztere allein. Einen besonderen Ruf als Ackerbauer genießen die Waschambaa in Usambara und die Wanyamwesi. Man zieht verschiedene Bohnen- und Hirsearten (z. B. Mtama = Durra



(Aus der amtlichen Denkschrift.) (Aufg. von Prof. Dr. Uhlig.)

**Hochwald auf Pflanzung Kwamkoro** (Ost-Usambara)
(Deutsch-Ostafrika).



(Aus der amtlichen Denkschrift.) (Aufg. von Prof. Dr. Uhlig.)

**Hochwald auf Pflanzung Kwamkoro** (Ost-Usambara)
(Deutsch-Ostafrika).

oder Sorghum, kunde (Bohnen), Mais (mhindi), Reis (mpunga), Maniok (mhogo), Bataten (viazi), Erdnüsse (njugu), Sesam (simsim), Erbsen (baazi), Bananen (ndizi), Tabak (tumbako), Zuckerrohr (mua) u. s. w. In neuerer Zeit haben sie sich auch mit gutem Erfolg in Bukoba dem Anbau von Kaffee und an der Küste der Baumwollenkultur zugewandt. Am wichtigsten für den Lebensunterhalt sind das Kafferkorn (mtama), die Banane und die Kokosnuß. Zahlreiche Obstbäume liefern prächtige Früchte (Zitronen, Datteln, Guaven, Mandarinen, Jackfrüchte, Feigen, Aepfel, Nüsse, Oliven, Granatäpfel, Mandeln u. s. w.)

Die Europäer haben außer mit europäischen Gemüsen und Obstsorten bisher besonders mit Kaffee, Tabak, Thee, Vanille, Baumwolle und Faserpflanzen größere Kulturversuche gemacht. Unbedingt gelungen sind die Versuche mit Kaffee in Usambara, am Kilimandjaro und Meru, ferner mit Baumwolle und Sisalagaven, Kautschuk. Deutsch-Ostafrika führte im Jahre 1906 500 000 kg Kaffee, fast 4 Millionen kg Kopra, fast 2 Mill. kg Sisalagavenhanf, 183 000 kg Baumwolle und 300 000 kg Kautschuk aus, die zusammen einen Wert von 5 Mill. ℳ darstellen.

Viehzucht treiben besonders die Völker zwischen dem Viktoria- und dem Tanganikasee (neben Ackerbau) und die Masai. Aber auch sonst werden z. B. Ziegen und Hühner überall gehalten. Das Rind findet sich in zwei Arten, als kurzhörniges Buckelrind und als langhörniges Watussi- (oder Wahuma-) Rind. Die Rinderzucht ist der Ausdehnung fähig, doch muß die Rasse verbessert werden. Bienenzucht findet sich bei vielen Stämmen.

Bergbau im eigentlichen Sinne haben die Eingeborenen bisher nicht getrieben, doch verstehen sich z. B. die Wagueno im Ugueno-Berglande auf die Gewinnung und Verarbeitung von Eisen. Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Kolonie wertvolle Mineralschätze enthält. Festgestellt ist bisher das Vorkommen von Kohle (am Njassasee), Eisenerzen, Gold,[1]) Salz, Granaten (in Ukami, Usagara und bei Lindi), Glimmer[2]) (am Pongwe-Berge und in Uluguru), Graphit (in Uluguru und Ukami) Malachit u. s. w.

Das Handwerk liegt in den Küstenstädten meist in den Händen der Inder. Sonst ist der Gewerbebetrieb gering. Etwas Töpferei, Holzschnitzerei und Flechterei wird überall getrieben. Eines besonderen Rufes als Schmiede genießen die Wadjagga am Kilimandjaro.

## Handel und Verkehr.

Der Großhandel lag an der Küste vor nicht zu langer Zeit ganz in den Händen indischer Großkaufleute, die in Sansibar ansässig sind. Die kleineren Händler in den Küstenorten entnahmen von ihnen ihren Bedarf.

---

[1]) In der Wemberesteppe bei Sekenke sollen Goldbergwerke angelegt werden.
[2]) Glimmer wird bereits in ausgezeichneter Qualität ausgeführt.

Jetzt sind deutsche Firmen an die Stelle jener indischen Großhändler getreten.

Eingeführt werden Baumwollwaren, Reis, Mais, Mehl, Kartoffeln, Zucker, Bier, Wein, Spirituosen, Zement, Salz, Kohle, Petroleum, Eisen, Eisenwaren, Maschinen. Die Hauptausfuhrartikel sind Elfenbein, Häute, Felle, Kautschuk, Kopal, Kopra (getrockneter Kokoskern), Sesam, Kaffee, Rohbaumwolle, Sisalhanf, Gerbhölzer und -Rinden. Im Jahre 1907 stand einer Gesamteinfuhr von fast 24 Mill. ℳ eine Ausfuhr von mehr als 12½ Mill. ℳ gegenüber.

Der Mangel an geeigneten Verkehrsmitteln ist noch immer einer weiteren Entwicklung des Handels hinderlich. Der gewaltige Aufschwung des Handels über die Binnengrenze — er stieg im Jahre 1906 um 3 Mill. ℳ — ist ausschließlich dem Einflusse der benachbarten engl. Ugandabahn zuzuschreiben. Angeregt durch deren Erfolge scheint auch der Bahnbau in unserer Kolonie lebhafter zu werden. Die Usambaraeisenbahn geht bereits von Tanga bis Mombo und soll vorläufig bis an den Panganifluß, später bis an den Kilimandscharo und dann wohl weiter um den Meruberg herum an den Viktoriasee geführt werden. Eine zweite Bahn geht von Dar-es-Salam nach Mrogoro, bald auch bis Tabora. Ihre Weiterführung von da nach Udjidji am Tanganjikasee und nach Muansa am Viktoriasee, sowie der Bau einer Südbahn von Kilwa nach Wiedhafen am Njassasee sind zu erwarten. Auf den 3 großen Seen, sowie an der Küste wird der Verkehr durch Regierungsdampfer vermittelt.

Mit dem Mutterlande wird das Schutzgebiet durch die Dampfer der Deutsch-Ostafrika-Linie einmal alle 3 Wochen (Fahrzeit 21 Tage) verbunden. Von fremden Linien laufen Schiffe der Messageries Maritimes (Marseille—Sansibar) und der British India Steam Navigation Company auch Deutsch-Ostafrika an. Postanstalten bestehen bereits 34; der Verkehr zwischen denselben wird durch Eisenbahn, durch Regierungsdampfer, vorwiegend aber noch durch Boten vermittelt. Dar-es-Salam und Bagamoyo sind außerdem unter sich, sowie mit Tanga und Mikindani durch Telegraphen, Dar-es-Salam auch mit Sansibar unterseeisch verbunden. Ins Innere führt eine Telegraphenlinie von Dar-es-Salam über Tabora nach Muansa, eine andere von Tanga nach Moschi und Aruscha. Dar-es-Salam, Tanga, Bagamoyo und Pangani haben Ortsfernsprechnetze.

## Verwaltung. Schule. Mission.

An der Spitze der Verwaltung steht ein Gouverneur, zurzeit der Freiherr v. Rechenberg; er vereinigt in seiner Person die oberste Zivil- und Justizgewalt. Sein Vertreter ist gleichzeitig Kommandeur der aus 80 Offizieren (auch 34 Aerzten) und über 2500 farbigen Soldaten bestehenden Kaiserlichen Schutztruppe.

Für die Zwecke der Verwaltung ist das gesamte Schutzgebiet in sechzehn Bezirksämter, zwei Militärbezirke, drei Residenturen eingeteilt.

Hauptstadt und Sitz des Gouverneurs ist Dar-es-Salam (24 000 Einw.). Andere größere Städte sind Bagamoyo, Tanga, Pangani, Lindi, Tabora, Udjidji.

Regierungsschulen für die Eingeborenen bestehen in Dar-es-Salam Tanga, Pangani, Bagamoyo, Kilva, Lindi. Fast mit allen sind Handwerkerschulen (für Tischler, Buchdrucker, Buchbinder, Schmiede, Schlosser, Drechsler) und Hinterlandschulen verbunden. Für die Verbreitung des Evangeliums sind acht evangelische und fünf katholische Missionsgesellschaften tätig.

## b) Aus den Berichten der Reisenden und Forscher

### Die erste Expedition der Gesellschaft für deutsche Kolonisation nach Ostafrika.[1])

Am Morgen ging der Marsch wieder am Flusse entlang, bei Stanleys Freund „Kadetamare" vorbei, dessen Dorf, das schönstgelegene im ganzen Mukondogwa-Thal, von riesigen Baobab beschattet, den Gipfel eines steilen Hügels krönt. Wir überschritten den seichten Fluß. Zackig und steil ragt ein dicht bewaldeter hoher Berg vor uns empor, bis zu dessen Fuß sich eine Ebene erstreckte, welche anscheinend bis auf den letzten Quadratzoll bebaut war. In ihrer Mitte und in Mitte der Anpflanzungen erhob sich ein Dorf von etwa 20 Hütten. Es war Muini-Sagara. Durch unaufhörliche Gewehrsalven grüßend betrat unsere Karawane das Dorf. Das Geschieße scheint eine unausrottbare Mode unten den Leuten zu sein; jedes Verbot bleibt unbeachtet; geschossen wird doch. Ein junger Schwarzer in auffallend reinlicher Kleidung empfing uns. Er trug ein weißes Unterkleid arabischen Schnittes, karrierten Ueberwurf und weiße Mütze ohne Rand. Ein Haus, welches wir während unseres Aufenthaltes hier bewohnen sollten, wurde uns angewiesen und mitgeteilt, daß der junge Schwarze, „Kibana", der Sohn des Muini-Sagara, sei. Muini-Sagara ist kein Name, sondern ein Titel und heißt wörtlich übersetzt: Eigentümer von Sagara. Der Wohnsitz des „Eigentümers" wird nach ihm benannt, und zöge heute z. B. der Häuptling in ein anderes Dorf, so würde dieses den Namen Muini-Sagara erhalten. Als wir ein wenig geruht hatten, erkundigte sich Kibana nach Ziel und Zweck unserer Reise und erbot sich, sofort seinen Vater zu benachrichtigen, als er hörte, daß diesem hauptsächlich unser Kommen galt. Nun wurden die für diesen bestimmten Geschenke hervorgeholt. Goldgestickte arabische Gewandung, Unterkleid, bunter Turban und rote Weste funkelten neben nagelneuen

[1]) J. Graf Pfeil: „Allgem. Konserv. Monatsschrift", 1887, S. 623–624.

Maskatzeugen reichsten und geschmacklosesten Musters; Glasperlen verschiedenster Art vervollständigten die Gabe. Auch des Sohnes wurde gedacht, seinen nicht unerheblich scheinenden Einfluß oder doch jedenfalls seinen guten Willen für uns zu gewinnen; ein ähnliches, wenn auch nicht ganz so reichliches Geschenk wurde für ihn auserlesen. Jetzt wurde Muini-Sagara angemeldet. Ich war neugierig auf sein Aeußeres, denn erstens war er uns als ein mächtiger Häuptling geschildert worden, zweitens vermutete ich in ihm den alten „Kadetamare", Stanleys den Weißen so günstig gesinnten Freund.

An Stelle eines imposanten, von Ratgebern umgebenen Negerkönigs wankte, stabgestützt, ein altes Gerippe in das Haus und fiel in sitzende Position auf eine unserer Kisten. Im Gegensatz zum reinlichen Sohne war der Alte außer von einem alten Ziegenfell nur von namhaftem Schmutz bedeckt, und es regte sich bei mir Zweifel, ob er oder das Ziegenfell Ursache waren des nasebeleidigenden Duftes, welcher sich nach seiner Ankunft in dem engen Raume verbreitete. Mit einigen Grunztönen aus der Tiefe seines Magens beantwortete Muini-Sagara unseren ehrerbietigen Gruß. Ein Zeichen hohen Alters, deckte schmutzig gelbes, schon äußerst spärliches Haar sein Haupt. Wässerig und ausdrucklos, doch voll unsäglicher Habgier, starrten die Augen aus dem gleich dem ganzen übrigen Körper mit unzähligen Runzeln bedeckten Gesicht. Als ich Muini-Sagara später besser kennen lernte, erfuhr ich, daß man sein Alter über 100 Jahre schätzte. Vor etwa 20 Jahren wurde er nach Sansibar gelockt, um dort über einen Mord, den er hatte begehen heißen, Rechenschaft abzulegen. Er war damals so alt, daß man fürchtete, er würde die Reise nach Sansibar nicht mehr ertragen. In Sansibar saß er zehn Jahre im Gefängnis, kehrte dann nach Usagara zurück und lebt immer noch als Muini-Sagara. Stumpf für alles andere, hatte ihm sein Alter doch eins nicht rauben können: die Wertschätzung guter Dinge. Kaum war ihm das Verständnis dafür aufgegangen, daß die dargelegten Geschenke für ihn bestimmt seien, so erhellte sich sein Antlitz. Er grunzte etwas Unverständliches zu einem ihn begleitenden Knaben, der sofort mit sämtlichen Sachen verschwand. Hungrig fiel sein Blick auf die Geschenke für Kibana; ein Grunzton, der wohl die Frage ausdrückte, für wen die Sachen seien, wurde von Kibana selbst beantwortet, und erfreut ließ der Alte auch die Geschenke seines Sohnes wegtragen, sie natürlich selbst in Besitz nehmend. Kibana teilte mir später mit, wenn ich ihm etwas schenken wolle, möchte ich es nicht in der Gegenwart seines sehr habgierigen Vaters thun, der nicht gern etwas Gutes im Besitz eines anderen sähe. Nachdem die dargebotenen Geschenke in Sicherheit gebracht waren, irrten die hungrigen Blicke des Alten umher, ohne etwas Besonderes wahrzunehmen. Einige Brummtöne wurden uns dahin übersetzt, daß Herrn Muini-Sagara eines Messers gelüste, und noch mehr Gebrumme

deutete wohl Unwillen an, daß wir Nichtbesitzes halber seinen Wunsch unerfüllt lassen mußten.

Den Alten in gute Laune zu setzen, erzählten nun unsere Leute von unserer Reise, teilten mit, daß wir überall reiche Geschenke verteilt hätten und auch seinen Wunsch bezüglich eines Messers gern erfüllen, ja solche unter Umständen, d. h. wenn uns ein Verweilen im Lande gestattet würde, gern mit der nächsten Karawane in reicher Auswahl herbeischaffen würden. Zur Erleichterung der Gemüter wurde Kaffee verabreicht, den auch Muini-Sagara kostete. Nach eindringlichem Palaver,[1]) in welchem gewiß das Messer eine große Rolle spielte, erklärte sich Muini-Sagara bereit, einen Vertrag zu unterzeichnen. Die Zeremonie ging ohne jede Feierlichkeit vor sich. Muini-Sagara machte ein Kreuz unter den vom Dolmetscher übersetzten Vertrag, dann unterzeichneten die höchsten Ratgeber, dann Kibana, am nächsten Tage ein anderer Sohn des Muini-Sagara, namens „Masengu", der von seinem entfernten Wohnsitz herbeigekommen war, die Weißen zu sehen. Am Tage nach unserer Ankunft lag der erforderliche Vertrag fertig vor uns, und die Gesellschaft für deutsche Kolonisation war Herrscherin in Usagara.

### Durch den Urwald am Kirunga.[2])

Um 1/2 3 Uhr begann langsam der Anstieg. Vorher schickten wir unsere Maulesel, denen das Klettern durch die Lavaspalten viele Mühe machte, mit den Somali zurück und betraten alsbald dichtes Gestrüpp, das sich, je weiter wir vordrangen, immer mehr zum eng verwachsensten, lianenbehangenen Urwald entwickelte. Bald umgab uns völlige Dunkelheit.

Mit einem Male hörte der Pfad auf, und gleichzeitig waren auch schon unsere Führer, einen unbeachteten Moment benutzend, im dichten Busch verschwunden.

Nun begann ein mühsames, schrittweises Vorwärtsarbeiten mit Axt und Messer. Aber ich merkte bald, daß es ganz unmöglich sei, die Einsattelung, die den Hauptkraterkegel von einem nach Süden vorgelagerten und bedeutend niedrigeren Nebenkrater trennte, noch vor Einbruch der Nacht zu erreichen. Wäre uns das gelungen, so hätten wir auf halber Höhe lagern können, und es wäre Aussicht vorhanden gewesen, am folgenden Tage bis zum Gipfel zu gelangen. So aber steckten wir mitten im undurchdringlichsten Wald und waren genötigt, uns erst einen

---

[1]) d. h. Beratung, Unterhandlung, vom portugiesischen palabra (Wort) Palaver ist sonst nur in Westafrika gebräuchlich; die Suahili sagen „Schauri". (Siehe unten.)

[2]) Graf Goetzen: „Durch Afrika von Ost nach West", S. 193–194, 203—208, 208–213.

Platz freizumachen, auf dem wir die Zelte aufschlagen konnten. Nachdem das geschehen war, legten wir uns um 9 Uhr zur Ruhe nieder.

Am nächsten Tage ließen wir die Zelte und Träger zurück und arbeiteten uns zunächst mit den drei Askari weiter. Unsere Jagdmesser bewährten sich dabei vorzüglich, noch besser aber die Seitengewehre[1]) unserer Soldaten. Es war ein wahres Vergnügen, die Aeste und Lianen unter den Hieben rechts und links zur Seite fliegen zu sehen; aber dennoch ging es nur langsam vorwärts, weil oft genug so ein Hieb in das Dornengestrüpp gleich wieder neue Ketten von Lianen und Ranken herabriß. Zum Glück war die Steigung nicht sehr bedeutend; auch die Richtung nach der erwähnten Einsattelung glaubten wir im großen und ganzen innegehalten zu haben.

Unter solchen Schwierigkeiten legten wir fünf Männer in neunstündiger Arbeit einen Weg von ungefähr 2 km Länge frei. Mühevoll genug, aber doch genußreich waren diese Stunden, denn eine ganz neue Natur that sich uns hier auf. Wundervolle Blumen, Pflanzen mit phantastischen, riesenhaften Blättern, wie wir sie nie zuvor gesehen, zeigten sich unseren Blicken. Gummilianen, wilder Pfeffer, dazu zahllose Moose, Flechten und Schwämme an den vermoderten, uralten Stämmen, das alles bildete ein wirres Durcheinander, und über unsere Köpfe hinweg flatterten mit lautem Kreischen graue Papageien, die ersten Vertreter einer neuen Fauna.

Auch am folgenden Morgen wird tüchtig weiter gearbeitet und die Bahn auf weitere 2 km freigelegt. Bakari, der Lampenjunge, begleitet uns heute mit der Pflanzenmappe. Die Vegetation ist noch verschlungener und noch dichter, als tags zuvor. Dabei liegen häufig mächtige Baumstämme quer vor uns hindernd im Wege, die, einmal überklettert, dann wieder umgangen werden müssen; und jede solche Umgehung erfordert härtere Arbeit, je steiler der Abhang wird, an dem wir emporstreben. Wir arbeiten mit halbstündlicher Ablösung; gleichwohl lassen unsere Kräfte zusehends nach. Wenn wir nicht bald ins Freie kommen, werden neue und zahlreiche Pioniere vom Hauptlager herbeigeholt werden müssen; aber das bedeutet wieder einen vollen Tag Verzögerung! Also vorwärts! Weiter!

Mit dem vollen Gewicht unserer Körper legen wir uns in die unentwirrbare Pflanzenmasse förmlich hinein, um sie niederzudrücken und zur Seite zu drängen, wenn die Messer die Hauptstränge der rankenden Schlingpflanzen durchschnitten haben. Oft spritzt milchiger Saft unter

---

[1]) Es waren dies die kurzen, vor einigen Jahren in der deutschen Armee eingeführten, bald aber wieder abgeschafften Seitengewehre, mit denen die Leute am liebsten zu arbeiten pflegten, und mit denen sie Bäume schneller fällten, als mit Aexten.


(Aus der Amtlichen Denkschrift.)

(Aufg. von Prof. Dr. Uhlig.)

**Hafen von Muansa, vom Schloßberge gesehen**
(Deutsch-Ostafrika).

(Aus der amtlichen Denkschrift.) (Aufn. von Prof. Dr. Uhlig.)

Hafen von Muansa, vom Schloßberge gesehen
(Deutsch-Ostafrika).

den Hieben hervor, dessen ätzende Schärfe unsere Augen gefährdet; dazu wird uns die Haut von zahllosen Dornen blutig geritzt und die Armmuskeln schmerzen von der ungewohnten Arbeit immer heftiger.

Aber was thut das alles! Haben wir doch von unten schon ganz deutlich die obere Grenze des Urwalddickichts wahrnehmen können, und zeigen uns doch unsere Barometer, welch beträchtliche Höhe wir bereits erreicht haben. Das ersehnte Sattelplateau kann nicht mehr weit sein, vorausgesetzt, daß wir die richtige Direktion innegehalten haben.

Endlich um 10 Uhr treffen wir auf einen Wildpfad, der auch von den Holz und Honig suchenden Wilden begangen zu sein scheint. Aus seiner Richtung gewinne ich die Ueberzeugung, daß die Hauptschwierigkeiten hinter uns liegen, und beschließe nun zunächst mit Prittwitz[1]) zu unserem Zelt zurückzukehren, am Nachmittag aber von neuem mit allen Leuten und Lasten aufzubrechen, um möglichst hoch oben ein zweites Nachtlager aufzuschlagen. Hamis und Mambo sollen den gefundenen Pfad noch zwei Stunden weiter verfolgen, um zu sehen, wohin er sich wende.

Trotz der gespannten Erwartungen auf den nächsten Tag, die unser Sinnen lebhaft beschäftigen, schlafen wir fest bis um 6 Uhr morgens; um 7 Uhr setzen wir uns mit zwölf ausgesuchten Leuten wieder in Marsch.

Die Morgenluft ist noch erfrischend und kühl; am Himmel stehen nur wenige Wolken, aber ein leichter Dunst liegt über dem Wald, der uns keine gute Aussicht für die Witterung verspricht. Schon nach einstündigem Steigen lichtet sich der üppige Laubwald. Die saftigen grünen Blätter verschwinden, das Gestrüpp nimmt eine graubraune, vertrocknete Färbung an. Der Boden unter uns wird rissiger und erschwert das Gehen, denn die weiche Humusschicht fehlt hier, und die nackte Lava tritt zu Tage. Distelartige Pflanzen und Erikasträucher herrschen vor, während hier und da rote, unreife Brombeeren aus dem Gestrüpp herausleuchten. Um 1·49 Uhr stehen wir endlich auf der Einsattelung am Fuße des steil ansteigenden, fast völlig kahlen Hauptkegels, dessen Gipfel dichte Wolken einhüllen. Nach Süden zu vorliegend erhebt sich, nur wenig höher als unser Standort, eine Terrasse, auf der wir nun deutlich die eingestürzten, zerklüfteten Ränder eines Kraterkessels wahrnehmen können. Aber starr und tot sind dort die Lavamassen: die Thätigkeit dieses Nebenkraters ist längst verloschen, und alles ist schon von dichtem Gestrüpp überwachsen.

Einige Minuten gönnen wir uns Erholung, die ich benutze, um Hypsometer, Aneroid und Thermometer abzulesen. Dann geht es an der Südseite des Kessels über scharfes Gestein gerade hinauf.

---

[1]) Der Begleiter des Grafen Goetzen.

Mit jeder Minute wächst die Schwierigkeit des Emporklimmens, weil ganze Wälle und Mauern von Laven überklettert werden müssen, und weil die zahllosen Trachytblöcke und -Trümmer die Füße wund reißen. Die Barfüßigen unter den Leuten beginnen zu jammern und verwünschen vermutlich im Innersten ihres Herzens unseren unbegreiflichen Forschertrieb, der uns vorwärts drängt. Mein Zeltdiener Isa muß zurückbleiben. Unsere Lungen und Pulse schlagen immer höher; alle 20 Minuten muß Halt gemacht werden, damit wieder Atem geschöpft werden kann. Das zerklüftete, fast schwarze Gestein müßte auf uns einen öden, fast schauerlichen Eindruck machen, wenn nicht hin und wieder die gelbgrünen Farben eines verkümmerten, grotesk geformten Senecio Johnstoni Abwechselung in das Bild der Umgebung brächten. Unter und über uns ist jetzt alles in dicken Nebel eingehüllt, zwischen dem auf wenige Sekunden schmale Streifen blauen Himmels hervorlugen, wenn der Wind die Dunstmassen zerteilt. Von arbeitender, vulkanischer Thätigkeit zeugt nirgends eine Spur, nur manchmal glauben wir ein leises Rollen wie fernen Donner zu vernehmen. Meine anfangs gehegte Besorgnis, der Wind würde uns von oben herab erstickende Schwefeldämpfe entgegenjagen, scheint unbegründet zu sein.

Vor mir klettert, Hände und Füße zugleich gebrauchend, der Träger Mabruck. Plötzlich sehe ich, wie er stehen bleibt und seinen Arm emporhebt. Er scheint zu rufen, aber ein gewaltiger Donner tönt uns entgegen und läßt den Ruf seiner Stimme ungehört verhallen. Ich stürze mit Aufbietung meiner ganzen Kräfte auf ihn zu, aber neben ihm anlangend pralle ich zurück vor dem Anblick, der sich mir darbietet. . .

Wie eine riesige Arena, ein verzehnfachtes Kolosseum, liegt ein Kraterkessel zu meinen Füßen. Fast senkrecht stürzt sich die Wand, auf deren äußerstem Rande wir stehen, in die Tiefe hinab; der Grundton ihrer Farbe ist tiefstes Schwarz; nur die Ränder der unzähligen Risse, von denen sie durchzogen ist, sind rosarot gefärbt.

Im ersten Augenblick ist die ganze Arena mit Wolken und Dampf angefüllt, gleich als befürchte die Natur, daß Sinn und Augen der ersten Menschen, denen es vergönnt war, eines ihrer großartigsten Geheimnisse zu schauen, nicht auf einmal den ganzen mächtigen Eindruck zu fassen vermöchten. Aber ein Windstoß fegt die Wolken rasch hinweg, so daß auch der jenseitige Rand des Kraters sichtbar wird. Dann blicken wir hinab, aber nicht in einen dunklen, unergründlichen Schlund, sondern auf eine helle, völlig eben erscheinende Fläche, die wie marmoriert in den verschiedensten Farbentönen heraufschillert. Und in der nördlichen Hälfte dieser Bodenfläche sehen wir die Oeffnung zweier Schächte, so glatt und regelmäßig geformt, als seien sie von Menschenhand hineingemauert worden. Ununterbrochen strömen aus dem einen gewaltige Dampfwolken hervor, und in kurzen, unregelmäßigen Zwischenräumen hört man ein

halb donnerndes, halb zischendes Geräusch aus der Tiefe heraufdringen dessen Wiederholung meine staunenden Leute jedesmal erschrocken zurückfahren läßt.

Unsere schwarzen Begleiter aber wissen sich schneller zu fassen als wir. Nichts, was ihnen unerklärlich, übernatürlich erscheint, kann ihnen imponieren; „es ist eben einmal so," sagen sie sich und denken nicht weiter darüber nach, warum es „so" ist: eine Naivetät der Auffassungsweise, die uns hier in nüchternster, fast brutaler Weise zu Gemüte geführt wurde. Denn während Prittwitz und ich sprachlos und ergriffen in die mächtige Tiefe hinabblickten und geraume Zeit keine Worte finden konnten, unseren Empfindungen Ausdruck zu verleihen, unterbrach plötzlich der Wassukuma-Träger Pesa das Schweigen mit den geflügelten Worten: „Herr, nun giebt es aber doch ein großes Trinkgeld?" Wir straften den Sprecher mit einem Blick der Verachtung, waren aber nun unsererseits so weit ernüchtert, daß wir Betrachtungen über die Art und Größe des Kraterkessels anstellen konnten. Bald einigten wir uns in der Meinung, daß wir einen erkalteten Lavasee vor uns hatten, unter dessen Kruste die lebendige vulkanische Thätigkeit noch fortdauert. Auf den Wasserdämpfen, die aus dem einen der beiden Schächte hervorströmten, schien ein roter Glutschimmer zu liegen. Wenn der Wind uns den Dampf gerade ins Gesicht trieb, so war von Schwefelgeruch so gut wie nichts zu bemerken, doch sind die verschiedenen gelben und rosigen Farbenschattierungen, die dem Boden und den Wänden der Kraterarena ein so malerisches Aussehen verleihen, sicherlich Folgen schwefelhaltiger Exhalationen.

Die Tiefe bis hinab zu der Decke des ehemaligen Lavasees suchten wir annähernd aus dem Schall hinabgeworfener Gesteinsstücke zu ermitteln und fanden die Zahl 200—300 m.

## Die Eroberung von Mlembule.[1])

Um 4 Uhr morgens brachen wir von Saadani auf, und kurz nach 6 Uhr trafen wir in Mlembule ein. Mit einem Bajonettangriff nahm ich zunächst eine unterhalb der Bana Heri'schen[2]) Buschboma gelegene ehemalige Befestigung ein, deren Pallisaden die Aufständischen niedergerissen hatten, damit wir bei unserm Angriff hier nicht einen Stützpunkt und Deckung fänden. Um diese trefflich gelegene Position, von der aus einzelne Teile der Boma bequem zu sehen waren, entwickelte Wissmann seine Truppen. Unmittelbar bei jener Befestigung marschierte ich mit

[1]) R. Schmidt: „Geschichte des Araber-Aufstandes in Ost-Afrika", S. 168 bis 170.

[2]) Einer der Führer des Aufstandes. Eine Boma ist eine wallartige Befestigung. D. H.

meinem Bataillon auf, rechts davon die Artillerie und Zelewski. Wir erhielten heftiges Feuer, wieder meist aus Hinterladergewehren, aus der etwa 400 m entfernten Boma und hatten auch gleich einige Verwundete. Es folgte ein 3½ stündiges Feuergefecht, teils Zugsalven, teils Einzelfeuer der Europäer; letzteres besonders, wenn es darauf ankam, bei der Boma auftauchende feindliche Trupps wirksam zu beschießen; endlich Feuer der Artillerie, die sich zunächst mit Granaten einschoß und dann Shrapnels aus den 6 cm Geschützen aufsetzte, welche gute Sprengpunkte erzielten. Nichtsdestoweniger hielten die Aufständischen in der Boma aus; allerdings wurde nach 2½ Stunden ihr Feuer etwas schwächer. Es war, wie wir später erfuhren, auf den Abzug einer Wanyamwesi-Karawane zurückzuführen, welche Bana Heri auf dem Saadani-Wege abgefangen und zu seiner Unterstützung mit Gewalt gezwungen hatte. Ein Teil der feindlichen Wasegua umging, gedeckt durch das Dickicht, welches unsern linken Flügel und die Boma deckte, unsere Stellung, so daß wir plötzlich von hinten Feuer erhielten. Wir brachten dies aber mit einigen Salven sofort zum Schweigen. Das Feuer aus der Boma war immer noch heftig genug. In einzelnen Pausen hörten wir, wie es auch damals bei meinem ersten Angriff der Fall gewesen war, einen Vorbeter in der Boma zu Allah rufen, und die Menge von Zeit zu Zeit einfallen mit dem bekannten Allah Allah ill Allah.[1])

Noch nie war uns während des Aufstandes ein solcher Fanatismus entgegengetreten. Bana Heri hatte es wohl verstanden, ihn zu schüren, und die Leute so zum Kampfeseifer gegen uns anzuspornen. Nach 3½ stündigem Feuer, als uns die Munition bereits knapp zu werden anfing, wurde die Sudanesen-Kompagnie des Zelewski'schen Bataillons unter Führung des Leutnants End nach links detachiert, um einen Weg, der nach der Boma führte, und den besten Angriffspunkt zu rekognoszieren. Der Süden und Südosten schien am wenigsten befestigt zu sein, während der Westen, wo wir das erste Mal angriffen, die stärkste Seite der Boma bildete. Als von der ersten Kompagnie die Meldung geschickt wurde, daß von der linken Flanke ein Weg nach der Boma führe, sandte mich der Major dahin, um nach Hinzutritt der Kompagnie End zu meinem Bataillon mit diesem den Sturm zu unternehmen. Bis zu meinem Eintreffen an der Boma, das ich möglichst gedeckt bewerkstelligen sollte, wollte er das gesamte Feuer der Artillerie und des Zelewskischen Bataillons gegen die Gegner richten, um sie noch im letzten Augenblick, soviel als möglich, zu erschüttern und uns so den Sturm zu erleichtern. In dem Moment, wo ich an die Boma so nahe herangekommen wäre, daß ich mit dem Bajonett vorzugehen beabsichtigte, sollte ich durch dreimaliges Schwenken der vorangetragenen Fahne ihm ein Zeichen geben, daß das

[1]) Richtiger lā ilāha illa 'llāh (= es giebt keinen Gott außer Allah). D. H.

Feuer einzustellen sei, sollte ich die deutsche Flagge an den Pallisaden aufpflanzen.

Alles geschah wie verabredet. Wir gingen gedeckt im Grunde vor, bis wir 30 Schritt vor der Boma auftauchten und das Signal mit der Flagge gaben. Aus der Boma wurden wir mit einem anhaltenden Schnellfeuer empfangen, daß mehrere Verwundungen herbeiführte, und zwar, da die Gegner diesmal zu tief schossen, nur Beinverwundungen. Ein Sudanese z. B. hatte vier Schüsse durch seine Beine. Nachdem wir noch eine Salve in die Boma geschossen hatten, ging es mit Hurra vorwärts, worauf wir zunächst ebenfalls ein höhnisches Hurra aus der Boma zurückerhielten. Es gelang jedoch, an verschiedenen Stellen Bresche zu reißen und in die Boma einzudringen, voran die zu meinem Stabe als Ordonnanz-Offiziere gehörenden Herren (Jahnke und v. Eltz) mit mir und die Europäer der unter uns rühmlichst bekannten Kompagnie End, gleich darauf Illich mit den Askari und die anderen Kompagnien.

Es war die härteste Arbeit, die bisher jemals bei der Einnahme einer feindlichen Stellung von den Truppen geleistet war. Bei unserem Eindringen flohen aber die letzten Gegner aus der Boma ins Dickicht der Umgebung.

## Besteigung des Mawensigipfels des Kilimandjaro.[1])

So ging es 3½ Stunden lang auf allen vieren aufwärts, bald mehr links, bald mehr rechts, bald über zwei Hände breite Simse platt auf dem Bauch, bald mit gespreizten Knien und Ellbogen in einem Kamin senkrecht hinauf. Unsere ganze aufs höchste gespannte Aufmerksamkeit galt nur den Lavafelsen über uns; Kibo und Plateau und Ebene waren völlig vergessen.

Gegen 11 Uhr standen wir dem Grat nahe. Etwa 10 m unter ihm sah ich plötzlich durch eine Spalte den blauen Himmel von der anderen Seite hindurchleuchten. Die ganze Mauer war hier mehr als 1 m dick, so daß wir uns fragen mußten, ob der brüchige schwache Bau durch unser Gewicht nicht zusammenbrechen würde; aber es gab keine Wahl, und die Ruine hielt. Die Zerrissenheit des Kammes spottet aller Beschreibung. Man begreift schlechterdings nicht, wie sich dieses morsche Gestein, diese dünnen, hinausragenden Zacken und die schiefen Türme bei Wind und Wetter hier oben halten können. Obgleich es fast windstill war, sausten doch, von der ausdehnenden Sonnenwärme gelöst, nach allen Seiten Steinschläge ab.

Teils auf dem Grat, teils dicht unter ihm kletterten wir nun am Kamm entlang der Stelle zu, wo er in den zentralen Kamm des Mawensi einmündet. Da der Fortgang zur höchsten Spitze nicht unmöglich

[1]) H. Meyer: „Ostafrikanische Gletscherfahrten", S. 147—149.

schien, waren wir recht guter Dinge. Allein plötzlich gähnte zu unseren Füßen ein Abgrund, und bestürzt sahen wir, daß der Kamm, auf dem wir in 5090 m Höhe standen, durch eine tiefe Schlucht vom Hauptkamm getrennt war.

Die Enttäuschung war zuerst niederschlagend; das Ziel war trotz aller Mühen nicht zu erreichen. Aber das Bewußtsein, die gewaltige Natur doch besiegt zu haben, soweit es in menschlicher Macht steht, dieser bedeutendste ethische Inhalt alles Bergsteigens, ließ uns rasch unsere Fassung wiedergewinnen. „Hier ist unsere Kunst zu Ende," rief ich Purtscheller zu, „wir wollen aber wenigstens unsern Querkamm traversieren". Und dies schien leichter zu sein, als der Abstieg an der Seite, auf der wir gekommen waren. In kurzem waren wir, nach Norden hinuntersteigend, in einem abschüssigen Schuttkessel und liefen gleitend auf ihm hinab, bis wir zu unserer peinlichen Ueberraschung vor einem an 200 m tiefen, überhängenden Absturz standen, unterhalb dessen sich die Schutthalde fortsetzte. Nirgends zeigte sich an diesem Querriegel eine „greifbare" Passage. Nach langem, beunruhigendem Suchen entdeckte ich unmittelbar unter unserm Querkamm eine schmale, vereiste Rinne (das einzige Eis, das wir am Mawensi beobachteten), in der wir uns langsam abseilen konnten. Dies war ein heikles Geschäft, denn kaum hatten wir die Hälfte des Weges hinter uns, als ein Hagel kleiner Steine über unsere Köpfe weg pfiff, dem bald mit brummendem Sausen ein großes Geschoß folgte. „Schnell, schnell hinunter," rief Purtscheller, „der Berg schlägt uns sonst tot." Noch ging ein prasselnder Steinschlag über uns weg, da standen wir auf dem unteren Schuttkar[1]) seitwärts außer der Schußrichtung, streckten uns unter einen Block und genossen mit Begier den ersten Bissen auf der ersten Ruherast dieses Tages.

Es war 1/2 2 Uhr, und in den höchsten Spitzen des Mawensi wogten und wirbelten die Mittagsnebel. Rings um uns her türmten sich in fürchterlicher Steilheit die Lavamauern 500 bis 600 m hoch mit den abenteuerlichsten Gratformen auf, am imposantesten die breite, an 700 m hohe Wand, welche von der höchsten Mawensispitze gekrönt ist. Und an ihnen allen wechseln die Tausende von übereinander liegenden Lavaschichten und die durchbrechenden Querspalten im wunderbarsten Spiele der Farben von mattem Gelb zu lichtem Rot, Graublau, Dunkelbraun, Grün und vielem anderen mehr. Hier giebts im Ueberfluß zu schauen für den Geologen und Geognosten, und welches Paradies für Mineralogen und Petrographen sind anderseits diese Schutthalden, wo sich alle die weit getrennten Gesteine des Berges bunt vereint zusammenfinden.

---

[1]) d. h. Schutthalde. D. H.

## Ugogo.[1])

Die Grenzen sind im Norden die Massaisteppe, im Westen (geographisch) der steile Rand des Unyamwesiplateaus; im Süden ist die Grenze undeutlich und veränderlich, da die Wahehe nach Norden vordrängen und dort viele Orte gemischte Bevölkerung, halb Wagogo, halb Wahehe haben. Im Osten wird als geographische Grenze immer die Marenga mkali, ein acht bis zehn Stunden breiter, unbewohnter Strich angenommen, jedoch wohnen östlich davon seit langem soviel unvermischte Wagogo, daß man die Grenze eigentlich verschieben muß: sie wird gebildet durch den großen Busch (pori) zwischen dem Mukondokwathal und dem Dorfe Tambi; die Saadani-Karawanenstraße schneidet sich zwischen Mlali und dem Rubehopaß. Nach Karawanengebrauch rechnet man das Gebiet um Mpwapwa herum weder zu Ugogo noch zu Usagara, die Wasagara nennen es aber schon Ugogo.

Ugogo ist das Land der Steine; auf felsigem Untergrunde, wo überall Gneis und Granit ansteht, liegt brennend rote Erde oder roter und weißer, das Auge blendender Sand, der eine üppige Flora von vornherein ausschließt. Ugogo ist ferner, besonders im Osten, gebirgig. Himmelhoch stehen hier die kahlen roten und weißen Berge, oft ganz spitze regelmäßige Kegel, mit Millionen von Felsblöcken besät, um Mpwapwa[2]) herum. Nach Westen flacht sich das Gebirge allmählich ab. Langgezogene wellige Hügel, kahl und brennend rot oder mit dichtem struppigen Busch bestanden, ziehen sich von Nord nach Süd, im Norden gegen die Massaisteppe von höheren Gebirgszügen abgeschlossen. Seltsame Felsgruppen, ungeheure Blöcke und mächtig anstehende Platten wechseln mit breiten, versandeten Betten der Regenflüsse und roten staubigen Flächen, auf denen die Windrosen ihr Spiel treiben. Dann geht es wieder über hunderte, durch Regen tief ausgerissene schmale Rinnen oder meilenweit durch engverschlungenen, halbdunklen Busch (pori). Alles rot, kahl und öde. Kaum zwitschert ein Vogel, keine frohe Tanztrommel tönt aus den Dörfern, kein Bach murmelt, alles ruht im Schweigen der Wüste. Auch die Karawanen ziehen stumm, die starre Natur drückt den sonst so lebensfrohen Wanyamwesiträgern Schweigen auf. Das Auge kann sich an keinem schattigen Wald, keiner schönen Baumgruppe, keinem wogenden Feld erfreuen. Nur riesige Affenbrotbäume mit unförmigem Stamm und wenig Blättern, verkrüppelte Palmen, Akazien und Dornen. Statt der Felder steinige Brachen, auf denen kümmerlich Mawele (ganz kleines Negerkorn) gedeiht; bevorzugte Orte bauen Negerhirse (mtama), Mais und Erdnüsse; wenn ein Kürbis gedeiht, so ist es schon eine reiche

---

[1]) Hermann: „Ugogo, das Land und seine Bewohner." Mittheilungen aus den deutschen Schutzgebieten. V, 4, S. 191—193.

[2]) Sprich M-pŭăpŭa. D. H.

Gegend. Keine Quelle, kein immerfließender Bach, nur grünlich schillernde, oft natronhaltige Tümpel in den Thälern und ängstlich gehütete Wasserlöcher, in denen das Regenwasser oft acht Monate halten muß. Kein Dorf schimmert freundlich aus dem Grün hervor, einzeln stehen die niedrigen, kaum vom Erdboden zu unterscheidenden Temben[1]) weit von einander entfernt auf den Halden oder ganz oben auf den steinigen Bergen. Noch weiter nach Osten hören auch die Hügelzüge auf, und in der Landschaft Unyangwira erreicht die Oede ihren Höhepunkt. Soweit das Auge blickt, alles eben wie eine Tenne; braun dehnt sich die Wüstensteppe bis an den Fuß jenes blauen, fernen Plateaurandes, der Ugogo begrenzt und jenseits dessen das gelobte Land Unyanyembe liegt, zu dem man aber erst gelangt, wenn man den großen Mgunda mkali, den „Wald der Schmerzen"[2]) passiert hat. Eins besitzt Unyangwira vor dem übrigen Ugogo, die Hyphänepalme, die oft kleine Wäldchen bildet, eine froh begrüßte Abwechslung. Der Süden, an der Wahehegrenze, ist eins der fruchtbarsten Gebiete, im übrigen ebenso gebirgig und steinig wie das übrige; der Westabfall des Süd-Rubehogebirges, den man noch zu Ugogo rechnen kann, enthält die höchsten Erhebungen in Ugogo und bietet mächtig wirkende Bilder einer starren, unbelebten Natur.

Man sieht also, Ugogo ist, was den Boden anbelangt, wertlos; die Berge enthalten kein kostbares Gestein, höchstens ein paar Bergkrystalle. Vom Lande ist nichts zu hoffen, oder man müßte gute Erde von der Küste hintragen. Das Versprechen Stanleys, in sechs Monaten einen Garten zu schaffen, ist also absurd und nur berechnet, das Kolonisierungstalent Deutschlands herabzusetzen.

So, wie in obigen Zeilen beschrieben, sieht Ugogo sieben Monate lang aus, es ist das rote Ugogo während der trockenen Zeit. Wie ist nun das grüne?

Gegen Mitte November zieht der Lenz auch in Ugogo ein und schmückt mit mitleidiger Hand die steinigen Halden mit freundlichem Grün und bunten Blumen. Wenn man dann gen Norden über die Berge zur Massaisteppe hinuntersteigt, so wogt es in der weiten Grassteppe von Erika, Primeln und anderen würzig duftenden Blumen, so daß man glaubt, auf deutscher Heide zu stehen; auch die endlose Wüste und Steppe hat ihre Poesie!

Die großen „Pori" werden grün und verdecken die rote Erde und die vielen Dornen, der Affenbrotbaum treibt seine großen, weißen Blüten, besonders gefallen die vielen gleichzeitig rot und weiß blühenden Büsche; ganze Wälder giebts von baumartigen Liliaceen mit lang herabhängenden, lilienartigen Blüten, grüner Rasen im parkartigen Wald; in den steilen

---

[1]) d. h. Gehöfte. D. H.

[2]) Wörtlich vielmehr: „Das wilde Land". D. H.

Schluchten hüpft der Bach über die Felsen, von Schattenbäumen, meist Sykomoren, eingefaßt. Mit einem Wort, man erkennt Ugogo nicht wieder, und mancher Reisende, dem man vorher Angst gemacht, findet das Land geradezu schön und kann nicht begreifen, daß nach fünf Monaten alles wieder so wüstenähnlich sein soll. Freilich nur im Osten und Süden verändert sich das Aussehen des Landes so sehr, längs der großen Straße und in der Landschaft Unyangwira bleibt es vielfach beim alten, das Grün reicht nicht aus, alles zu bedecken.

Was den Holzreichtum anbetrifft, so nimmt er von Osten nach Westen ab. Im Osten hat man noch große Myombowälder, also reichlich Brennholz, im Westen muß das allernötigste Brennholz oft viele Stunden weit geholt werden. Da es weiße Ameisen und Holzbohrkäfer in erschreckender Anzahl giebt, kann zum Hausbau nur ganz hartes Holz verwendet werden, welches leider stets krumm gewachsen und nie in langen Stämmen zu haben ist. Karawanen kochen vielfach mit Gras und trockenem Kuhmist. Ugogo ist sehr wasserarm; es hat keinen einzigen immerfließenden Bach; in einigen stehen wenigstens das ganze Jahr Tümpel, die Mehrzahl ist jedoch, oft wenige Stunden nach dem Regen, schon wieder trocken. In der Mitte der großen Regenzeit ist dann wieder zu viel Wasser, alle Rinnen reißend angeschwollen, die Steppen gänzlich unter Wasser. In den Thälern hält sich das Wasser an sumpfigen Stellen oft das ganze Jahr über und bildet sogenannte siwe, d. h. Sümpfe oder Teiche, doch kann man nie wissen, ob sie nicht im nächsten Jahr austrocknen. Im übrigen graben die Wagogo neben ihren Temben tiefe Wasserlöcher, oft zu Dutzenden, hoffend, daß wenigstens in einem das Wasser sich hält; und doch ist es vorgekommen, daß ganze Ortschaften bei den Nachbarn um Wasser betteln oder es teuer bezahlen mußten, denn diese Wasserlöcher werden Tag und Nacht scharf bewacht.

### Der Njassasee.[1])

Der Njassasee ist 400 km lang, und seine Breite beträgt da, wo sie am größten ist, ca. 70 km. Seine Wasserfläche bedeckt ca. 27 000 qkm und liegt 480 m über dem Meeresniveau. Herrlich ist die blaue Färbung und die durchsichtige Klarheit des Wassers, das auch gesund und angenehm von Geschmack ist. An der äußersten Südspitze liegt vor dem Ausfluß eine Barre, auf der bei seichtem Wasserstande sich nur etwa vier Fuß Tiefe findet, weiterhin aber nimmt die Tiefe des Sees ganz bedeutend zu. Bei Kap Maclear hat man bei 200 Faden noch keinen Grund gefunden. Im Norden ist der See weit flacher; ausgedehnte Sandbänke sind dem nördlichen und nordöstlichen Ufer vorgelagert, was sich daraus erklärt, daß hier von sechs Strömen dem See

[1]) Merensky: „Deutsche Arbeit am Njassa", S. 79 bis 80.

Massen von Sand und Geröll zugeführt werden. Der See ist fischreich, so daß es an seinen Ufern nicht an Fischerdörfern fehlt. Krokodile sieht man selten, sie lieben es nicht, sich in so hellem, klarem Wasser aufzuhalten, da es ihnen in solchem schwer wird, Beute zu machen; Tiere und Menschen erspähen hier zu leicht den Feind. Wo sich Sümpfe an den Ufern finden, hausen zahlreiche Nilpferde.

Große Aufmerksamkeit habe ich auf Entscheidung der Frage verwendet, ob der Wasserstand des Sees im Abnehmen begriffen ist, und bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß er seit Jahrtausenden sich unverändert auf seiner jetzigen Höhe erhalten hat. Freilich steigt er jährlich in der Regenzeit, bis er etwa im April und Mai seinen höchsten Stand erreicht, um dann wieder vom Juni an zu fallen. Im November und Dezember ist er am niedrigsten. Der Unterschied zwischen dem höchsten und dem tiefsten Wasserstand beträgt 1 m. Daß aber der Wasserstand im großen und ganzen seit undenklichen Zeiten derselbe geblieben ist, beweisen die Wasserzeichen, welche ich an den Felsen der Monkey-Bai deutlich eingeschnitten fand. Im August befand sich die höchste Wasserlinie 2 Fuß $4^1/_2$ Zoll über dem damaligen niedrigen Wasserstand. Weiter fanden sich die ungeheuren Adansonien von 3 bis 5 m Durchmesser dicht am Seeufer in Mponda-, Livingstonia- und Leopards-Bai, nur 2 oder 3 m über der Linie des damaligen Nieder-Wasserstandes. Adanson hat das Alter eines solchen Baumes von der angegebenen Stärke auf 5000 Jahre berechnet. Somit wäre bewiesen, daß vor Jahrtausenden der Spiegel des Sees jedenfalls nicht auch nur 2 m höher gestanden hat, als heute; denn der genannte Baum gedeiht nur auf trockenem Land, er bietet also zur Beurteilung, ob man Neuland vor sich habe oder nicht, in Afrika einen ausgezeichneten Anhalt. Den Grund für solche Stetigkeit des Wasserstandes bei diesem See ist in dem Vorhandensein einer Granitbank zu suchen, welche in einer Mächtigkeit von 2300 m etwa 45 km südlich vom Malombesee den Schire quer durchsetzt. Oberhalb dieser Barre ist die Stromgeschwindigkeit des Flusses sehr gering, und dadurch erklärt sich auch das nicht zu leugnende Verschlammen des Malombesees, welches aber keineswegs als Beweis für ein Fallen des Wasserspiegels des großen Sees gedeutet werden darf.

Die Küsten des Sees sind im Südosten und Westen wenig anmutig. Kahle, wüste Felsgebirge treten hier und da nah an die Wasserfläche heran, sind aber manchmal von dieser auch durch vorgelagertes Sumpfland getrennt. Der Boden ist hier wenig fruchtbar, oft ausgesprochen sandig. An Flüssen und Flüßchen ist an diesen Küsten ein auffallender Mangel. Unendlich schöner und fruchtbarer ist das nordöstlich und nördlich vom See gelegene Land, also das Land, welches unser in der Ferne ersehntes Ziel war.

## Küsten-Vegetation.[1])

Ueberall wo das flache Land in größerer Breite bis an die See reicht, zeigt es sich von weitem als dunkle einförmige Waldmauer. Es ist dort dicht mit Mangroven, jenen glänzendblätterigen Rizophoren bedeckt, die in allen Tropenländern die Flußmündungen erfüllen und durch ihr amphibisches Dasein, sowie das Wurzelgewirre, das sie selbst von den höchsten Zweigen in den schlammigen, zur Flutzeit von der See bespülten Boden senken, ein abenteuerliches Aussehen gewinnen. Die Mangroven an der Tangaküste erreichen keine besondere Höhe, unter dem dichten Schatten ihres Laubes treiben Krabben und andere Seetiere am Boden ihr Spiel, und im Geäste leben zahlreiche kleine Affen und lichtscheue Lemuren. Die Mangroven sind hier übrigens keineswegs an die brackigen Flußmündungen gebunden, sondern erfüllen ebenso massenhaft die Striche an der Bucht von Muoa und am Kigirini-Kanal, wo niemals ein Tropfen Süßwasser hingelangt. Wo sich, wie bei Wanga und Pagani, ein größerer flacher Streifen hinter dem Strande ausdehnt, ist dieser zum großen Teile mit den Feldern und Palmgärten der Eingeborenen bedeckt. Wie weit mehr kommen diese jedoch zur Geltung, wo sie, wie das gewöhnlich der Fall ist, sich auf der Höhe der Uferrampe ausdehnen. Besonders wo diese bis knapp an die Küste heranreicht, bietet sie mit ihren malerischen, von tropischer Vegetation bedeckten Steilabfällen, gekrönt von den weiten Kokoshainen, einen prächtigen Anblick. Der Boden dieser „Schambas" (Landgüter) ist vorherrschend ebenfalls sandig, gedeiht doch die königliche Kokospalme am liebsten auf salzigem Seesandgrunde, vielfach sind aber auch Schollen braunroten Lehmbodens eingelagert, die hauptsächlich den Feldfrüchten ein günstiges Terrain bieten. Zwischen den Palmen sind hohe, dunkellaubige Mangos mit ihren riesigen Kronen verstreut. Besonders wenn diese in Blüte stehen und einen feinen Duft durch die Schambas verbreiten, kann man sich nichts Schöneres denken, als diese tropischen Parkanlagen. Wo das Land nicht bebaut ist, bedecken es niedrige, stachelige Gesträuche und zahllose vielverästelte Dumpalmen. Manchmal ragt auch, einer riesigen antiken Säule gleichend, die breitstämmige Hyphäne zu bedeutender Höhe auf, oder erhebt sich ein mächtiger, abenteuerlich geformter, meist laubloser Baobab. Letzterer Baum ist ebenso wie die hochstämmige Tamarinde mit ihren angenehm säuerlichen Früchten in den Schambas, ja in den Dörfern selbst sehr häufig, und Namen, wie „Mikwajuni" (bei den Tamarinden) oder „Mabuyuni" (bei den Baobabs) sind an der Tangaküste gemein. Die Dumpalmenstriche bieten den beliebten Aufenthaltsort großer Affen, die sich von den roten, auch für Menschen genießbaren Früchten dieser Pflanze nähren und bei jedem Geräusch plump, aber erstaunlich schnell in kurzen Sprüngen davoneilen.

---

[1]) Baumann: „Usambara", S. 19—20.

## Erster Marsch durch einen Bambuswald in Bugoia.[1])

Am Sonnabend hatten wir das Tschingogolager um 9 Uhr vormittags verlassen und waren dann, immer höher steigend, auf den Kamm gelangt, dem die Eingeborenen den Namen der Mirongero-Berge gegeben haben. Eine merkwürdige, hochinteressante Vegetation tritt uns hier entgegen: zu unserer Ueberraschung finden wir dichte, dunkelgrüne Bambuswälder vor. Vermoderte Stämme liegen, gleich langen Stangen, quer über dem Elefantenpfad, dem wir folgen, so daß Messer und Aexte der Askari in ununterbrochener Thätigkeit bleiben. Der zähe Schlamm läßt uns fortwährend bis an die Knie einsinken. Von 1 Uhr ab beginnt der Abstieg. Aber das Bambusdickicht will kein Ende nehmen. Um 3 Uhr wird der Abstieg so steil, daß wir in einem Gemisch von Schlamm und Wasser buchstäblich abwärts rutschen Mit Besorgnis denke ich an den langen Zug der Leute hinter mir. Die Frage nach einem trockenen Lagerplatz wird immer ernster, denn der Tag neigt sich schon seinem Ende zu. Es steht außer allem Zweifel, daß mindestens die Hälfte der Mannschaft liegen bleiben muß. Der Weg hört nun völlig auf, und wir folgen, nur um hinab zu kommen, dem Bett eines rauschenden Wildbaches, dessen eisiges Wasser uns bis an die Kniee spritzt. So geht es noch eine Stunde lang weiter. Unbekümmert um die Karawane dringe ich jetzt mit der Vorhut vorwärts, denn vor allem gilt es, einen freien Platz in das Dickicht für das Nachtlager zu hauen, große Feuer anzufachen, um den etwa verlaufenen Leuten ein Signal zu geben, und endlich eine Boma zu erbauen, damit die Reste unserer Herde zusammengehalten werden können. Alle diese Arbeiten müssen im Dunkel der Nacht ausgeführt werden, und die Glieder fast erstarrt vor Kälte. Auch wir sind ohne Zelte, denn die völlig erschöpften Träger treffen nur mit ungeheuren Abständen ein, nachdem sie sich langsam durch den Wald durchgetastet haben, von Trompetensignalen und Schüssen geleitet. Um 1 Uhr nachts langt der Doktor[2]) endlich im Lager an und berichtet, daß der größte Teil der fehlenden Mannschaften noch oben auf der Höhe sei und dort lagern müsse.

Bei Morgengrauen breche ich, da die Entfernung der nächsten Ansiedelungen den Führern nicht bekannt ist, mit allen verfügbaren Leuten, etwa 200 Mann, auf; Kersting übernimmt die Nachhut dieser neuformierten Kolonne. Prittwitz lasse ich mit zwei Zügen Soldaten vorläufig zurück, um die Nachzügler zu sammeln und dann geschlossen nachzuführen.

Wieder geht es durch hochstämmigen Bambuswald langsam vorwärts. Die dunkelgrünen, glatten Stämme und die silbergrauen, 25 m hoch über dem Boden befindlichen Blattkronen bieten einen imponierenden

---

[1]) Graf Götzen: „Durch Afrika von Ost nach West", S. 193—194.
[2]) Kersting, Graf Goetzens Begleiter.

Anblick. Aber uns fehlt die Stimmung zur Betrachtung von Naturschönheiten. Ein kalter Regen strömt wieder herab; die Kräfte der Träger lassen bedenklich nach, und auch die Soldaten beginnen müde zu werden, denn außer der Hauarbeit zum Freimachen eines Weges müssen auch die 20 eingeborenen Träger scharf bewacht werden. Für mich selbst wird das Peilen und Skizzieren der Wegrichtung, eine Arbeit, die niemals ausgesetzt werden darf, fast zur Unmöglichkeit, denn der Regen durchweicht mein Krokierbuch, und selbst in den Kompaß ist Wasser eingedrungen.

## Afrikanische Jagd.[1])

Im Anfang hält es dem Europäer ungemein schwer, Wild im Holz zu unterscheiden. Er wird wegen seiner schlechten Augen bemitleidet, später, nach einiger Gewöhnung, kommt es vor, daß er den Neger übertrifft. Die verschiedenen Fährten genau kennen zu lernen, anzusprechen, wie der Weidmann sagt, ist ganz unnötig. In den seltensten Fällen birscht man der Fährte folgend Das Wild ist immer so zahlreich, daß man nur auf schon sichtbares Wild birscht. Auf Fährte zu birschen, ist schwer wegen der vielen Warner, welche das Wild des durchzogenen Reviers aufmerksam machen. Da giebt es eine Menge Vögel, welche schrecklichen Lärm beim Nahen des Menschen machen, und auch Antilopen übernehmen das Amt des Warners. Die Zwergantilopen werden besonders lästig durch Pfeifen. Man hat fast immer halbverlorenes Spiel, wenn man das Wild nicht zuerst entdeckt. Dennoch treibt nur der Warnungston gewisser großer Antilopen, ein lautes, merkwürdiges Prusten, alles Wild außer Schußweite, während es auf die andern Warner weniger reagiert und sich häufig wieder ganz beruhigt. Sehr häufig sieht man verschiedene Antilopenarten zusammen äsen, besonders Zebra, Konsi und Djämäla, von denen dann abwechselnd ein Zebra und eine Antilope den äußerst aufmerksamen, scharfen Ausguck halten. Die Djämäla ist die scheueste Antilope. Wer sie beim Birschgang regelmäßig zur Strecke bringt, der hat das Birschen gelernt. Stundenlanges Kriechen auf dem Bauch, durch schwarzgebrannte Grasstoppeln, als Deckung hier und da ein Stämmchen oder ein nicht verbrannter Grasbusch, glühender Sonnenbrand, Stechfliegen, Dornen, scharfkantige Steinchen, brennender Durst, dabei ist fortgesetztes scharfes Beobachten notwendig, um zum Schuß zu kommen.

Das wird aber den passionierten Jäger nicht abschrecken, und um so größer sind Freude und Stolz, wenn der aufgebotene Scharfsinn und die mühsam erlangte Geschicklichkeit belohnt wird und der träumerisch wiederkäuende Djämälabock, welcher sich scharf in seiner häßlichen Gestalt

---

[1]) Reichard: „Deutsch-Ostafrika", S. 411—412.

vom Horizonte für den auf dem Bauche Liegenden abzeichnete, mit gutem Blattschusse im Feuer stürzt, um mit zitternden Läufen zu verenden. Doch nun heißt es, wie ein Holz liegen bleiben. Die zwei Gefährten des Djämäla sind in eigenartig tollen, linkischen Sprüngen, bockend oder wie hinkend, in auffallend plumpem Galopp abgegangen. Als sie aber ihren Gefährten so ruhig am Boden liegen sehen, kommen sie neugierig zuerst zögernd, dann immer dreister, fortwährend laut prustend zurück. Den Jäger halten sie für einen Stein oder Holz, und der Pulverdampf macht auf kein Wild einen Eindruck, selbst der Knall nicht, wie der Verfasser unzählige Male beobachten konnte.

## Die Wahehe.[1])

Die Wahehe bilden heutzutage einen sehr kopfreichen Stamm, so daß die Bevölkerung des Landes für afrikanische Verhältnisse sehr dicht genannt werden muß. Sie bewohnen die schon sehr oft beschriebenen Tembe, deren flache, erdbeworfene Dächer in der Regenzeit nur schlechten Schutz gewähren. Die Tembe sind oft von ganz enormer Ausdehnung. So fand Giraud die Tembe des Häuptlings Mkuanika von einer Boma umgeben, welche im Viereck errichtet war mit einer Seitenlänge von 500 m und innerhalb dieser enormen Befestigung, welche übrigens stellenweise schadhaft war 25 bis 30 Tembe, darunter eine von 150 m Länge. Ein Bach floß durch die Anlage hindurch, welcher zweimal überbrückt war.

Die Wahehe sind der Hauptsache nach Viehzüchter. Ihre Hauptnahrung ist Milch, welche die Männer selbst melken, es ist dies ihre einzige Beschäftigung im Haushalt. Die Milch wird nie gekocht, sondern nur frisch oder als saure Milch genossen, Butter verstehen die Wahehe nicht herzustellen. Für den Fremden ist es außerordentlich schwierig, Milch bei ihnen zu kaufen. Die Rinder, der Buckelrasse angehörig, werden während der Nacht in der Tembe untergebracht. Wie bei allen viehzuchttreibenden Stämmen spielt das Rind die Hauptsache im Leben der Wahehe, wird aber nicht so hoch geschätzt wie bei den Massai. Der Mhehe entschließt sich übrigens nur sehr schwer dazu, ein Rind zu schlachten, trotzdem er ein leidenschaftlicher Verehrer von Fleisch ist. Nur alle nicht mehr milchenden Kühe oder kranke Tiere werden geschlachtet, indem man sie mit Lanzenstichen tötet. Dagegen stillen sie ihren Heißhunger für Fleisch mit fetten Hunden, welche in großer Menge in Uhehe gezüchtet und mit Leidenschaft gegessen werden, entweder gekocht oder leicht geröstet, ebenso das Rindfleisch. Die Hunde sind die in ganz Afrika verbreiteten kleinen gelben Köter mit spitzer Schnauze und spitzen großen Ohren und Fuchsgesichtern. Die Hunde werden auch deshalb in so großer Menge

[1]) Reichard: „Deutsche Kolonialzeitung 1891", S. 162.

gezüchtet, weil man ihrer Schwänze für die Speere bedarf, worauf wir noch zu sprechen kommen werden. Alle Reisenden, außer Burton und Speke, erwähnen diese merkwürdige Thatsache nicht, daß die Wahehe so großer Liebhaber von Hundefleisch sind. Daß die Hundeschwänze aber für Speere verwendet werden, habe ich erst erfahren.

Hühner findet man in Uhehe so gut wie gar keine, eine eigentümliche Thatsache, die wohl damit zusammenhängen mag, daß im allgemeinen die Wohnsitze der Weideplätze wegen oft geändert werden müssen. Neben Viehzucht wird, wenn auch wenig, Ackerbau getrieben, hauptsächlich um Sorghum und Eleusine für Pombe, das einheimische Bier, zu bauen, welches von den Wahehe in großer Menge getrunken wird und eigentlich als Nahrung zu betrachten ist.

In kleinen Gärten bauen die Weiber Gurken und Kürbisarten, sowie eine innen grüne Wassermelone, alles Früchte, welche die Wahehe gern genießen. Mehl dagegen, wie es als Brei oder Grütze von anderen Stämmen genossen wird, verschmähen sie fast durchweg.

Die Wahehe sind schlank, aber ziemlich muskulös, und haben ein echtes Negergesicht. Der Haarwuchs ist spärlich, wenn aber Thomson meint, es gehöre zu ihren auffallendsten „Charaktereigenschaften", daß sie im Gesicht und am Körper keine Haare hätten, so irrt er. Es rührt einfach daher, daß sie sich, wie alle Neger, die Haare aus den Achselhöhlen abrasieren und jede Spur eines Bartes mit Zangen ausreißen. Auf die Frisur verwenden sie sehr wenig Sorgfalt. Sie schneiden sich entweder die Haare mit einem Messer kurz ab oder lassen sich die Pudellocken wachsen.

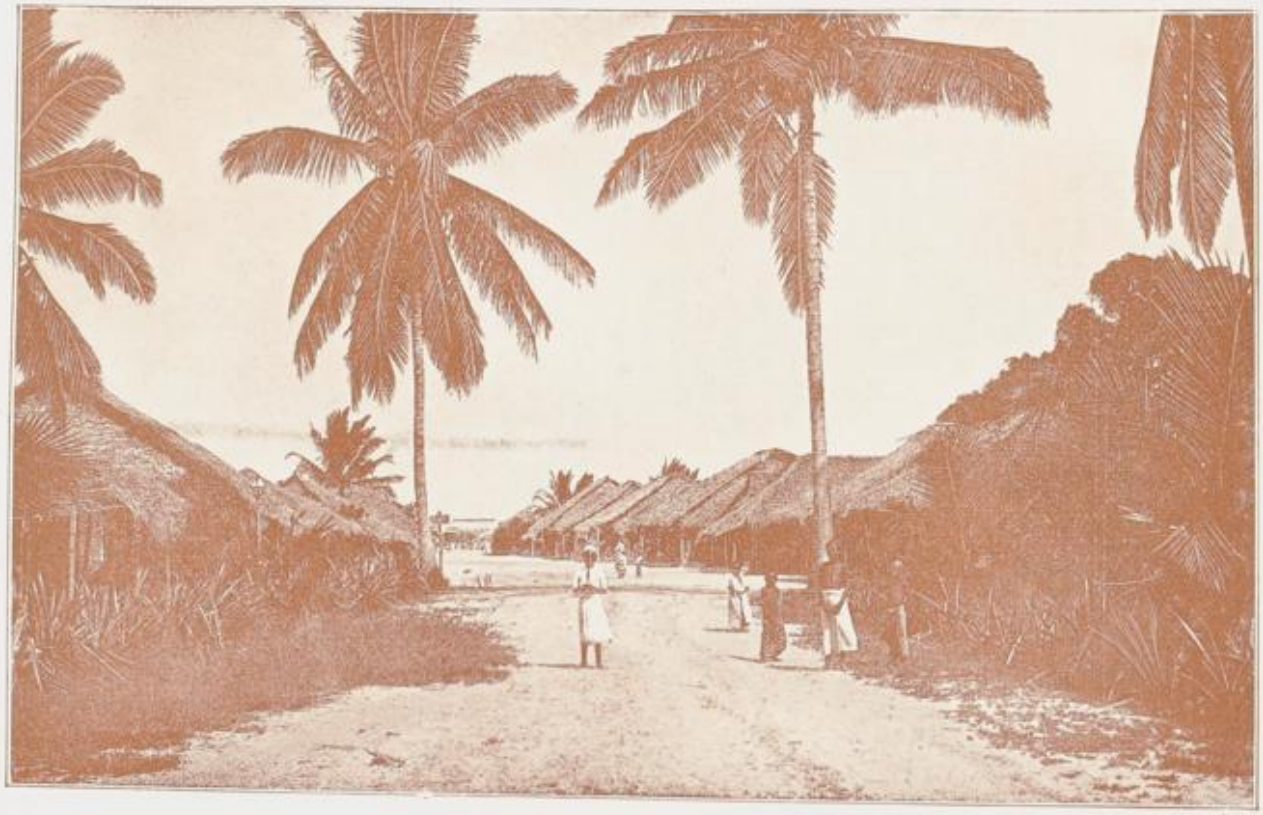
Schmuck trägt der echte Wahehe gar keinen, nicht einmal die bei allen anderen Stämmen gebräuchlichen Amulette; er ist auch weniger abergläubisch wie seine übrigen schwarzen Brüder. So wie ihn Gott geschaffen hat, läuft er in der Welt herum, splitternackt. Die Weiber tragen entweder ein um die Lenden geschlungenes Fell oder zwei kleinere Baumwollstücke als Schürzen hinten und vorn. Die Wahehe sind sehr unreinlich, was man nicht nur an ihren wenigen Hausgerätschaften sehen kann, einigen Flaschenkürbissen und Thongefäßen, welche mit Schmutzkrusten überzogen sind, sondern auch an ihrem Aeußeren. Die anscheinend ziemlich dunkle Haut zeigt sich nämlich immer als ein schwärzliches Grau, welches davon herrührt, daß sich die Leute niemals waschen und es lieben, in warmer Asche zu schlafen. Mit Oel oder Butter reiben sie sich auch nie ein, und so kommt es, daß die Wahehe immer jene graue Farbe zeigen, die nur verschwindet, wenn sie vom Regen abgewaschen sind.

Die Wahehe kennen weder Beschneidung, noch Tättowierung, noch Zahnverstümmelung. An Komfort machen sie gar keine Ansprüche, und wenn sie zu Hause auch in der kühlen Zeit in Asche, wie schon angedeutet, und in der wärmeren auf einem Bettgestell schlafen, welches mit

einer Matte oder einer trockenen Rindshaut bedeckt ist, so legen sie sich auf Wanderungen auf die nackte Erde und verschmähen sogar meist, ein Feuer in der Nacht anzuzünden. Sie sind überhaupt außerordentlich abgehärtet und ertragen die rauhen Passatwinde ihrer Heimat weit besser, wie die ihnen gegenüber verweichlichten Wagogo. Sie können tagelang hungern, Durst ertragen und legen weite Strecken in ununterbrochenem Geschwindschritt und Trabe zurück. Dazu kommt große persönliche Tapferkeit, eine Eigenschaft, die sehr wenige Negerstämme mit ihnen gemein haben. Wenn die Wahehe auch händelsüchtig sind, so besitzen sie doch ein, ich möchte fast sagen, ritterliches Wesen. Alle Reisenden außer Burton und Speke stimmen darin überein, daß sie nach dieser Seite hin über allen Negern stehen. Selbst Giraud, der viel von ihnen belästigt wurde, kann nicht umhin, die Art von Ritterlichkeit hervorzuheben. Ich habe die Wahehe kennen gelernt als Leute, welche halten, was sie versprachen, und, sobald sie sehen, daß ihre Häuptlinge und Würdenträger den Fremden ehren, sich jeder Zudringlichkeit und Belästigung enthalten. Ruhig, gemessen und würdevoll benehmen sie sich und zeigen besonders nie jenes freche, lärmende und unverschämte Benehmen ihrer Nachbarn, der Wagogo. Giraud machte deshalb schlechte Erfahrungen nach dieser Richtung, weil er zu einer Zeit bei ihnen angelangt war, wo eine gut ausgefallene Ernte bei ihnen große Völlerei im Gefolge hatte, welche sogar derart war, daß der Häuptling Mkuanika das Waffentragen in seiner Residenz verboten hatte, weil die Leute fortwährend in Streit mit einander gerieten.

Die Häuptlinge führen ein sehr straffes Regiment, ihren Befehlen wird, so lange es sich nicht um private Angelegenheiten handelt, unbedingte Folge geleistet, besonders was die Heerfolge angeht. Jeder Mhehe, der dem ersten Knabenalter entwachsen ist, ist verpflichtet, im Kriege dem Ruf des Häuptlings zu gehorchen. In kürzester Zeit vermag er viele Tausende zu sammeln, welche von allen Seiten herbeieilen und in Eilmärschen dem Feinde entgegenziehen. Die Ausdauer und Fähigkeit, Mühsalen zu widerstehen, neben der persönlichen Tapferkeit, macht sie zu sehr gefährlichen Gegnern, wie wir es ja zu unserm Schaden erfahren mußten. Die Waffen der Wahehe bestehen aus dem spitzovalen Schild aus Rinder- oder Zebrahaut, dessen Höhe 1,25 m und dessen Breite 40 cm betragen mag. Der Rand ist nicht ausgenäht, wie bei den Massaischilden, auch werden die Haare nicht heruntergeschabt. Ein Stab, durch zahlreiche Schlitze der Länge nach durchgesteckt, giebt dem dünnen Schilde Halt. Die Handhabe, in der Mitte angebracht, stellt eine Krümmung des Stabes her und zeigt durch ihre Kleinheit, daß die Wahehe sehr schmale Hände haben. Es ist notwendig, zu erwähnen, daß alle Neger, welche Schilde führen, die Handhabe genau in der Mitte derselben anbringen und nie den Unterarm durch einen Riem stecken, wie es

Straße in einem ostafrikanischen Dorfe.



Straße in einem ostafrikanischen Dorfe.

bei unseren Ritterschilden oder heute noch bei den Chinesen gebräuchlich ist. Die Hauptwaffe des Mhehe ist der Mpalala, ein pfeilartiger, kleiner Wurfspeer, von 1,13 m Länge und sehr leichter, gefälliger Form. An der dicksten Stelle, da, wo die Klinge in den aus einem sehr zähen dunklen Holz hergestellten Schaft eingelassen ist, ist derselbe nicht stärker wie ein schwacher kleiner Finger. Der Schaft verjüngt sich dann nach unten zur Dicke eines Gänsekiels und trägt dort immer einen kleinen kugelartigen Kupfer- oder Messingring, der ohne Schweißung sehr geschickt geklopft ist. Die Klinge ist fingerlang, myrtenblattförmig und daumenbreit. Sie läuft in einen gut spannlangen Stiel aus von der Dicke eines Gänsefederkiels und ist in den Schaft eingebrannt, um mittels der noch feucht überzogenen Haut eines Hundeschwanzes festgehalten zu werden, welche bis zum völligen Eintrocknen mit einer Schnur umwickelt bleibt. Der Schaft des Mpalala wird durch gewickelten, sehr feinen Messing- und Kupferdraht, sowie durch aufgesteckte Posen von Straußfedern geziert. Die zweite Waffe ist der Ndula oder Stoßspeer, dessen Schaft um einiges länger wie der des Mpalala ist, überall gleich fingerdick. Die Klinge ist spannlang und ohne sichtbaren Stiel im Schaft eingebrannt. Sie wird ebenfalls mittels Hundeschwanzhaut festgehalten, derart, daß der unterste schon verbreitete Teil noch mitgefaßt wird. Der Schaft wird ebenfalls mit in Abständen gewickeltem Draht geziert.

Der Wurfspeer ist die gefährlichste Waffe in den Händen der Wahehe. Sie vermögen denselben mit außergewöhnlicher Kraft auf große Entfernung, bis zu 100 Schritten, zu schleudern und dabei noch zu treffen. Ich sah selbst, wie während eines Gefechts ein Mhehe einen fliehenden Feind auf 40 Schritte mit einem Mpalala von hinten traf, so daß die Waffe das linke Schulterblatt und das Brustbein des Feindes durchbohrte. Mit hohem Satz brach der Getroffene lautlos zusammen. Jeder Mhehe führt immer sieben bis acht Mpalala und nur einen Ndula, die entweder in einem Bündel geschultert getragen werden, oder die Wurfspeere stecken alle in einer zweckmäßigen Vorrichtung aus Riemen im Schild. Der Ndula wird nicht geschleudert, sondern dient dazu, im Handgemenge verwendet zu werden, wobei er am äußersten unteren Schaftende angefaßt und ähnlich gehandhabt wird, wie die Somali ihre langen Speere gebrauchen. Auch versetzt man dem Gegner den Gnadenstoß damit. Die Klinge des Ndula dient auch als Messer zum Schneiden des Fleisches. Die Wahehe lösen dem erschlagenen Feinde die rechte Hand aus dem Gelenk und stecken sie auf den Ndula, während sie, aus dem Krieg und Kampf heimkehrend, den Schild auf den Kopf legen, weshalb man sofort erkennen kann, ob man es mit aus- oder heimziehenden Kriegern zu thun hat.

Die Wahehe beunruhigten schon seit Menschengedenken ihre Nachbarn, besonders die ostwärts wohnenden Stämme, durch alljährliche Raubzüge,

indem sie Rinder und Sklaven raubten und die letzteren bei dem Feldbau verwendeten und an Araber oder auch Wagogo verkauften, wobei es oft genug vorkam, daß sie den Wagogo ihre eigenen Landsleute verkauften. Um die erbeuteten Menschen auf dem Rückmarsch aus dem Gefecht an der Flucht zu hindern, wenden sie ein einfaches, sehr probates Mittel an, sie geben den Gefangenen Steine zu schleppen, da sie andere Lasten nie mitführen, um die Leute derart zu ermüden, daß sie, am Lager angelangt, nur an Ruhe denken.

Bei allen Kämpfen wenden sie dieselbe Taktik an, indem sie den Gegner unvermutet überfallen, was ihnen um so leichter wird, als sie ungeheure Strecken zurückzulegen vermögen. Sie marschieren die letzte Strecke bei Nacht und umzingeln die feindlichen Dörfer noch in der Dunkelheit. Darin unterscheiden sie sich wesentlich von anderen Negern und auch den Mafiti, welche wohl in der Nacht marschieren, aber nie eine Operation ausführen. Wenn dann der erste Schein der Morgendämmerung im Osten sichtbar wird, ertönt der schaurige Kriegsschrei „u u u i!" und der aus dem Schlaf auffahrende Feind, welcher das Freie zu gewinnen sucht, wird niedergestochen. Auf diese Weise war es den Wahehe leicht, die Wagogo zu besiegen, welche besonders in der Dunkelheit sehr feige sind. Die offene Feldschlacht meiden sie nach Möglichkeit wie alle Afrikaner.

Wenn die Wahehe Karawanen überfallen wollen, so pflegen sie sich in den Hinterhalt zu legen und wählen dazu immer solche Stellen, wo sie sich auf eine lange Strecke gut verbergen können, um dann auf langer Linie von zwei Seiten den Feind anzufallen. Der Ueberfall gelingt ihnen fast jedes Mal, da sie vollständig nackt sind und keine klappernden Gegenstände tragen und auch ihre Waffen nicht klirren.

## Die Araber.[1])

Die Araber, welche an der Tangaküste leben, scheiden sich in zwei Gruppen: in Leute aus Oman und solche aus Hadramaut. Erstere, die bisherigen Herren des Landes, sind es, die von den Schwarzen allein als „Waarabu" bezeichnet werden. Sie leben in größerer Zahl in Pangani und Wanga, ziemlich zahlreich in Tanga, an der übrigen Küste findet man nur einige von ihnen in Mtangata, einen einzigen in Muoa. Ihre ziemlich wechselnde Gesamtzahl dürfte 300 bis 400 nicht übersteigen. Eine große Anzahl von ihnen ist in Oman geboren, diese sprechen Arabisch als Muttersprache. Da meines Wissens eine Vollblutaraberin an der Tangaküste nicht lebt, so kann von reinen, im Lande selbst geborenen Arabern nicht die Rede sein, umsomehr, als die Kinder der Surias[2]) sofort

[1]) O. Baumann, Usambara, S. 64—66.

[2]) Nebenfrauen. D. H.

in die Kategorie der Suahili eingereiht werden. Dennoch findet man eine ganze Anzahl häufig, aber nicht immer dunkelgefärbter Leute, die sich ebenfalls Araber nennen und meist aus Pemba oder Sansibar stammen. Sie verstehen arabisch, sprechen jedoch Kisuahili als Muttersprache. So war der bekannte Buschiri[1]) bin Salim ein Pemba-Araber, der in Tanga aufgewachsene, zu Saadani 1890 hingerichtete Mohammed bin Chassim und sein Bruder Hamis bin Chassim (jetzt Jumbe von Tambarini) stammen von Sansibar u. s. w. Vom Geschlechte der streitbaren Satrapen von Mombas, der Msara, leben auf deutschem Gebiet keine, wohl aber in Wanga einige wenige, dunkelfarbige, aber in den Zügen sehr reine Araber, die nur Kisuahili sprechen. Die echten Omanleute sind meist licht gelbbraun gefärbt, hager und hochgewachsen. Wohlbeleibtheit deutet in den meisten Fällen Negerblut an. Sie haben die charakteristisch semitischen, scharf geschnittenen Gesichtszüge und tragen Kinnbart, aber keinen Schnurrbart. Sie altern, wie es scheint, recht früh, eine Mittelstufe vom jungen Krieger zum greisen, weißbärtigen Patriarchen ist kaum vorhanden. Die Tracht gleicht jener der Suaheli, oder vielmehr letztere haben sie den Arabern entnommen, nur tragen fast alle Männer Turbans und den kurzen Sicheldolch im Gürtel, da es für den Freien schmachvoll gilt, unbewaffnet zu gehen.

Ihre Wohnungen gleichen jenen der Eingeborenen, nur selten erhebt sich einer bis zur Erbauung eines Steinhauses. Die Araber waren bisher der hohe Adel im Lande, eine Menschenklasse, welche die Eingeborenen um Hauptes länge überragte und deren Einflüssen und Befehlen sie willenlos gehorchten. Was sie eigentlich trieben und noch treiben, ist schwer zu sagen; so viel ist sicher, daß sie niemals etwas gearbeitet haben.

Außer einigen armen Leuten, die sich als Krämer durchbringen, sind fast alle Farmbesitzer, welche mit Hülfe eines Arbeitermaterials von Sklaven das Land bebauen und daneben auch Handel treiben. An den Karawanen nach dem Innern beteiligen sie sich hier wenig. Alle sind natürlich strenge, doch keineswegs fanatische Mohammedaner und gehören zur Sekte der Ibaditen, die von den übrigen Moslim, besonders den Sunniten, für sehr ketzerisch gehalten werden. Das mächtige Kulturwerk bezweifeln zu wollen, welches die Araber in Ostafrika verrichtet, wäre völlig müßig. Man braucht nur zu vergleichen, was die Europäer mit ihren Jahrhunderte alten, zahlreichen Niederlassungen in Westafrika den Eingeborenen gegenüber erzielt, oder vielmehr nicht erzielt haben, um zur vollen Erkenntnis der arabischen Leistungen im Osten geführt zu werden.

## Die Massai.[2])

Das weite Massai-Land, welches früher der ungeheure Weideplatz der Massai-Herden war, ist jetzt in verschiedene Distrikte wie Kiwaya,

[1]) Vergl. S. 4.

[2]) Baumann: „Massailand", S. 158.

Simangiro, Mutyek u. s. w. geteilt, deren jeder ein bestimmtes Schildwappen führt, an dem sich die Krieger erkennen. Innerhalb der einzelnen Distrikte sind stets fast alle Massai-Stämme vertreten, die als mehr oder weniger vornehm gelten und wahrscheinlich noch aus der unbekannten Urheimat der Massai stammen. So giebt es überall Vertreter der Stämme Muleilyan, Leisseri, Leitoyo, Mamasita, Magesen, Marumwai, Lugumai, Maguveria und des Schmiedestammes der Elkonono, die ebenfalls Massai sind, aber von den anderen verachtet werden.

Die Massai sind meist hochgewachsen, schlank und langbeinig. Ihre Körperformen sind selten voll, sondern auch bei Männern vielfach zart und weibisch, doch oft von großer Schönheit. Dennoch besitzen sie bedeutende Muskelkraft und Ausdauer. Die Extremitäten sind zierlich und schmal, die Haut ist meist dunkler als schokoladenbraun und erstaunlich weich und sammetartig. Der Gesichtstypus variiert sehr. In Sogonoi und Kiwaya, also im Steppengebiet, findet man oft negerhafte Züge, hier treten auch vollere Körperformen auf. Fast rein hamitisch sehen die Plateau-Massai, also die von Mutyek und Serengeti aus. Dieselben haben regelmäßige Züge, schmale Nasen und glänzende, schwarze Augen, die manchmal leicht schiefgestellt sind. Im Alter werden die Züge hart und oft adlerartig scharf. Häufig trifft man sogenanntes Hamiten-Haar. Wenn der Kopf frisch rasiert ist, so erscheint das nachwachsende schwarze Haar bis zur Länge von ca. 1 cm völlig glatt und bekommt dann erst eine leichte Kräuselung, die an die Kraushaare mancher Europäer erinnert. Beim echten Wollhaar erscheinen dagegen schon die ersten Haaransätze gekräuselt. Dieses, an der Küste bei Mischlingen von Arabern und Negern nicht seltene Hamiten-Haar findet sich bei den Plateau-Massai häufig, etwas seltener bei jenen des Tieflandes, die häufig Wollhaare haben.

Im allgemeinen machen die Massai den Eindruck eines hamitischen Stammes, der in verschiedenen Gegenden mehr oder weniger starke Blutmischungen mit Bantu erhalten hat. Den tiefschwarzen, typisch negerhaften Sudanesen, welchen sie sprachlich so nahe stehen, gleichen sie physisch in keiner Weise.

Das Haar wird von jungen Leuten kurz getragen, Krieger lassen dasselbe lang wachsen und flechten es in fadendünne Strähnen, so daß es von weitem wie schlichtes Haar aussieht. Diese Strähnen werden mit Fett und roter Lehmfarbe eingerieben und verschiedene Frisuren daraus geflochten, bei welcher die mit langem, bastumwundenem Zopf überwiegt. Die eigentümliche Art der Beschneidung (Incision) beschreibt Thomson ausführlich.

Die Weiber tragen den Schädel rasiert. Die beiden oberen, vorderen Schneidezähne werden bei beiden Geschlechtern vorgebogen, die entsprechenden unteren ausgebrochen, doch ist diese Sitte nicht mehr allgemein üblich.

Die Ohrläppchen werden durchlöchert und bis zur Länge von 10 cm und darüber ausgedehnt. Darin tragen die Krieger Eisenspiralen, an welchen Kettchen hängen, die Weiber tellerförmige Eisenspiralen, die oft so schwer sind, daß sie durch einen über den Schädel gelegten Riemen gehalten werden müssen.

Um den Hals tragen die Weiber Bänder aus steifem Leder, auf welche weiße und rote Glasperlen genäht sind und von denen Eisenkettchen und Glasperlen herabhängen, die Verheirateten auch einen tellerförmigen Kragen von dickem, gewundenem Eisendraht. Am Oberarm tragen die Krieger ein Armband aus Horn, am Unterarm manchmal einige Glasperlen. Die Weiber umwinden sich den Unterarm und Unterschenkel mit mächtigen Manschetten aus Eisendraht.

Die Kleidung besteht bei Kriegern aus einem kurzen Lederüberwurf, der die linke Schulter freiläßt. Derselbe ist manchmal außen hart und aus verschiedenfarbiger Rindshaut gefertigt. Oefter tragen sie am Hinterteil ein dreieckförmiges Schürzchen als Sitzmöbel. Die älteren Leute haben längere Ledermäntel, ebenso die Weiber, deren die Brust verhüllende Lederkleidung an den Hüften durch einen Gürtel zusammengehalten wird. An den Füßen trägt man häufig Ledersandalen.

Der Kriegsschmuck der Massai ist schon oft beschrieben und abgebildet worden. Gerade diese zahlreichen Abbildungen können jedoch die Ansicht hervorrufen, daß dieser wilde, aus Colobusfellen, Straußfedern u. s. w. gebildete Kriegsschmuck allgemein getragen wird. Dies ist jedoch keineswegs der Fall. Ich habe auf dieser und auf meinen früheren Reisen öfter Massai am Kriegspfade gesehen, aber nicht einen einzigen im vollen Kriegsschmuck. Einer oder der andere — von 100 Kriegern etwa ein Dutzend — trugen den bekannten Federschmuck aus Straußfedern, der das Gesicht einrahmt, die übrigen zogen in gewöhnlicher Tracht ins Feld und bemalten sich höchstens mit weißem Mergel an den Beinen.

Körperbemalung ist überhaupt allgemein üblich und wird mit Fett und roter Lehmfarbe ausgeführt. Eine Körperreinlichkeit kennen die Massai nicht. Mein ältester Rinderhirt, ein weißhaariger Elmoruo, gestand mir ein, daß er sich im Leben noch nie gewaschen habe. Deshalb wimmeln denn auch die Haare, Lederkleider, ja selbst der Eisenschmuck der Weiber von Ungeziefer.

### Nahrung der Konde.[1])

In Bezug auf das tägliche Leben und die tägliche Nahrung ist zunächst hervorzuheben, daß die Leute im Gegensatz zu den Sulustämmen Fleischnahrung nicht nur wenig genießen, sondern auch wenig schätzen.

---

[1]) Merensky: „Deutsche Arbeit am Nyassa", S. 151/152.

Sie sind Vegetarier zu nennen, denn sie leben fast ganz von Milch und Pflanzenkost. Gegner des Fleischgenusses werden geneigt sein, die größere Milde des Volkscharakters hierauf zurückzuführen. Die Milch wird meist sauer genossen; da sie immer in Bestände von saurer Milch oder in durchsäuerte Gefäße eingemolken wird, so gerinnt sie sofort. Diese Milch und Hülsenfrüchte, die als Erbsen und Bohnen in mehreren Arten fast täglich genossen werden, geben dem Nahrungsquantum hinreichenden Gehalt an Eiweis und Fett, so daß der Genuß von Fleisch leicht entbehrt werden kann. Daneben sind tägliche Nahrung die Bananen. Die gemeine Banane wird halbreif geröstet gegessen, sie ist das tägliche Brot, daneben liebt man Brei aus Bananenmehl, weniger solchen aus Sorghum und Mais. Vom Mais ißt man am liebsten die Körner des unreifen Kolbens. Halbreife Bananen und einige Baumfrüchte dürfen nur Männer essen, andere Früchte wieder nur Weiber, auch für Kinder bestehen gewisse Nahrungsverbote. Bier trinken die Männer, aber es wird schwach gebraut und mäßig getrunken, man sieht betrunkene Leute nicht, und wüste Trinkgelage fehlen ganz. An anderen Feldfrüchten, an Baumfrüchten und besonders den köstlichen Bananen ist Ueberfluß, so daß an Nahrungsmitteln im Lande kein Mangel ist.

Wie wenig das Volk nach Fleischnahrung begierig ist, geht daraus hervor, daß man selbst das Fleisch der Ziege verschmäht. Der Volksglaube will, daß sein Genuß Krankheit bringt. Erst jetzt bequemt man sich zum Genuß des Ziegenfleisches um des Beispiels der Araber und Weißen willen. Dagegen ißt man Hühner, manche genießen selbst deren Eier. Merkwürdigerweise verschmäht man nicht nur das Fleisch reißender Tiere, sondern auch das des Rhinozeros, ja selbst das des Zebra und mancher Antilopen, deren Fleisch von Europäern ganz besonders geschätzt wird, wie das Fleisch des Kudu und der Elenn-Antikope. Dagegen ißt man Büffel und Wildschweine, ja auch den Elefanten. Fischotter und Erdschwein dürfen nur Häuptlinge essen.

Daß man Krokodile und Schlangen nicht essen will, ist verständlich, aber Fische werden nicht verschmäht. Nur die Aale und Schlammfische (Wels u. s. w.) gelten nicht als tafelfähig.

Die Männer lieben das Tabakrauchen in hohem Maße, die Knaben fangen schon an es zu üben, und in manchen Teilen des Landes erquicken sich auch Frauen an der beliebten Wasserpfeife. Diese ist einfach hergestellt. Eine Kürbisflasche ist mit einem angesetzten Rohr versehen, auf dem der aus Stein geschnittene Pfeifenkopf sitzt. Die Kürbisflasche wird mit Wasser gefüllt, der Tabak im Kopf wird in Brand gesetzt, und um die Oeffnung des Flaschenhalses legt der Raucher die Lippen. Er thut einige Züge, saugt den Rauch in die Lungen und giebt den Apparat weiter. So geht er im Kreise von Hand zu Hand. Diese Art zu rauchen scheint den Leuten wirklich ein hoher Genuß zu sein.

## Schauri.[1])

In Deutsch-Ostafrika giebt es ein Wort, das eine vielfache Bedeutung hat. Es ist das Wort Schauri und heißt soviel wie Behandlung, Beratung, Partei, Rat, Sache, Sitzung. Ohne Schauri kann der Ostafrikaner gar nicht leben. Nichts bereitet ihm solchen Genuß wie ein recht langes Schauri. Soll ein Huhn, eine Ziege, ein Ochse, ein Elfenbeinzahn oder sonst ein Objekt verkauft oder erworben werden, so geht dem Handel ein endloses Schauri voraus. Will der Ostafrikaner eine Frau nehmen, so macht er mit sich selbst, mit seinen Verwandten und seinen zukünftigen Schwiegereltern Schauri. Hat ein Knabe ein Mägdlein lieb, so macht er in erster Linie mit ihm Schauri. Will es sich nicht bethören lassen, so macht der abgewiesene Liebhaber schleunigst Schauri mit einem Medizinmanne behufs Lieferung von Liebesträuken und anderen Zaubermitteln. Leidet jemand an einer hartnäckigen Krankheit, so unternimmt er oft große Reisen, um mit einem berühmten Mganga, wir würden sagen Spezialisten, Schauri zu machen. Weigert sich ein Häuptling im Innern, zum Schauri zu kommen, so ist er kaidi, d. h. ein Rebell. Machen auf einer schwierigen oder gefährlichen Expedition die Träger unter sich Schauri, so hat der Chef allen Grund, auf seiner Hut zu sein. Krieg und Frieden, Schuld und Sühne, alles hängt vom Schauri ab. Selbst der Straßenräuber setzt sich vor der Ausübung eines Verbrechens mit seinen Komplizen zu einem Schauri zusammen, in welchem Vor- und Nachteile der That sorgfältig erwogen werden. Bietet man dem Ostafrikaner unter der Hand für einen Gegenstand auch den denkbar höchsten Preis, so läßt er sich ohne Schauri doch ungern auf die Sache ein. Lieber giebt er ihn nach längerem Schauri billiger weg. Er will doch wenigstens sein Vergnügen davon haben. Behelligt man den Farbigen, sei er nun Araber, Suahili oder Stammesangehöriger, mit einer ihm unangenehmen Affäre, so gebraucht er stets die Ausrede: „Si shauri yangu“ (das ist nicht meine Sache). Macht man ihn in politischer Hinsicht für einen Genossen verantwortlich, so erwidert er gewöhnlich: „Der Mann gehört zu einem anderen Schauri“.

Wegen jeder Bagatelle wird Schauri gemacht. Einst erbat sich auf einer Expedition während der Marschpause mein Diener Urlaub, um wegen eines Mittagsmahles mit seinen Freunden Schauri zu machen. Nach etwa einer Stunde kehrte er zurück. „Nun,“ fragte ich scherzend, „was gedenkt ihr denn zu speisen?“ — „Bananen,“ war die Antwort. — „Und um das herauszutüfteln, braucht ihr eine Stunde Zeit?“ rief

---

[1]) A. Leue: „Deutsche Kolonialzeitung 1899“, S. 421.

ich lachend. — „Ja," sagte er empfindlich, „wir konnten doch vorher nicht wissen, was wir essen wollten."

Diese Leidenschaft der Farbigen für das Schauriabhalten wissen sich die indischen Kaufleute vorzüglich zu Nutze zu machen. So schlau die Eingeborenen auch sind, so werden sie von den Indern doch meist übertrumpft. Wegen eines Elfenbeinzahnes machen die Händler oft acht Tage lang Schauri. Zahn um Zahn wird in dieser Weise darin verhandelt. Ein Europäer hielte dies gar nicht aus. Der Inder aber ist unermüdlich und erreicht gewöhnlich auch seinen Zweck. Für ihn ist die Zeit ja Geld.

Zu seinem höchsten Glück entwickelt sich das Schauri in seiner Eigenschaft als öffentliche Gerichtssitzung. Der Schauritag ist für den Farbigen ein Festtag. Was giebts für ihn Feierlicheres, Großartigeres und Interessanteres als ein Schauri, dem der Bwana mkubwa (Bezirksamtmann bezw. Bezirkschef) persönlich vorsitzt. Die Großen der Stadt und Umgegend, die Araber, die indischen Händler, die Schirasi-Diwane, die Suaheli-Jumben, die benachbarten Stammeshäuptlinge, alle erscheinen in bunten, oft goldgestickten Gewändern, mit silbernen Dolchen und prächtigen Turbanen, um sich auf ihren Bänken pomphaft niederzulassen. Es gehört zum guten Ton, diesen Sitzungen beizuwohnen. Der Wali führt an diesem Tage sein langes, kostbares Schwert, welches einen Wert von 1000 *M.* haben soll und das, wenn der eingravierten Jahreszahl zu glauben ist, schon zur Zeit der Kreuzzüge geschwungen wurde. Links und rechts vom Gerichtstische sitzen auf ihren Ehrenplätzen die Beisitzer, die Sachverständigen, die Akidas und die Gemeindevorsteher. Sachverständiger für das mohammedanische Recht ist der Wali, für Handelsrecht gewöhnlich ein indischer Großhändler. Kurz vor Beginn der Sitzung tritt, allseitig begrüßt, der Bezirksamtmann ein. Neben ihm nehmen Platz der Bezirksamtssekretär, sowie der deutsche und der arabische Schreiber. Vor dem Gerichtstische fungiert, unterstützt von seinen Soldaten, der Polizei-Effendi als Gerichtsvollstrecker. Der Sitzungssaal ist umlagert von vielen hunderten von Zuschauern, Männern und Weibern. Verhandelt werden im Schauri Strafprozesse, Zivilstreitigkeiten, Akte freiwilliger Gerichtsbarkeit, Bezirks- und Steuersachen, städtische Angelegenheiten, kurz alles, was das Wohl und Wehe der Einwohnerschaft berührt.

Ein Bezirksamtmann oder Stationschef, der es versteht, das Schauri verständig und würdig zu leiten, wird stets das Vertrauen und die Liebe der Bevölkerung genießen. Für die Auswahl geeigneter Persönlichkeiten ist dieser Gesichtspunkt nicht unwichtig. Durch ein rechtzeitiges, vernünftiges Schauri kann in Ostafrika, vor allem im Innern, manchem Unheile vorgebeugt werden.

## Eine Tierfabel der Suahili.[1])

### Der Fuchs[2]) und der Löwe.

Der Fuchs ging einst aus, im Walde Nahrung zu suchen und erblickte einen großen Kalebassenbaum.[3]) Als er an ihm in die Höhe blickte, sah er einen Bienenstock mit Honig und kehrte sogleich zur Stadt zurück, um Genossen zu holen und den Bienenstock zu plündern. Als er an der Thür des Buku[4]) vorbeikam, nötigte ihn dieser zum Eintreten. Er sprach zum Buku: „Mein Vater ist gestorben und hat mir einen Bienenstock hinterlassen, laß uns hingehen und essen." Und sie gingen hin. Und der Fuchs sagte: „Klettere hinauf!" Und sie kletterten beide hinauf, hatten Brennstroh mitgenommen, räucherten die Bienen aus und fraßen den Honig. Plötzlich kam der Löwe dazu, blickte auf, sah die Leute essen und fragte, wer sie wären. Der Fuchs sprach zum Buku: „Schweig still, der alte Bursche ist toll." Der aber fragte wieder: „Wer seid Ihr, könnt Ihr nicht reden?" Da antwortete der Buku erschreckt: „Wir sind hier."

Nun sagte der Fuchs zum Buku: „Wickle mich ins Stroh und sage dem alten Löwen, er solle unten aus dem Wege gehen, damit Du das Stroh hinabwerfen könntest, du würdest dann selber hinabkommen." Der Löwe trat beiseite, das Stroh wurde hinabgeworfen, der Fuchs befreite sich eilends daraus und lief davon.

Und der Löwe sprach; „Nun, so komm doch herunter." Als der Buku herunterkam, ergriff ihn der Löwe und fragte: „Wer war da noch mit Dir auf dem Baume?" Er antwortete: „Ich und der Fuchs. Hast du ihn nicht gesehen, als ich ihn hinunterwarf?" Da fraß der Löwe den Buku auf und ging aus, den Fuchs zu suchen, fand ihn aber nicht.

Einige Tage später ging der Fuchs zur Schildkröte und lud sie ein, Honig mit ihm zu essen. Sie fragte: „Wem gehört er?" Er antwortete: „Meinem Vater." Da ging sie mit, sie räucherten die Bienen aus, setzten sich nieder und aßen.

Plötzlich erschien der Löwe, dem der Honig gehörte, und fragte, wer sie wären. Der Fuchs sprach zur Schildkröte, sie solle sich ruhig verhalten. Als der Löwe aber nochmals fragte, ward sie ängstlich und sprach zum Fuchs: „Ich werde antworten. Du hast mir doch gesagt, der Honig sei Dein, gehört er denn dem Löwen?" Und der Löwe fragte zum

---

[1]) A. Seidel: „Geschichten und Lieder der Afrikaner", S. 224.

[2]) Im Original: sungura (Hase, Kaninchen). Der sungura spielt in den Tierfabeln des Suahili die Rolle des Fuchses.

[3]) Suaheli: mbuyu, die bekannte Adansonia digitata.

[4]) Eine Gazellenart.

drittenmal. Da antwortete die Schildkröte: „Wir sind hier.“ Darauf hieß er sie herabkommen und frohlockte bei sich: „Jetzt habe ich den Fuchs gefangen, den ich so lange gesucht habe.“

Der Fuchs aber sprach zur Schildkröte: „Wickele mich ins Stroh, sage dem Löwen, er solle aus dem Wege gehen, damit Du das Stroh herabwerfen könntest.“ Die Schildkröte dachte bei sich: „Aha, er will sich aus dem Staube machen und mich dem Löwen zum Fraße lassen, der soll ihn aber zuerst fressen.“ Und sie wickelte ihn ins Stroh, warf ihn hinab und schrie: „Der Fuchs kommt.“

Der Löwe ergriff ihn mit seinen Tatzen und sprach: „Was soll ich mit Dir anfangen?“ Der Fuchs sprach: „Falls Du mich fressen willst, so wisse, mein Fleisch ist sehr zähe.“ „Nun, was soll ich denn mit Dir anfangen?“ fragte der Löwe wieder. Er antwortete: „Greif mich beim Schwanz, wirbele mich herum, dann schleudere mich zur Erde und friß mich.“ Der Löwe ließ sich täuschen, und als er den Fuchs losließ, entsprang er hurtig.

Da hieß er die Schildkröte herunterkommen und sprach zu ihr: „Was soll ich mit Dir anfangen?“ Sie sprach: „Lege mich in den Sumpf und reibe mich damit so lange, bis die Schale abgeht.“ Und der Löwe ging mit ihr ans Wasser und rieb sie; sie entschlüpfte aber unbemerkt, und er rieb, bis ihm die Tatzen blutig wurden. Da sah er, daß er geprellt war.

Er fragte nun die Leute, wo der Fuchs wohnte; sie sagten aber, sie wüßten es nicht. Der Fuchs sprach aber zu seinem Weibe: „Laß uns in ein anderes Haus ziehen.“ Und sie zogen um. Als der Löwe zuletzt des Fuchses Wohnung erfragt hatte, verbarg er sich darin und dachte: „Wenn der Fuchs mit seinem Weibe heimkommt, werde ich sie fressen.“ Der Fuchs und sein Weib kamen herzu; als sie aber die Fußspuren des Löwen sahen, schickte der Fuchs sein Weib zurück. Er selbst folgte den Fußspuren und sah, daß sie in sein Haus führten. Da dachte er: „Oho, Löwe, Du bist darin.“ Dann ging er vorsichtig zurück und rief aus einiger Entfernung: „Guten Tag, Haus! Guten Tag, Haus!“ Er erhielt aber keine Antwort. Da sprach er laut: „Was ist das, wenn ich sonst komme und dem Hause „Guten Tag“ wünsche, so antwortet es mir. Wahrscheinlich ist heute jemand darin.“ Der Löwe ließ sich fangen und antwortete: „Guten Tag!“

Da lachte der Fuchs und sprach: „Oho, Löwe, dacht' ich's doch, daß Du darin wärst, um mich zu fressen. Wo hast Du denn je gehört, daß ein Haus sprechen kann?“ Der Löwe antwortete: „Warte ein wenig, ich komme und sage es Dir.“ Der Fuchs aber machte sich davon und, obwohl der Löwe ihn verfolgte, holte er ihn nicht ein. Da sprach er zu den Leuten: „Der Fuchs hat mich überwunden, ich will ihn künftig in Ruhe lassen.“

**Mais- und Sorghum-Kultur der Wanyamwesi.**[1])

Die Aussaat von Sorghum und Mais geschieht meist gleichzeitig auf demselben Acker, indem man zuerst Sorghum und dann etwas weiterstehend Maiskörner einlegt. Sorghum gedeiht am besten im roten, fetten Laterit, verlangt aber während drei bis dreieinhalb Monat regelmäßige Regengüsse, auch im Glimmerthon, wenn dieser nicht zulange unter Wasser steht. Mais verlangt schweren fetten Boden und viel Feuchtigkeit. Derselbe bedarf zweieinhalb, höchstens drei Monate zur Reife und wird Ende März bis Anfang April geerntet, wobei eine Pflanze oft drei bis vier Kolben zur Reife bringt. Am besten gedeiht er in dem wasserreichen Kawende. Die Kolben werden übrigens schon vor der vollständigen Reife vielfach genossen und gelten gekocht oder geröstet als Leckerbissen.

Die Männer beteiligen sich, nachdem die Aussaat gemacht ist, nicht mehr an der Arbeit, wenn sie nicht die Felder zum Schutze gegen Wild, wie Schweine und Büffel, mit einem ½ m tiefen, jedoch nur spannbreiten Graben umziehen, dessen ausgehobene Erde nach der Seite des Feldes geworfen wird in ½ m Höhe. Gegen Schweine genügt auch das Aufstecken von Dornen. Die Feldfrüchte sind dann vollkommen gegen diese Tiere geschützt. In weiten Zwischenräumen werden besonders da, wo Fußpfade entlang führen, Fallgruben mit eingesenkten spitzen Pfählen angebracht. In Gegenden, wo große Büffelherden existieren, muß der Wall noch etwas erhöht und eine sehr starke, brusthohe Pallisadenzäunung errichtet werden. Die weiteren Arbeiten überläßt der Munyamwesi ganz und gar der Frau, wie z. B. Ausjäten von Unkraut. Wenn der Mann nicht zur Küste zieht, um sich als Träger anwerben zu lassen, kann auch der Fall eintreten, daß die ganze Familie auf weit entlegenen Feldern eine provisorische Hütte bezieht, welche gerade so gebaut ist wie die im Dorfe, um gemeinsam die Felder zu hüten. Im allgemeinen übernimmt auch diese Arbeit die Frau mit den Kindern. Besonders die Knaben haben die Aufgabe, von hohen Gestellen, welche später die 4 m hohen Sorghumhalme überragen müssen, allerhand Eindringlinge abzuhalten. Von den Gestellen aus werden durch Schreien und Würfe mit Erde oder kleinen Steinen einfallende Vögel, hauptsächlich Finkenarten, Tauben, Papageien, sowie die sehr zahlreichen und diebischen Affenbanden abgewehrt. Selbst die Nacht hindurch wird manchmal Wache gehalten, wenn der Besitzer des Feldes zu faul war, Schutzgraben und Wall anzulegen. Als Vogelscheuche für die Saat und keimende Frucht werden an schräg in die Erde gesteckte Stöcke Palmblätter und Strohbündel befestigt und letzteren oft die Form einbeiniger, langgeschwänzter Ungeheuer gegeben, an deren Kopf weißgebleichte Achatinagehäuse als Glasaugen angebracht sind. Zum Schutze gegen Diebe gräbt

[1]) P. Reichard: „Deutsch-Ostafrika", S 376.

man an Kreuzwegen zersprungene Thongefäße mit dem Boden nach oben zur Hälfte ein oder bringt hier und da kleine Ruten mit wunderkräftigen Zaubermitteln an. Mitte April ist die Maisernte vorüber, die Kolben werden abgebrochen und dann die ganzen Stauden ausgerissen, wobei der Boden durch das Ausreißen etwas aufgelockert wird. Die Kolben werden in großen Rindenschachteln ins Dorf getragen und dort in der Hütte belassen, um entweder an hohe Stangen gebunden oder in sehr großen 1—1½ m hohen und ebensolchen Durchmesser haltenden Rindenschachteln (Kiu; Lindo) ohne Deckel offen aufbewahrt zu werden, bis sie nach etwa zwei oder drei Monaten steinhart ausgetrocknete, goldgelbe Körner zeigen. Hierauf schichtet man sie möglichst dicht in Schachteln, steckt die obersten Maiskolben kuppelartig mit den Spitzen nach unten dicht zusammen und überstreicht die Kuppel und die Nähte der Rindenschachtel mit Lehm, welchem Asche beigemischt ist, um die Maisernte gegen Termiten und die sehr zahlreichen Ratten zu schützen, was man damit auch vollkommen erreicht. Derartige Lindo stellt man auf einem kniehohen Pfahlrost entweder im Innern der Hütte oder unter der Veranda auf. Die schönsten Kolben mit den großen Körnern sucht man in genügender Anzahl aus und bindet sie in Bündeln in der Hülle als Saatkorn in der Hütte an einen Sparren des Kegeldaches.

Die Sorghumhalme haben mit dem Mais dieselbe Höhe erreicht und können sich nun, nachdem der Mais entfernt ist, freier entwickeln. Ganz ungestörten Besitzens des Bodens darf sich jedoch der Sorghum nicht allenthalben erfreuen, denn je nach Bedarf werden in den besseren Böden auf größerer oder kleinerer Fläche zwischen die Halme in die noch feuchte Erde Gurken-, Kürbis-, Melonenkerne und Strauchbohnen gesteckt, deren Ranken schließlich den Boden ganz überwuchern.

Die Mais- und Sorghumkultur ist in Afrika sicher schon uralt und jedenfalls nicht in geschichtlicher Zeit dort eingeführt. Den Reisbau hingegen haben die Wanyamwesi von den Arabern übernommen, derselbe beginnt erst jetzt allgemein eingeführt zu werden; doch zieht der Neger mit Recht immer den viel kräftigeren Sorghum vor.

### Industrie der Wanyamwesi.[1])

Die industriellen Erzeugnisse stehen nicht höher, als die der meisten anderen Negerstämme. Töpfe aus Thon herzustellen, ist eine Obliegenheit der Frauen. Sie stampfen und reinigen das Material und formen daraus den Topf ohne Drehscheibe, ganz aus freier Hand. Nachdem er lufttrocken geworden, wird er gebrannt und mittels des Blätterextraktes aus einem Msima genannten Baume mit allerlei schwarzen Linien und Dreiecken verziert. Die thönernen Köpfe für die Wasserpfeifen der Männer

[1]) Dr. F. Stuhlmann: „Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika", S. 79.

stellen diese selbst her. Die Weiber rauchen aus kurzen Stummelpfeifen, deren Mundstück oft aus einer kleinen Eisenröhre gebildet ist. In die braune Rinde der Kalebassen brennt oder kratzt man Punkte oder Linienmuster ein; häufig finden sich auch rohe schraffierte Zeichnungen von menschlichen und thierischen Figuren darauf. Körbe verschiedenster Form und oft von sehr beträchtlicher Größe werden von den Männern aus dünnem Gras hergestellt, ebenso die Virago genannten Matten. Einen sehr wichtigen Industrieartikel bilden die schon öfter genannten Rindenschachteln (lindo), zu denen die Rinde des Myombobaumes verarbeitet wird. Nach der Regenzeit, zur Zeit der Maisreife, wenn der Saft im Baume aufsteigt, werden mit der Axt zwei Kreisschnitte in die Rinde gemacht und diese durch einen Längsschnitt verbunden; dann läßt sich das dazwischen liegende Stück Rinde, ein Cylindermantel, leicht ablösen und nach Hause schaffen. Dort wird es von der groben Außenrinde befreit, geknetet und, wenn zu trocken, mit Wasser befeuchtet. Die Rinden des ursprünglichen Längsschnittes werden nun mit einem kleinen Eisen durchlöchert und mit Baststreifen, die demselben Baume entnommen sind, zusammengeheftet. Endlich näht man dem so entstandenen Cylinder ein kreisrundes Baststück als Boden an. Der schmale Schachteldeckel wird auf entsprechende Weise hergestellt. Zur Verschönerung und um das Material zu dichten, bemalt man das Ganze mit roter, aus einem „Mssansa" genannten Baume hergestellten Farbe und verziert es schließlich wie die Thongefäße mit schwarzen Mustern aus Linien und Dreiecken, die mit Hilfe einer Hühnerfeder aufgemalt werden Derartige Lindo, die von wenigen Centimetern bis zu einem Meter Durchmesser hergestellt werden, benutzt man zur Aufbewahrung von allen erdenklichen Sachen und auch als Reisekoffer.

## Schiffahrt der Eingeborenen.[1])

Die an der Ostküste Afrikas, auch in Arabien und Indien üblichen Fahrzeuge, Daus, Bethens, Bogalos u. s. w., sind plumpe, hochbordige Schiffe bis zur Tragfähigkeit von etwa dreihundert Tons. Nur die größten unter ihnen, die Bogalos, besitzen einen gut gedeckten Raum; die anderen haben wohl teilweise ein Deck, doch fehlen zumeist die Deckel für die Luken. Am breiten Hinterteile findet sich gewöhnlich ein Halbdeck zum Aufenthalte für Kapitän und Reisende, darunter für letztere der Schlafraum, dessen Fußboden ein bis zwei Fuß unter dem Hauptdeck liegt und auf diese Art eine Lücke zum Durchkriechen aus dem unteren in den oberen Raum läßt. Ein wenig vor der Mitte des Fahrzeugs steht der große Mast (mlingoti), ein starker, roh zugerichteter Baumstamm,

[1]) von der Decken: „Reisen in Ost-Afrika", Bd. I S. 142.

welcher ein außerordentlich großes, lateinisches Segel (tanga) an einer mächtigen, schräg aufsteigenden Raa (formali) trägt; ein kleinerer Mast auf dem Hinterdeck wird selten, nämlich bei ganz flauer Brise gebraucht. Die eine Seite des fast dreieckigen Segels ist sehr lang; die andere kurz, diese heißt josch, jene demani; ebenso heißt auch jede Seite des Schiffes josch oder demani, an welcher gerade, je nach der Richtung der Fahrt und des Windes, das kurze oder lange Segelende befestigt ist, eine Bezeichnung, welche unserem „Luf" und „Lee" entspricht, „Seite an und unter dem Winde". Will man das Segel wenden, so muß man auch die Raa, an welcher jenes mit Stricken festgebunden ist, niederlassen, umdrehen und darauf wieder emporholen; bei dieser umständlichen Handhabung verliert das Schiff gewöhnlich mehr, als es vorher durch Segeln scharf beim Winde gewonnen. Ein Kreuzen mit solchen Küstenfahrzeugen ist also höchst unersprießlich; dagegen segeln sie trefflich vor dem Winde. Dabei wird ein hoher Baum, dasturi, querüber gelegt, um das breite Segel zu spannen und die große Leinwandfläche völlig zur Ausnutzung zu bringen.

Arabische Schiffer fahren, falls es irgend angeht, längs der Küste hin, vorzugsweise in dem ruhigen Wasser hinter den in Ostafrika so häufigen, mit der Küste gleichlaufenden Inselketten oder Riffen. Hier fühlen sie sich, trotz ihrer großen Unkenntnis des Fahrwassers, sicher; denn sie bangen nicht vor dem Auflaufen auf eine der zahlreichen Sandbänke, weil sie wissen, daß ihr Schifflein dem widersteht und mit nächster Flut wieder freikommt. Außerhalb der oft engen und nur für kleine Fahrzeuge geeigneten, inneren Straßen hingegen zeigen sie sich ungemein ängstlich, teils weil sie besorgen, sie möchten außer Sicht des Landes die Richtung verlieren und verschlagen werden, teils weil sie die hohen Wogen des weiten Weltmeeres fürchten, denen ihre offenen Boote schutzlos preisgegeben sind. Müssen sie dennoch einen breiteren Meeresarm überschiffen, so steuern sie nicht gerade auf ihr Ziel los, sondern segeln so lange als möglich längs der schutzbietenden, von unseren Schiffen so sehr gefürchteten Küste hin und stechen da in See, wo die Ueberfahrt am kürzesten. Nun erst holen sie den kleinen Konpaß (dira) hervor — vorausgesetzt, daß ein solcher überhaupt vorhanden — setzen ihn in ein mit Hirsekörnern gefülltes Kistchen, um eine nahezu wagerechte Stellung zu erzielen, und werfen wirklich dann und wann einen Blick auf die Nadel.

Allabendlich läßt, falls nicht besondere Umstände obwalten, der wackere Schiffshauptmann den ersehnten Ruf ertönen: „tia nanga" — „werft den Anker!" Das Fahrzeug hält, die Raa wird herabgelassen, das Segel, um es zu schonen, losgebunden und unter Sang und Tamtamschlag in einem Sacke geborgen; die Mannschaft begiebt sich ans Land, um Getreide durch Stampfen zu enthülsen und für die Abendmahlzeit herzurichten.

Ausnahmsweise kocht man das Essen auch an Bord, im Bauche des Schiffes; bei schlechtem Wetter aber und bei hohem Wogengang auf offener See ist dies nicht möglich; dann hält die Mannschaft gezwungenes Fasten, bis wieder bessere Witterung eintritt oder ein günstiger Landungsplatz sich findet.

Mit frühestem Morgen, in mondhellen Nächten auch vor Sonnenaufgang, wird die Fahrt fortgesetzt.

Der Schiffer oder Nahosa (Nakadar), zumeist ein Araber aus dem Norden, ist gewöhnlich Eigenthümer des Fahrzeuges oder hat wenigstens Antheil an dem Gewinne der Ladung. Er kleidet sich nicht besser als andere seiner Landsleute (in baumwollenem Hemd und Lendenschurz), schläft bei jeder Witterung ohne irgend welchen Schutz auf Deck, läßt nach einem Regengusse seine Kleider am Leibe trocknen und leidet infolgedessen häufig an Rheumatismus und Fieber.

Die Bemannung eines arabischen Küstenfahrzeuges von 25 bis 30 Tons ist ebenso stark als die eines zehnfach größeren europäischen Schiffes: die schwarzen Matrosen (baharia oder wanamadschi, d. i. Seeleute) sind eben keine ausgedienten Leute, sondern gewöhnliche Neger, welche von Reiselust getrieben sich dem Schiffer für die Dauer der Reise vermieten, ohne ihm Beweise von ihrer Geschicklichkeit ablegen zu müssen: versteht dieser doch selbst zu wenig vom Handwerke, um große Anforderungen an seine Leute stellen zu dürfen. Ihre Löhnung ist eine sehr geringe; doch haben auch sie gewöhnlich einen Anteil an dem Gewinne der Reise, in ähnlicher Weise, wie dies bei den Walfischfahrern der Fall ist.

## Wanderlust der Wanyamwesi.[1])

Eine der charakteristischen Eigenschaften des Munyamwesi ist seine große Wanderlust. Jahr für Jahr geht seit langer Zeit[2]) etwa ein Drittel sämtlicher Männer als Träger oder Händler an die Küste. Schon bevor die Araber ins Land kamen, unternahmen sie selbständige Handelsreisen. Sobald das Feld bestellt und nach Beendigung der Regenzeit das Getreide aufgeschossen ist, schnürt der Mann sein Bündel und überläßt den Frauen und Kindern die Beaufsichtigung der Felder. Vor Antritt der Reise streicht er sich noch etwas Mehlbrei auf beide Backen, den er dem heimatlichen Kochtopf entnimmt. Während der ganzen Dauer seines Fortbleibens darf die zurückbleibende Frau kein Fleisch genießen und muß ihrem Manne den angebrannten Bodensatz, der bei der Her-

[1]) Dr. F. Stuhlmann: „Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika", S. 89.

[2]) Nach Dr. Baumanns Erkundigungen gingen die ersten Wanyamwesi vor etwa 70 bis 80 Jahren an die Küste; nach ihm ist der Handel mit dem Innern also erst ziemlich jungen Datums. Ich selbst habe keine Notiz hierüber gesammelt.

stellung des Mehlbreis sich im Topf ansetzt, in einer Rindenschachtel aufbewahren.

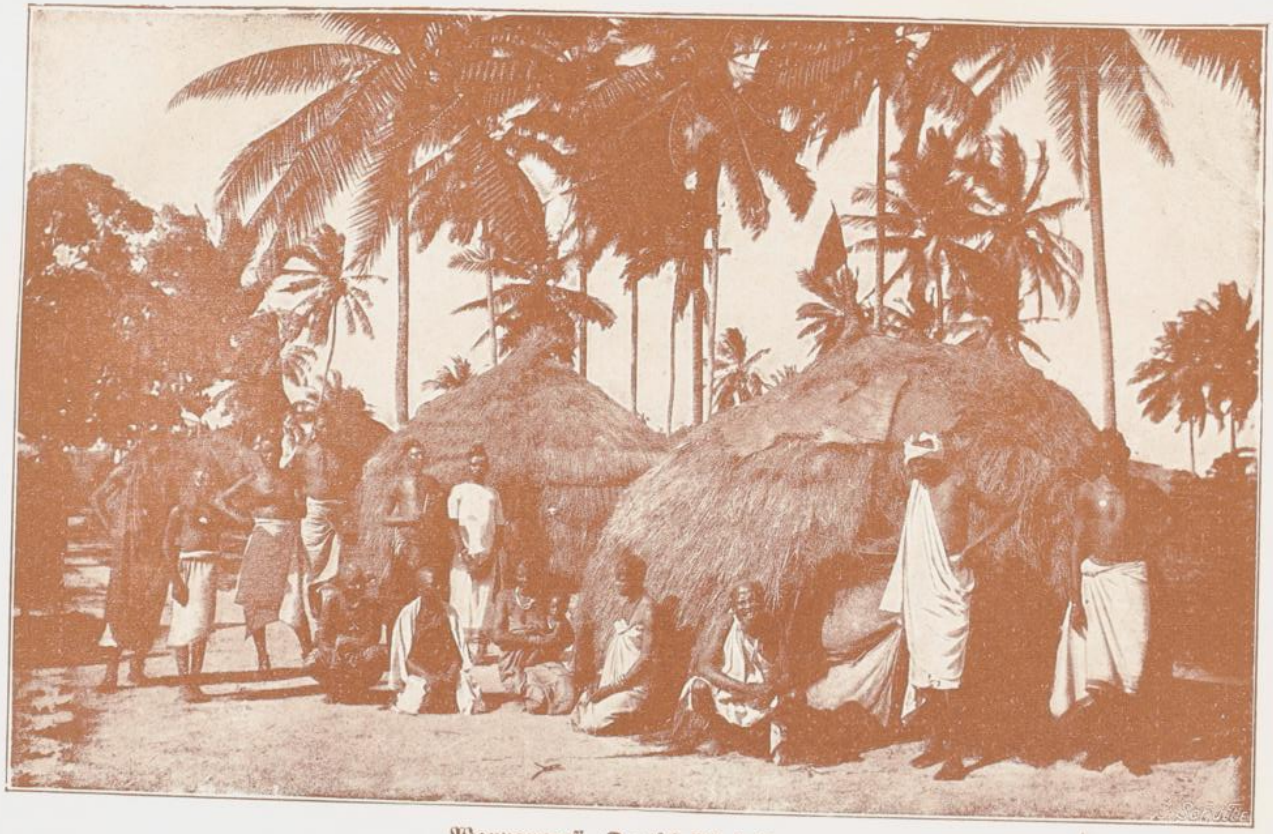
Die enggeschlossene Kolonne der Wanderlustigen zieht unter einem Führer (Ndewa) in ganz kleinen Tagemärschen zur Küste bis nach Bagamoyo, wo das mitgebrachte Elfenbein nach manchmal monatelangem Verhandeln an Indier verkauft wird, oder wo sie sich alsdann als Träger für die Rückreise verdingen. Vor Antritt der letzteren wird wiederum eine „Medizin" gemacht. Jeden Tag streut man im Lager eine Quantität Mehl auf alle zuführenden Wege, wohl damit böse umherstreifende Geister dort ihre Nahrung finden und die Reisenden verschonen. Bei der Ankunft im Heimatsorte wird das Gesicht abermals mit Mehlbrei beschmiert, während die wartenden Frauen sich Asche auf den Kopf streuen. Unter Gesängen und Tänzen werden in kurzer Zeit die wenigen Reichtümer verpraßt, die ihnen noch übrig geblieben sind, denn auf dem Rückmarsche haben sie schon gewöhnlich einen Teil ihres Verdienstes in Nahrung umgesetzt.

## Karawanen-Lager.[1])

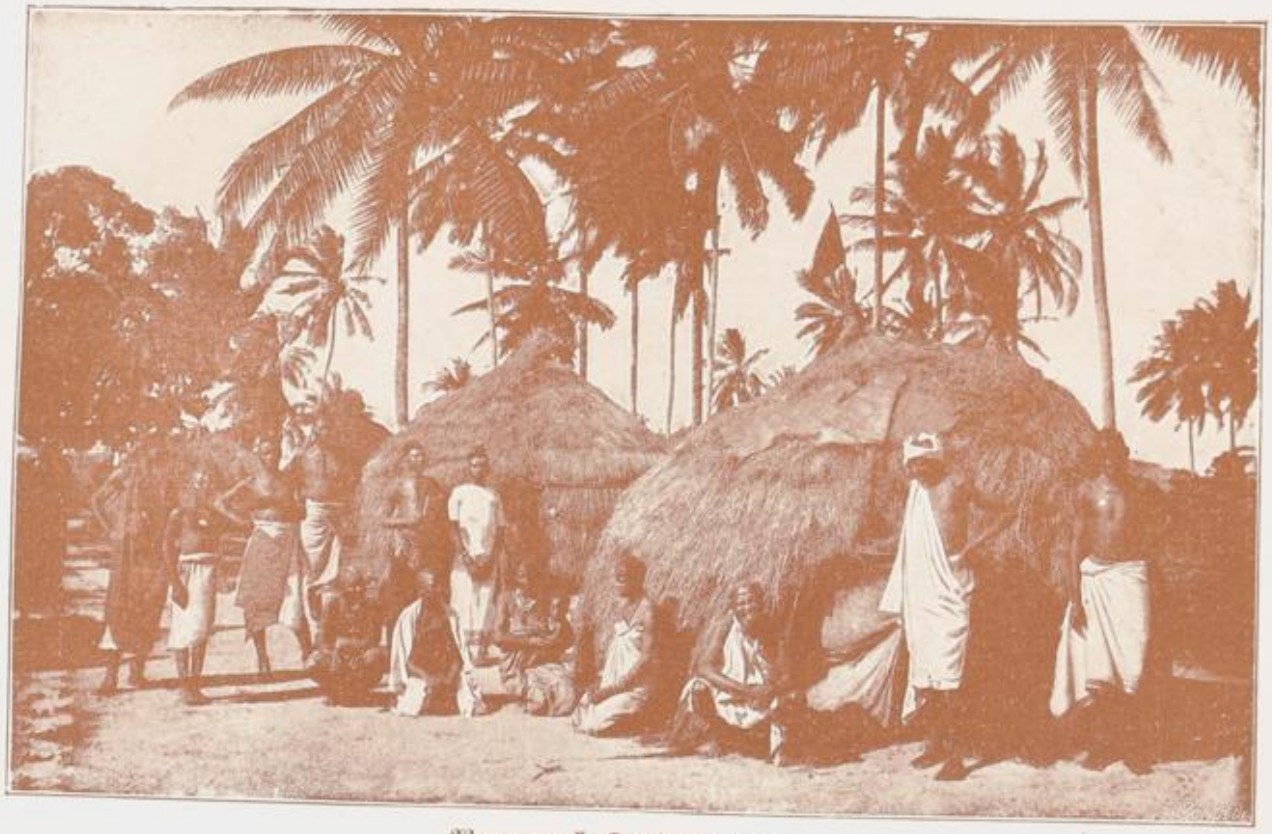
Nach einigen Stunden weiteren Marsches ist das Safari[2]) an der zum Lagerplatz auserkorenen Stelle im Walde angelangt. Es sind noch viele alte Lagerstellen vorhanden. Doch aus Reinlichkeitsrücksichten ziehen die Weißen zum großen Aerger der Leute etwas weiter. Nun entsteht allgemeines Durcheinander. Die Träger setzen ihre Lasten nieder und binden ihr persönliches Eigentum ab. Ihre Arbeit ist für heute gethan. Es liegt nun den Askari[3]) und Rugaruga[3]) ob, die Lasten geordnet aufzuschichten, nachdem in kürzester Zeit mit Beilen schenkeldicke Stämme abgeschlagen sind, um als Unterlage für die Lasten im Zelte zu dienen. Ohne diese Vorsichtsmaßregel würden die Waren über Nacht unbarmherzig von den allgegenwärtigen Termiten zerfressen werden. Ueber die Lasten werden die dachförmigen, nach arabischem Muster geschnittenen Zelte auf lange Bambusstangen gespannt. Ein anderer Trupp hat inzwischen die Schlafzelte der Europäer aufgerichtet, welche sich bequem auf die leicht zerlegbaren Sessel gestreckt haben und behaglich auf das bunte Treiben und Gewimmel blicken. Die Hauptleute haben vor allen Dingen dafür zu sorgen, daß die Hütten der Träger und Soldaten in weitem Kreise ums Lager errichtet werden. Ließe man die Leute gewähren, so bauten sie alle Hütten auf einen Haufen, möglichst fern von den Zelten. Der Koch lärmt unterdessen umher und hat längst Wasser zum Kochen gebracht, welches ihm die ihm unterstellten Dienerinnen, Weiber der

---

[1]) P. Reichard: „Deutsch-Ostafrika", S. 303.
[2]) Suahiliausdruck für Karawanen. D. H.
[3]) Soldaten, welche die Karawanen begleiten. D. H.



Wanyamwesi (Deutsch-Ostafrika).



Wanyamwesi (Deutsch-Ostafrika).

Askari oder der Diener aus den metertiefen, zahllos in den gelblichen Sand gegrabenen kleinen Löchern geschöpft haben. Es ist von leicht milchiger Farbe und schmeckt sehr gut, hat aber eine Temperatur von 20 bis 21° C. Die Zelte der Ratgeber sind ebenfalls aufgeschlagen, und im Walde ringsum ertönt der Schlag der Axt, um das Material zu den leichten, kleinen, konischen Hütten in Gestalt dünner Stäbe zu beschaffen oder trockenes Holz zum Brennen abzuspalten. Jeder Träger ist verpflichtet, einen Span in die Küche abzuliefern, welcher Tribut oft zum Nachteil für den Säumigen durch einen der Küchenjungen eingetrieben werden muß. Ein Ausrufer fordert diejenige Abteilung der Träger, welche an dem Tage verpflichtet ist, die Hütte für die Küche zu errichten, auf, ihre Pflicht zu thun. Schäckernd ziehen die Weiber mit ihren Kalebassen und Thongefäßen zu den Wasserlöchern, und vielfach ungeduldige Rufe der betreffenden Ehemänner lassen erkennen, daß auch, wie bei uns, der Aufenthalt am Brunnen oft über Gebühr ausgedehnt wird. Von allen Seiten kehren bald Leute mit Material zurück, und in nicht ganz einer Stunde erheben sich in weitem Kreise 80 bis 90 leichte Strohhütten, vor denen lustige Feuer prasseln, leichte Rauchwölkchen gegen die flachen und wenig belaubten Baumkronen sendend. Die Schwarzen haben ihre karge Mahlzeit, Mehl oder Hülsenfrüchte, bald gekocht und noch schneller verzehrt, und laute Fröhlichkeit, der Grundzug im Wesen des Negers, herrscht allseitig.

### Tierleben in der ostafrikanischen Steppe.[1])

Zwischen steilen Felsen mündet der Bach, in dessen Nähe ich lagerte, in die Steppe ein, um nach wenigen Kilometern plötzlich zu versiegen. Während seines Laufes inmitten der schroffen Bergtäler war er dem Wilde kaum zugänglich, dafür aber fand ich zahlreiche höchst betretene Wechsel,[2]) welche alle zum Bache während seines Steppenlaufes führten. Der Bach war teils von Dornengestrüpp, teils von hohem Gras und Rohr umgeben, und zahlreiche Löwen hielten sich zu dieser Zeit in seiner Umgebung auf. Da wo er in seinem Unterlaufe zur Zeit bereits vertrocknet war, dehnten sich Schilfwälder von beträchtlicher Ausdehnung aus, zur Regenzeit sumpfige Seen bildend. Diese Rohrwälder boten während des Tages den Löwen sowohl wie auch Nashörnern erwünschte Aufenthaltsorte; nachts aber belebte sich der Bachlauf von durstigem Wilde aller Art und dem es verfolgenden Raubzeuge.

Früh morgens bereits eröffneten den Reigen der durstigen Gäste aus der trockenen Steppe große Flüge und Ketten von Sandhühnern.

In drei schön gefärbten Arten (Pterocles gutturalis, decoratus und exustus) kommen diese prächtigen Flughühner hier vor. Am Tage

[1]) aus C. G. Schillings: „Mit Blitzlicht und Büchse" (R. Voigtländers Verlag, Leipzig).

[2]) weidmännischer Ausdruck für Wildpfade.

halten sie sich außerordentlich weit entfernt vom Wasser in den trockensten Oertlichkeiten der Nyika[1]) auf.

Pfeilschnellen Fluges eilen die Ketten erstgenannter Art, sich hoch in die Lüfte erhebend, nach Sonnenaufgang zum Wasser. Diese Flüge zählen bis zu dreißig und mehr Stück; unter lebhaftem, weither vernehmbarem Locken, das sich mit gle gle gle lá gak, gle gle gle lá gak am besten verdolmetschen läßt, streichen die herrlichen Tiere reißend schnell dahin; das Flugbild ist dabei nicht unähnlich dem unserer Waldschnepfe (Scopolax rusticola).

Schnell und plötzlich lassen sie sich zum Wasser nieder. Mit den großen Flügen dieser Sandhühner kommen öfters einzelne Exemplare des mit lanzettförmigen Schwanzfedern geschmückten kleineren Flughuhnes Pterocles exustus. Pt. gutturalis läßt sich in einiger Entfernung vom Wasser nieder und erreicht dieses dann laufend. Pt. decoratus hingegen, die kleinste Art, stürzt meist unmittelbar am Wasser aus der Luft nieder. In schnellen, hastigen Zügen sättigen sich die Durstigen nun an der Quelle, um sich darauf hoch in den Lüften wieder in ihre Aufenthaltsorte zurückzubegeben. Die Sandhühner sind nicht eigentlich zutraulich, klatschenden Fluges erheben sie sich bei Annäherung des Menschen.

Allmorgendlich wiederholt sich das herrliche Schauspiel der regelmäßig an bestimmten Stellen erscheinenden Flughühner; während des Tages dagegen bietet der Wasserlauf ebenfalls ohne Unterbrechung vielen Mitgliedern der Ornis[2]) Erquickung. Lautlos treibt der seltsame Schattenvogel (Scopus umbretta) — jene allgegenwärtige Begleiterscheinung wasserreicher Tümpel, Tränken und Gräben, — ein den Reihern nicht fernstehender Vogel, hier sein Wesen. Er hat seinen erstaunlich großen dreikammerigen Horst nicht weit vom Wasserspiegel über dem Bache in den gabligen Ästen einer Akazie gebaut, drei weiße Eier hier bebrütend. Stets wieder stöbern wir ihn auf; an Tümpeln und Lachen, wie an Flußufern oder andern passenden Orten finden wir ihn während der ganzen Reise. Obwohl wir dieses Paar seiner Eier beraubten, scheint es seinen Nistort nicht verlassen zu wollen. Leisen Fluges geht das Tier vor unseren Füßen auf, um an einem Wasserlaufe in der Nähe in geduckter Haltung einzufallen, uns immer wieder in seinem Wesen an den Nachtreiher zu erinnern.

Nilgänse (Chenalopex aegyptiacus) hielten sich in einzelnen Exemplaren auf dem Bach auf, schnatternd hin und her streichend; Geier und Marabus aber hatten ihre bestimmten Bade- und Tränkplätze.

Außerordentlich zahlreiche Kleinvögel und Vögel aller Art lockte die Umgebung des Baches an. Wir fanden prächtig gefärbte Würger, unter

---

[1]) Steppe südlich vom Kilimandjaro.

[2]) D. i. Vogelwelt.

denen der fast ganz schwarze Trauerwürger (Dryoscopus funebris Hartl.) besonders auffiel. Sein sonorer melodischer Pfiff wird von dem Gatten eines Paares begonnen, um vom Weibchen so exakt beantwortet zu werden, daß man den Eindruck hat, nur einen Vogel zu hören. Glasglockenartig tönt uns diese Unterhaltung der schönen Vögel vom dichten Ufergebüsch des Baches entgegen.

Jubelnd erschallt jetzt ein öfters wiederholtes Türie-é, türie-é, türie-é aus der Krone einer Akazie. Die eindringliche, charakteristische, jubelhelle Strophe wird von der Tschagra (Telephonus senegalus L.), einem würgerähnlichen Vogel, vorgetragen.

Hier wie überall vereinen sich für den durch Auge, Ohr und alle andern Sinne empfänglichen Beobachter eine Fülle von Tönen, Farbenreizen und mannigfachen Eindrücken, unter der Einwirkung eines fremdartigen, feindlichen Klimas, — so daß, wie Hans Meyer an einer Stelle dem Sinne nach ausführt, aus alle dem ein unendlich komplizierter, eindrucksvoller, aber schwer definierbarer Stimmungsinhalt von höchster Eigenart resultiert.

Sonne und Licht, Wolken, Schatten, die Bodenformationen, endlich die mir allmählich immer näher getretenen, verständlicheren und liebgewordenen Mitglieder der Fauna und Ornis — die Flora dieser Steppe — alles das vereinigte sich zu Bildern und Eindrücken harmonischster Wirkung. —

Während des Tages finden wir in der Nähe des Bachlaufes von Säugetieren fast ausschließlich Impallaantilopen (Aepyceros suara Mtsch.); die anderen größeren Säugetiere suchen das Wasser zur Nachtzeit auf.

Dies geschieht namentlich dann, wenn eingeborene Jäger, den ergiebigen Ansitz an der Tränke benutzend, an den verschiedensten Stellen am Bachlaufe geschickt versteckte Schirme aus Reisig und Buschwerk angebracht und von ihnen aus mit ihren Giftpfeilen Wild erlegt haben. Wurde jedoch das Wild nicht beunruhigt, so zeigen sich die einzelnen Arten wesentlich vertrauter. Die Impallaantilopen äsen das in unmittelbarer Nähe des Wassers, in den kleinen Bodensenkungen frisch emporsprießende Gras überall ab; wir finden zu dieser Jahreszeit Rudel von 50, 100 und mehr Stück beisammen, und zwar beide Geschlechter vermischt. Bald darauf sondern sich einzelne weibliche Stücke ab, um in dichtem Gestrüpp und hohem trockenen Gras ihre Jungen zu setzen.

Bei Annäherung des Menschen werden die Impallas in ganz außerordentlichen Sätzen flüchtig. Ihre Fluchten sind erstaunlich hoch und weit, der Anblick eines flüchtigen Rudels gehört für ein Jägerauge mit zu dem Schönsten, das man wünschen könnte!

Ihre stahlharten Läufe tragen die graziösen Tiere bis 2½ Meter hoch über den Boden, dann wieder verhoffen sie plötzlich, um langsam

fortziehend, gleich darauf wieder hochflüchtig zu werden. Häufig vernimmt man den bellenden Schreckton der Böcke, der weithin vernehmbar, ganz entfernt an das Schmälen unseres Rehbockes erinnert. Er wird von beiden Geschlechtern gleicherweise ausgestoßen.

Gegen Abend zeigt uns eine unternommene Pürsche zunächst hier oder da rege gewordene Zwergantilopen (Madoqua kirki Gthr.). Die zierlichen Tiere haben mit ihren feinen Sinnen fast stets die Annäherung des Menschen schon wahrgenommen; um die verhoffenden mit dem Blicke zu erfassen, bedarf der Europäer längerer Übung. Ihre Färbung verschwimmt ganz außerordentlich mit der Umgebung. Ich erinnere mich mit Vergnügen, daß ich ganz im Anfang, trotz meiner für die nordische Fauna geübten Augen, ein solches Zwergböckchen nicht ausmachen konnte, obwohl ein Schwarzer auf das Tier hinwies, das höchstens 20 Meter von meinem Standorte in der Dickung verhoffte. Einzeln, aber auch zu zweien und dreien, führt dieses schöne Geschöpf sein Gnomenleben inmitten der stachlichten Dickung; wenige Sprünge bringen es in seinem schwer zugänglichen Reiche in Sicherheit.

An ihrem Standorte, gut versteckt und mit günstigem Winde ihr Tun und Treiben zu beobachten, gehörte stets zu meinen besonderen Vergnügungen. Die feinen Muffeln, aufmerksam suchend, nach allen Richtungen hin und her wendend, gewähren diese großäugigen, zierlichen Gesellen einen wundervollen Anblick für den Tierfreund.

Ebenso reizvoll ist es, vom Glücke begünstigt, die an denselben Oertlichkeiten, in der etwas freieren Grassteppe vorkommenden Steinantilopen (Raphiceros Neumanni Mtsch.) — in ihrer rehbraunen Färbung für das menschliche Auge besser sichtbar wie die ebengenannten Windspielantilopen — in ihrem Treiben belauschen zu können.

Je mehr die Sonne zur Rüste geht, um so vielfältiger belebt sich die Umgebung durch Gäste aus der Tierwelt. Meine bevorzugten Freunde, die klugen Kropfstörche, haben sich in Gesellschaft von Geiern verschiedener Art auf kahlen Aesten hoher Bäume in der Nähe niedergelassen. Hier und da hat auch ein einzelner Raubadler aufgeblockt. Große Ketten von Perlhühnern tauchen laufend im Gestrüpp auf; im Scheine der Abendsonne fliegen die wundervoll gefärbten Racken eifrig hin und her. Es gilt vor Anbruch der Nacht noch ihrer Insektenjagd obzuliegen. Die helle Stimme des kleinen Wald-Frankolins (Francolinus Granti Hartl.) läßt sich allenthalben vernehmen, hier und da auch die rauhe Lockstimme des selteneren Francolinus Hildebrandti Cab.

Laut und schneidend dagegen ruft das so häufige große, gelbkehlige Frankolin (Pternistes leucoscepus infuscatus Cab.) in die Steppe hinaus.

Über den welligen, nächstgelegenen Hügelketten, aus welchen zahlreiche Wildwechsel zu den einzelnen tennenartig flach ausgetretenen

Tränkstellen am Wasser führen, tauchen jetzt schon ganz langsam, unter Führung alter bewährter Leittiere heranziehend, Trupps der herrlichen Wildpferde, der Zebras auf.

Sie haben aufgehört zu äsen, und durstig ziehen sie zur Tränke. Aber ihre Vorsicht läßt sie nicht im Stich. Geschickt suchen sie eine unter dem Winde gelegene Stelle am Bache auf, langsam und vorsichtig erkunden sie durch Nase und Auge, ob dort ihnen Feindliches verborgen sei.

Entweder in ihrer Gesellschaft oder meist etwas später, in einzelnen Rudeln folgen die Gnus (Connochaetes albojubatus Thos). Auch sie halten anfänglich meist die weit aus der Steppe herbeiführenden Wechsel ein. Hier und da zeigen sich kleine Gesellschaften von Gazellen (Gazella thomsoni Gthr.).

Mehr und mehr senkt sich die Sonne; langsam und vorsichtig haben die Zebras und Gnus nunmehr das Wasser erreicht. Die Leittiere stutzen einen Augenblick; dann überwindet der brennende Durst ihre Scheu, und in langen Zügen beginnen sie zu trinken. Nunmehr in Sicherheit gewiegt, eilen auch die letzten Mitglieder der Rudel herbei, und das Bett des Baches ist nunmehr gedrängt voll von etwa Hundert der herrlichen Tiere. Ein unvergleichlicher Anblick!

Die letzten Strahlen der im dunstigen Horizonte verschwindenden Sonne beleuchten mir das so oft geschaute, immer wieder im höchsten Maße reizvolle und fesselnde Bild.

Einige der Zebras fangen an, mit den Vorderhufen im Wasser zu scharren; mit unwilliger Kopfbewegung wehrt ein Gnu ein sich allzu dicht herandrängendes Zebra, — ohne es doch zu verletzen — ab!

Zwei der grotesken Schlangengeier und eine durstige Riesentrappe hatten lange vor Ankunft des Wildrudels das Wasser aufgesucht und sich dann schweren Fluges in die Lüfte erhoben. Dafür haben nun auf abgestorbenen Ästen mächtiger Ficusbäume viele Dutzende von Geiern aufgeblockt. Ihre dunklen Silhouetten heben sich scharf umrandet vom rötlich flammenden Abendhimmel ab!

Alle Zebras und Gnus sind nunmehr getränkt, — da weht ein Lufthauch von den Bergen zu den Tieren herüber. Er streift meinen Standort; ein prustender Schreckton eines Leithengstes der Zebras ertönt, im selben Augenblicke spritzt das Wasser hoch auf, und mit donnerndem Getöse gewinnt die ganze Herde die Uferböschung, augenblicklich dabei in eine Wolke von Staub sich hüllend. Mit dröhnendem Hufschlag nehmen sie alle in wilden Fluchten den nächsten Abhang der Steppe, und gleich darauf, in sicherer Entfernung verhoffend, ertönt die merkwürdig bellende Stimme des Leithengstes zu mir herüber.

Von verschiedenen Punkten der Steppe wird ihm Antwort und zeigt mir, daß noch mehrere andere Herden der schönen Tigerpferde in der Nähe sind. Über den harten Steppenboden galoppieren sie in sicherer

Entfernung abseits vom Bache; Dunkelheit ist eingetreten und veranlaßt mich, meinen Beobachtungsposten aufzugeben.

Als ich im Lager anlange, umgibt mich bereits finstere Nacht. Aber nach einiger Zeit wird es hell, und eine der herrlichsten Mondnächte legt sich mit ihrem ganzen Zauber über die schlafende Steppe. Bald wird es rege in ihr. Viele Schakale lassen ihr klagendes Bellen vernehmen, und die gefleckten Hyänen geben ihren unserem Ohre so vertrauten, wenn auch unschönen Laut von sich.

So vertraut sind diese langgezogenen tierischen Signale meinem Ohre geworden, daß mir etwas zu fehlen scheint, wenn nicht zur Abendstunde sich der Hyänenschrei mit der hereinbrechenden Dunkelheit vermählt.

Einige Impallaantilopen schmälen plötzlich, wohl einen Leoparden witternd, nicht allzuweit vom Lager, und wieder tritt minutenlange Stille ein. Jetzt wieder vernehmen wir an mehreren Stellen das Wiehern der Zebrahengste, und über den Boden schallt das Trappeln flüchtiger Wildrudel zu uns hin.

Aber vergebens erwarteten wir bisher das großartigste Konzert, das menschlichen Ohren dort werden kann. Doch wir wissen: vor Mitternacht wird es schwerlich ertönen!

Aus den Fährten und Spuren der Löwen, die am Bache ihr Quartier aufgeschlagen, konnte ich erkunden, daß gegen dreißig dieser Herrscher im Reiche der Tierwelt allnächtlich ihren Jagden hier obliegen. Außer einzelnen alten Herren haben auch ganze Rudel, teils geringerer Löwen und Löwinnen sich hier ein Stelldichein gegeben. Meine Fallen waren bisher nicht in Tätigkeit getreten, und in dem sehr coupierten Terrain, und bei der sehr reichen Deckung dieses Reviers war mir zur Tageszeit ein Zusammentreffen mit dem königlichen Wilde hier noch nicht zuteil geworden. Doch wohlweislich wartete ich des Augenblickes, wo mir mehr als schnell vergängliches Jagdglück hier werden sollte: lag es doch in meiner Absicht, aus nächster Entfernung zur Nachtzeit den König der Wüste auf meine photographische Platte zu zwingen! Dazu aber mußte ich geduldig die Wechsel und Gewohnheiten der Tiere an diesem Orte erkunden.

Nicht umsonst donnerten polternd in dieser Nacht wiederum die Wildherden hin und her. Ich wußte, nunmehr waren auch die ungestalten, aber für mich wenigstens eigenartig schönen Kuhantilopen, vielleicht auch die scheuen Oryx nebst den riesigen Elenantilopen aus der Steppe zum Wasser gezogen: Alle aber fürchteten den gewaltigen Erbfeind, den Löwen, der hier und da auf ihren Fährten war oder im Röhricht verborgen der Kommenden lauerte!

Zauberhaft glitzerten die Mondstrahlen, tausendfach sich widerspiegelnd auf den hellen von weißen Quarzstücken übersäeten Felskuppen

in der Nähe des Lagers; lebhafter und reicher wurde das Leben und Weben der Tiermengen in der Nähe des Baches! Mehr zu ahnen, ich möchte fast sagen zu fühlen, war es, als auf andere Weise wahrzunehmen. Da aber! — Was war das? — Wir haben uns nicht getäuscht, die markerschütternde, über alle Beschreibung imposante Stimme des Löwen erhebt sich! Fast unmittelbar fallen mehrere andere Löwen in der Nähe in den Chorus ein! Wie aus dem Erdboden hervorquellend, schwillt der mächtige Ton hier und dort stärker ertönend an, um übergehend in ein tiefes, unheimlich sich auf die Seele des lauschenden Menschen legendes Stöhnen zu verhallen . . . .

Ein Konzert, ursprünglich und von gewaltigster Wirkung!

Mag der Großstädter auch mit ihm vertraut sein, mag er es oftmals vernommen haben, allmählich vielleicht mit einem Lächeln! Ihn trennten ja sichere Gitter von der gewaltigen Katze! Selbst dann noch habe ich beobachtet, daß selbst Männer geschweige denn Frauen einen Schritt zurückwichen, daß ihre Mienen sich sichtlich veränderten, als der Tierkönig, — jetzt Sklave des Menschen — seine Stimme erhob!

Wem aber, wie mir, viele Nächte es vergönnt war, diesem elementaren Laute im zerbrechlichen Zelte zu lauschen, wenn nicht ein, vielmehr ganze Rudel von Löwen so in der Wildnis in unmittelbarer Nähe in märchenhafter tropischer Mondscheinnacht, mit ganzer Lungenkraft ihre Stimmen erschallen ließen, der wird, wenn er überhaupt eindrucksfähig, es mir zugeben, daß solches Erlebnis an Großartigkeit nicht übertroffen werden kann!

Ich habe vielerlei erlebt, kenne aber nichts, was ihm gleichkäme. Es löst Empfindungen aus, die gemeiniglich und namentlich inmitten des Treibens der Kulturwelt gänzlich ruhen! Wer das fühlen und verstehen will, muß immer wieder weit ab vom Menschen und seinem Treiben hinausziehen in die freie Wildnis, die täglich in gewaltiger Sprache zu ihm redet — erst dann wird er fähig sein, das Große, das Gewaltige verstehen zu lernen, das so auf ihn einwirkt. . .

Einen Augenblick schien die ganze nächtliche Tierwelt der Stimme ihrer Gebieter zu horchen, und wiederum hört man ringsumher die flüchtigen Rudel, die angstvoll die freie Steppe aufsuchen, um, durstgequält, immer wieder an einer anderen Stelle zum Bache zurückkehren.

Mehr wie sieben Löwen auf einmal habe ich nie zusammen vernommen. Hier am Bache konnte ich so viele, aber deutlich und sicher ansprechen, daß sie von ganz verschiedenen Örtlichkeiten aus ihr grandioses nächtliches Konzert hören ließen. —

---

# II. Deutsch-Südwestafrika

# II. Deutsch-Südwestafrika

## a) Allgemeine Beschreibung des Landes

### Lage und Erwerbsgeschichte.

Die zweitgrößte deutsche Kolonie, Deutsch-Südwestafrika (etwa 835 000 qkm), liegt nördlich von der englischen Kapkolonie am Atlantischen Ozean, der auf eine Strecke von 1500 km von der Mündung des Oranje bis zu der des Kunene im Norden die westliche Grenze bildet. Im Norden stößt sie an die portugiesische Angola-Kolonie, im Osten an Britisch-Betschuanaland, und im Nordwesten erstreckt sich eine Zunge, der sogenannte Caprivizipfel, zwischen portugiesischem und britischem Besitz bis an den Sambesi. Das Schutzgebiet umfaßt von Norden nach Süden das Ambo- (auch Ovambo-) Land, das Kaokofeld, das Herero- (auch Damara-) Land und das Groß-Namaland.*)

Schon lange Jahre vor der deutschen Besitzergreifung ist die Rheinische Missionsgesellschaft in dem jetzigen Schutzgebiete tätig gewesen. Am 1. Mai 1883 erwarb ein Beauftragter des Bremer Kaufmanns Lüderitz, der sich vorher über die Stellung der Reichsregierung vergewissert hatte, von dem Häuptling Joseph Fredericks den Hafenplatz Angra Pequena nebst den angrenzenden Ländereien. Da die Engländer Miene machten, die Oberhoheit über das fragliche Gebiet für sich in Anspruch zu nehmen, so wurde dasselbe am 24. April 1884 vom Fürsten Bismarck unter deutschen Schutz gestellt. Am 7. August wurde die deutsche Flagge von den deutschen Kriegsschiffen „Leipzig" und „Elisabeth" gehißt. Das Kanonenboot „Wolf" erhielt den Auftrag, an allen Küstenplätzen vom Oranje bis zum Kunene das gleiche zu tun. Nur Walfischbay war bereits englisch und ist es auch heute noch. Die beiden Reichskommissare Dr. Nachtigal und Dr. Göhring schlossen dann in der Folge Schutzverträge mit einer Reihe von Häuptlingen des Binnenlandes ab und begründeten damit Deutschlands Anspruch auf das Hinterland. Am 1. Juli 1890 kam ein Abkommen mit England zustande, in welchem die heutigen Grenzen vereinbart wurden.

---

[1]) Klein-Namaland liegt südlich davon in der Kapkolonie.

Die Eingeborenen innerhalb dieses Gebietes fügten sich sämtlich der deutschen Oberhoheit bis auf Hendrik Witbooi, den Führer eines Hottentottenstammes, der sich zu kriegerischem Widerstande hinreißen ließ und sich gegen die wenig zahlreiche Schutztruppe ziemlich lange hielt, bis er endlich durch Major Leutwein mit erheblich verstärkten Kräften geschlagen und zur Unterwerfung gezwungen wurde. Nach einem kurzen Aufstand der Hereros 1896 und der Rinderpest 1897 kam eine Zeit der Ruhe über die Kolonie. Ansiedler strömten herbei, und das Land fing an aufzublühen. Durch die fortschreitende Besiedelung des Landes mit deutschen Farmern fürchteten die Eingeborenen, daß sie mit der Zeit alles Land verlieren würden, und es bildete sich unter ihnen eine Partei, die die Vertreibung der Deutschen ins Auge faßte. Als dann in den ersten Januartagen 1904 der Gouverneur fast mit der gesamten Schutztruppe im äußersten Süden der Kolonie weilte, glaubten die Hereros und bald auch die meisten Hottentottenstämme den Augenblick zu einer Erhebung gekommen. Der Aufstand brach so plötzlich aus, daß zahlreiche Farmer nicht mehr die schützenden Stationen erreichen konnten und auf bestialische Weise ermordet wurden. Seine Niederwerfung währte über drei Jahre, verursachte dem Reiche gewaltige Kosten und stellte Anforderungen an die hinausgesandten Truppen, wie sie in einem europäischen Kriege undenkbar sind. Es galt nicht nur einen zähen Gegner, der mit allen Schleichwegen, mit allen Wasserstellen des Landes vertraut war, niederzuringen, sondern auch die Schwierigkeiten, die sich aus dem Gelände, dem Klima, den Wasserverhältnissen des Landes ergaben, zu überwinden. Den geradezu übermenschlichen Anstrengungen, dem Durst und dem Typhus erlagen mehr Kämpfer als dem Feinde, der dank der heldenmütigen Hingabe der Truppen völlig aufgerieben wurde. Die übriggebliebenen Hereros und Hottentotten haben erreicht, was sie verhindern wollten, haben Grund und Boden verwirkt und dadurch Raum geschaffen für deutsche Ansiedler. Zwar ist es mit der Blüte der Kolonie vorläufig vorbei; der Viehstand, das Lebenselement für Deutsch-Südwestafrika nahezu vernichtet; aber deutscher Fleiß hat schon wieder begonnen, Verlorenes einzuholen und die Kolonie wieder ertragreich zu machen und wird beweisen, daß das Blut so vieler blühender Menschenleben nicht vergeblich geflossen ist.

## Bodengestalt. Bewässerung.

Die Küste ist wenig gegliedert und wegen des längshin nordwärts verlaufenden Benguelastroms und hoher Brandung schwer zugänglich. Gute Häfen scheinen zu fehlen. Der deutsche Haupthafen Swakopmund ist eine offene Reede mit schwierigen Landungsverhältnissen. Die Lüderitzbucht im Süden war wegen der Unwirtlichkeit ihres Hinterlandes wenig geeignet, doch seitdem sie als Ausgangspunkt einer Bahnlinie

über Aus nach Keetmanshoop dient, hat sie immer größere Bedeutung gewonnen.

Dünen von gewaltiger Breite und Höhe begleiten die Küste von Süden bis nach Swakopmund. Dahinter erstreckt sich ein bis 90 km breiter Wüstenstreifen, die Namib, welche, aus Granit und Gneis aufgebaut, erst allmählich und dann immer schneller und steiler zu einer bedeutenden Hochebene ansteigt. Die höchste Erhebung erreicht sie in den Aos- (Aus-) Bergen (2000 m). Ein weiteres Tafelland von wechselnder Höhe und steppenartigem Charakter, von zahlreichen meist Nord-Süd verlaufenden Brüchen (der bedeutendste ist die Grabensenkung des großen Fischflusses) in viele Einzelplateaus (z. B. Huib-Hochebene, Homs-Hochebene, Hanami-Hochebene, Karas-Hochebene usw.) zerrissen, erfüllt das ganze südliche und mittlere Schutzgebiet. Im Süden wird es durch die gewaltige Erosionsrinne des Oranje jäh unterbrochen, im Norden senkt sich die Hochebene allmählich zu den Grasebenen des Kaokofeldes und dem flachen Ambolande, im Osten zur Kalahari herab. Nicht nur in den Bruchspalten sind bedeutende vulkanische Erhebungen aufgeschüttet, wie der Porphyrkegel des Geitsegubib (1600 m) im Graben des Fischflusses, sondern auch sonst unterbrechen zahlreiche Gebirgsmassen und hin und wieder auch Einzelberge den einförmigen Charakter des Tafellandes. So erheben sich im Damaralande, die Tafelebene des Binnenlandes durch gewaltige Hochgebirgsmassen in eine südliche und eine nördliche Hälfte scheidend, das Auasgebirge (2100 m) südlich von Windhoek, nördlich von Omburo der Omatako-Berg (2600m), südlich von Okahandya die Otyihavero-Berge (2100 m), im Norden des Damaralandes das Omborororo-Gebirge und das Waterbergmassiv (Omuweroumwe-Berge, 1900 m).

Die Wasserläufe sind meist Regenflüsse und laufen nur in ergiebiger Regenzeit und sonst bei starken Niederschlägen oberirdisch. Hiervon sind nur die großen Grenzströme, der Oranje, der Kunene und der Okavango sowie der Sambesi im Nordosten ausgeschlossen. Die Regenbäche des Namalandes werden vom Großen Fischfluß und dem Molopo (entstehend aus der Vereinigung des Schwarzen und des Weißen Nosob) gesammelt und dem Oranje zugeführt. Zum Atlantischen Ozean wässern das Damaraland (Kuiseb, Tsoachaub, oft verderbt Swakop genannt) sowie das Kaokofeld ab, während die nordöstlich von der Wasserscheide rinnenden Wasserläufe den Omuramba Uamatako speisen und von ihm dem Okavango zugeführt werden.

An größeren Seen fehlt es dem Schutzgebiete gänzlich. Dagegen finden sich viele Vleys, flache, abflußlose Becken, in denen sich zur Regenzeit das Wasser sammelt und längere Zeit hindurch hält, sowie im Norden die sogenannten Salzpfannen (Pans), deren Boden salzhaltig ist. Die bedeutendste Salzpfanne auf deutschem Gebiete ist die Etoschapfanne.

## Klima. Gesundheitsverhältnisse.

Das Klima zeigt starke Gegensätze. Der Norden, noch in den Tropen liegend, hat reichliche, der Süden, schon der gemäßigten Zone zugehörend, spärliche Niederschläge; das Binnenland zeigt Sommerregen, die Küste Winterregen.

Das Klima der Küste wird bedingt durch das ungewöhnlich kalte Auftriebwasser des Meeres in Verbindung mit den herrschenden kühlen Südwestwinden, welche die Dunstmassen landwärts treiben, aber die Regenbildung hindern. Die Folge ist ein gleichförmiges, ungemein regenarmes, dabei aber luftfeuchtes und für die geographische Breite kaltes Klima. Die mittlere Jahreswärme beträgt nur 16 bis 17° C.; im heißesten Monat, dem März, erreicht die mittlere Temperatur 20° C., im August, dem kältesten Monat, nur 14° C. Des Nachts treten starke Nebel auf, die sich zu überreichlichem Taufall verdichten.

Gänzlich verschieden davon ist das Klima des Binnenlandes. Die Luft ist trocken; ihre Wärme nimmt mit wachsender Meereshöhe zu. Infolge der Lufttrockenheit zeigt sich ein starker Gegensatz zwischen Tag- und Nachttemperatur. Im Sommer beobachtet man tagsüber Temperaturen von über 40° C., die nachts bis auf 15° C. abstürzen. Auch der Unterschied zwischen Sonnen- und Schattentemperatur ist gewaltig und kann bis zu 30° C. betragen. Der wärmste Monat ist der November oder Dezember (durchschnittlich 38° C. im Schatten, nachts 15° C.), der kälteste der Juni oder Juli (ca. 28° C., nachts —9° C.).

Der Regenfall ist am stärksten im Norden und nimmt nach Süden zu schnell ab. Während man in den nördlichen Gebieten deutlich eine heiße Regenzeit (etwa Oktober bis April) von einer kalten Trockenzeit (etwa Mai bis September) unterscheiden kann, verwischt sich dieser Gegensatz, je mehr man nach Süden kommt. Die Regenzeit tritt unregelmäßig auf, bleibt in einzelnen Jahren ganz aus und dauert auch im günstigsten Falle selten über vier Monate

Die Winde kommen hauptsächlich aus Südwest (kühl und trocken) und aus Nordost (warm und feucht).

Für den Europäer ist das Klima vom Amboland vielleicht abgesehen gesund, die Trockenheit der Luft macht die Hitze erträglicher, die kühlen Nächte wirken erfrischend. Klimatische Krankheiten kommen nicht vor; Fieber findet sich allerdings im tropischen Amboland. In einzelnen Flußtälern, wo es vor kurzem noch auftrat, haben umfassende Sanierungsarbeiten es nahezu beseitigt. Nur gelegentlich nach starken Niederschlägen erscheint es noch und dann sehr milde. Der Europäer kann überall im Freien arbeiten, nur muß er Kopf und Nacken gegen die Sonnenstrahlen schützen.

## Pflanzen- und Tierwelt.

Die Küste, deren Boden nur durch die Nebel geringe Feuchtigkeitsmengen zugeführt erhält, hat nur eine spärliche und kümmerliche Pflanzendecke, die schon in ihrem Aeußern das Bestreben ausgeprägt hat, sich möglichst gegen Wasserverlust zu schützen (Sarkokaulon- und Pelargonienarten, Amarantaceen, sparrige, niedrige Halbbüsche, Chenopodiaceen, magere Gräser, die sonderbare Welwitschia mirabilis u. a.). Die einzige Nahrungspflanze ist der Narastrauch.

Die Namibwüste nährt besonders Euphorbien- und Aloearten (hauptsächlich Aloë dichotoma) und einige Zwergbäume.

Im Binnenlande unterscheidet man die schnell aufsprießende und wieder verschwindende Regenvegetation von der ständigen, aber nur sehr spärlich anzutreffenden Grundwasservegetation. Die Hochebenen des Nama- und des Damaralandes sind meist Gras- oder Strauchsteppen. Diese Sträucher sind meist verkrüppelte Akazienarten, das Gras silbergrau, in einzelnen Büscheln sprießend, überall dem Felsboden Durchlaß gewährend. Nach Norden zu wird die Vegetation reicher und nähert sich immer mehr dem tropischen Charakter. Im Ambolande finden sich neben dem waldbildenden Omutati die Damarafeige (ficus damarensis), der Affenbrotbaum und einzelne Palmenarten.

In den Grundwasser führenden Flußthälern trifft man auf Dornakazien, Anaakazien, Giraffenakazien, Kameldornbäume, Tamarisken, Ebenholzbäume u. a. Doch bilden sie höchstens sogenannte Galleriewälder.

Das Schutzgebiet ist außerordentlich wildreich. Zwar sind die größeren Säuger, Elefant, Nashorn, Flußpferd, Büffel, Giraffe, Löwe, nur noch im Norden zu finden, auch der Leopard ist schon seltener geworden; dagegen sind die kleineren Raubtiere (Hyäne, Schakal, wilder Hund, Wüstenluchs) noch überall ziemlich häufig. Am weitesten verbreitet sind die Antilopen, deren das Schutzgebiet zahlreiche Arten aufweist (Kuddu, Springbock, Steenbock, Eland, Gemsbock, Hartebeest, Rietbock, Wildebeest u. s. w.). In den Bergen hausen der Pavian, der Klippschiefer, das Larvenschwein und eine Stachelschweinart. Springhasen und Kaphasen sind in großen Mengen verbreitet. Ebenso reich ist die Vogelwelt vertreten, unter deren Repräsentanten besonders der Strauß hervorragt. Im Kunene und Okavango lebt das Krokodil. Schlangen und Schildkröten sind häufig, unter den ersteren die Puffotter und die Cobraschlange gefürchtet. Skorpione und Taranteln bedrohen nicht selten den unachtsamen Wanderer. Auch die Termite findet sich häufig, aber die Tsetsefliege ist heute verschwunden.

## Bevölkerung.

Das Land ist schwach bevölkert. Nach Beendigung der Kriegsunruhen befindet sich die eingeborene Bevölkerung noch derartig in Bewegung,

daß man zurzeit weder ihre Zahl (200 000?) noch ihre Wohnsitze genau angeben kann. Die Ambo im Norden unseres Schutzgebietes haben erst im Juni 1908 die deutsche Herrschaft anerkannt. Ihre südlichen Nachbarn, die Hereros, zwischen dem 20. und 23. Grade s. Br. haben durch den Aufstand ihr Land verwirkt. Die Hottentotten leben im Kaokofelde zerstreut und hatten, als Nama in verschiedene Stämme geteilt, das Land zwischen dem 23. Grade und dem Orangefluß inne. Dadurch, daß die Mehrzahl ihrer Stämme sich den Hereros gegen die Deutschen anschlossen, müssen sie deren Schicksal teilen. So sind die Rote Nation und die Feldschuhträger nahezu aufgerieben und die Reste der Witbois im Hererolande in Reservaten angesiedelt. Die Bersebahottentotten und die Bondelzwarts haben sich rechtzeitig unterworfen, darum Land und Vieh behalten, bedürfen aber einer strengen Überwachung. Außerdem kommen noch für die Kolonie die Bergdamaras, die unter den Hereros zerstreut saßen, die Buschmänner, die im Nordosten ziemlich ungebunden das Sandfeld durchschweifen, sowie die Bastards um Rehoboth herum in Betracht.

Von den genannten Völkerschaften gehören die schwarzhäutigen Ambo und Herero zu den Bantuvölkern, die gelbhäutigen Hottentotten und die Buschmänner bilden eine Gruppe für sich. Die Bantu sind vor etwa 150 Jahren von Norden her, die Hottentotten und Buschmänner von Süden her eingewandert. Als Reste der Urbevölkerung werden die schwarzen Bergdamara angesehen. Die Bastards (etwa 40 000 Seelen) sind eine Mischrasse von Hottentotten und Kapländern.

Die Herero zählten vor dem Aufstande etwa 65 000, nach andern 120 000 Seelen. Jetzt sind es etwa noch 30 000, die als Arbeiter und zur Bewachung der Herden der Ansiedler Verwendung finden werden. Sie sind groß, kräftig, muskulös, von dunkelbrauner Hautfarbe und tiefschwarzem, wolligem Haar. Fast ausschließlich mit Viehzucht beschäftigt, hatten sie große Herden. Die Ambo sind seßhafte Ackerbauer; ein Teil von ihnen geht als Wanderarbeiter zu den deutschen Ansiedlern oder findet bei den Eisenbahn- und Wegebauten und in den Minen lohnenden Verdienst.

Die Hottentotten sind klein, noch kleiner die Buschmänner. Beide haben eine gelbe Hautfarbe, spärliche Behaarung, schwache Muskulatur, vorspringende Backenknochen und schiefgestellte Augen. Sie sind faul und wirtschaftlich untüchtig. Ihre Sprache hat sich bisher mit keiner anderen als verwandt erweisen lassen und ist durch die merkwürdigen Schnalzlaute ausgezeichnet.

Die Bergdamara, in ihrem Körperbau mehr den Bantuvölkern gleichend, haben von den Hottentotten die Sprache angenommen. Sie sind arbeitsam und anspruchslos, treiben zum Teil Gartenbau, sind aber viel-


(Aus der amtlichen Denkschrift.)

**Landungsbrücke in Swakopmund** (Löschbetrieb)
(Deutsch-Südwestafrika).


(Aus der amtlichen Denkschrift.)

**Landungsbrücke in Swakopmund** (Löschbetrieb)
(Deutsch-Südwestafrika).

fach auch als Diener und Knechte bei Hereros und Hottentotten tätig oder versklavt.

In Rehoboth ist das Hauptquartier der Bastards. Sie sind ein sehr wertvolles Bevölkerungselement, da sie arbeitsame und geschickte Leute sind.

Die Mission, die gerade in Deutsch-Südwestafrika seit langen Jahren tätig gewesen ist, hat besonders unter den Hereros, den Namas und den Bastards große Erfolge zu verzeichnen. Unter den Ovambos hat die heimische Mission erst in neuerer Zeit ihr Werk begonnen.

Die weiße Bevölkerung betrug am 1. Januar 1908 8300 Seelen. Infolge der günstigen Siedelungsbedingungen ist der Zustrom von Ansiedlern immer noch im Steigen. Sie vermehrt sich besonders durch die Niederlassung ausgedienter Mannschaften der Schutztruppe.

### Produktion des Landes. Gewerbefleiß.

Infolge der von Natur ungünstigen Boden- und Wasserverhältnisse wird der Ackerbau von den Eingeborenen nur stellenweise und meist in der Form des Gartenbaues getrieben. Nur die Ambo, die unter tropischen Bedingungen leben, sind eigentliche Ackerbauer; sie bauen Mais und Kafferkorn. Die Bastards ziehen Mais, Weizen, Tabak, Kürbisse und Melonen. Sonst werden an pflanzlichen Erzeugnissen noch die Kerne des Narastrauchs und etwas Gummiarabikum gesammelt.

Die weißen Siedler haben mit vielem Glück europäische Gemüse und Obstsorten eingeführt, auch Versuche mit der Weinkultur gemacht. Die Versuche mit Feigen, Dattelpalmen, Eukalyptus, Kasuarinen, Sisalagaven, Maulbeerbäumen, Akazienarten, Sojabohnen, Baumwolle sind noch nicht abgeschlossen, versprechen aber zum Teil guten Erfolg. Eine größere Ausdehnung dieser Kulturen ist indessen davon abhängig, ob es gelingt, die Frage der künstlichen Bewässerung mit Hülfe von Staudämmen und Brunnenanlagen befriedigend zu lösen.

Immerhin wird auch in Zukunft die Viehzucht die Haupterwerbsquelle des Landes bilden. Die vornehmsten Handelsprodukte neben Schlachtvieh, nämlich Ochsenhäute, Schaf- und Ziegenfelle, Wolle, Hörner, Straußenfedern, Guano entstammen der Viehzucht oder wenigstens dem Tierreich.

In erster Linie steht die Rinderzucht, die allerdings durch den Aufstand nahezu vernichtet war. Jetzt aber beginnt sie sich davon zu erholen. Durch Einfuhr von Vieh aus Argentinien und Kapstadt ist der Rinderbestand wieder vermehrt und durch Kreuzungen der einheimischen Rasse mit Simmenthaler und ostfriesischem Vieh wird er verbessert. Auch die Pferdezucht macht, gefördert durch das Gestüt Nauchas, gute Fortschritte. Schaf- und Ziegenzucht ist bisher weniger gepflegt worden, wird aber von den Weißen energisch in Angriff genommen und verspricht lohnend zu

werden. Die Viehzucht wird von einer Reihe schwerer Seuchen bedroht, deren Bekämpfung besonders wichtig ist. Versuche mit Fischzucht in den Stauhweihern, mit Straußen-, Bienen- und Seidenraupenzucht sind noch nicht abgeschlossen.

Mineralvorkommen sind an vielen Stellen des Landes nachgewiesen worden, Kupfer wird bereits im Otavigebiet bei Tsumeb, in den Onjutibergen bei Otjisonjati und in Gorob am Rande des Namib unfern des Kuisebtales gewonnen. Bei der Eisenbahnhaltestelle Kalkfeld sind mächtige Eisensteinlager entdeckt. Zwischen Kubas und Karibib wird Marmor gebrochen. Das Vorkommen von Gold ist wahrscheinlich; doch hat die bergmännische Durchforschung kaum erst begonnen. Diamanten sind im Mai 1908 bei Colmannskopf 16 km von Lüderitzbucht im Wüstensand der Namib gefunden.

Die einheimische Industrie ist fast völlig verschwunden; ihre Erzeugnisse werden durch europäische Fabrikate ersetzt. Nur bei den Ovambo steht das Handwerk noch in Blüte. Sie sind geschickte Schmiede, Töpfer und Flechter und verstehen auch Kupfererze zu verarbeiten.

## Handel und Verkehr.

Die Ausfuhr, die 1903 bereits eine Höhe von 3½ Millionen Mark erreichte, ging durch den Aufstand auf 215 000 ℳ zurück und beginnt erst wieder langsam zu steigen. (1906: 383 000 ℳ, 1907: 1 616 000 ℳ). Sie besteht in Vieh, Häuten, Hörnern, Straußenfedern, Kupfer, Harz, Gerbstoffen, Guano. Die Gesamteinfuhr betrug einschließlich der Regierungsgüter 1906: 68,8 Mill. ℳ, ohne diese 36,7 Mill. ℳ. Der Vertrieb der eingeführten Waren geschieht teils in stehenden Läden (Stores), teils durch umherziehende Händler, die mit dem Ochsenwagen ins „Feld" gehen. Der Ochsenwagen ist das landesübliche Verkehrsmittel. Er wird von 14 bis 20 an langes Dursten gewöhnten Ochsen gezogen und überwindet bei seiner starken Bauart die schwierigsten Hindernisse. Zwar sind bereits mehrere größere Straßen angelegt worden, um den Verkehr zu erleichtern. Für die wirtschaftliche Entwickelung des Landes bedarf es aber natürlich besserer Einrichtungen. Eine Eisenbahn vom Hafenplatz Swakopmund nach der Hauptstadt des Landes (382 km) besteht seit Juli 1902. Leider ist es nur eine Schmalspurbahn, die dem Verkehr schon jetzt nicht mehr gewachsen ist. Eine andere Bahn geht von Swakopmund über Otavi, Tsumeb nach Grootfontein; eine dritte von Lüderitzbucht nach Keetmanshoop und entsendet von Seeheim eine Zweigbahn nach Kalkfontein. Eine Verbindung der Nord- und Südbahn durch eine Linie Keetmanshoop-Windhuk wird nicht mehr lange auf sich warten lassen.

Mit dem Mutterlande steht die Kolonie durch die einmal monatlich verkehrenden Dampfer der Hamburger Woermann-Linie in Verbindung. Auch für telegraphischen Anschluß des Schutzgebietes an Deutschland ist

bereits Sorge getragen worden. Reichspostanstalten befinden sich bereits an 44 Orten, 19 davon haben Telegraphenbetrieb und 5 eine Ortsfernsprecheinrichtung.

### Verwaltung.

Das Schutzgebiet ist einem Gouverneur unterstellt (zurzeit Herr von Schuckmann). Angelegenheiten der Kolonie werden durch den Landesrat, der aus 10 amtlichen und 11 nichtamtlichen Mitgliedern besteht, erledigt. Der Bestand der Schutztruppe ist auf 4000 Mann festgesetzt. Das gesamte Land ist für die Zwecke der Verwaltung in sechs Bezirkshauptmannschaften eingeteilt: Windhuk, Omaruru, Keetmanshoop, Gibeon, Swakopmund und Outjo. Diesen sind wiederum je eine Anzahl von Ortspolizeibehörden untergeordnet.

Der Sitz des Gouverneurs und die Hauptstadt des Landes ist Windhuk, am nördlichen Abhang der Auasberge. Andere bedeutende Orte sind 1. an der Küste Swakopmund und Lüderitzbucht, 2. im Gebiet der Otavibahn: Omaruru, Otavi, Tsumeb, Grootfontein, Outjo, Waterberg; 3. im Gebiet der Zentralbahn: Karibib, Okahandja, Otjosonjati, Seeis, Gobabis, Epukiro; 4. im Gebiet der Südbahn: Aus, Kubub, Bethanien, Seeheim, Keetmanshoop, Kalkfontein, Warmbad; 5. zwischen Süd- und Zentralbahn: Gibeon, Maltahöhe, Mariental, Rehoboth.

Seit Januar 1907 ist die allgemeine Schulpflicht für die Kinder der weißen Bevölkerung an Orten mit Regierungsschulen eingeführt. Windhuk erhält demnächst eine Realschule.

## b) Aus den Berichten der Reisenden und Forscher

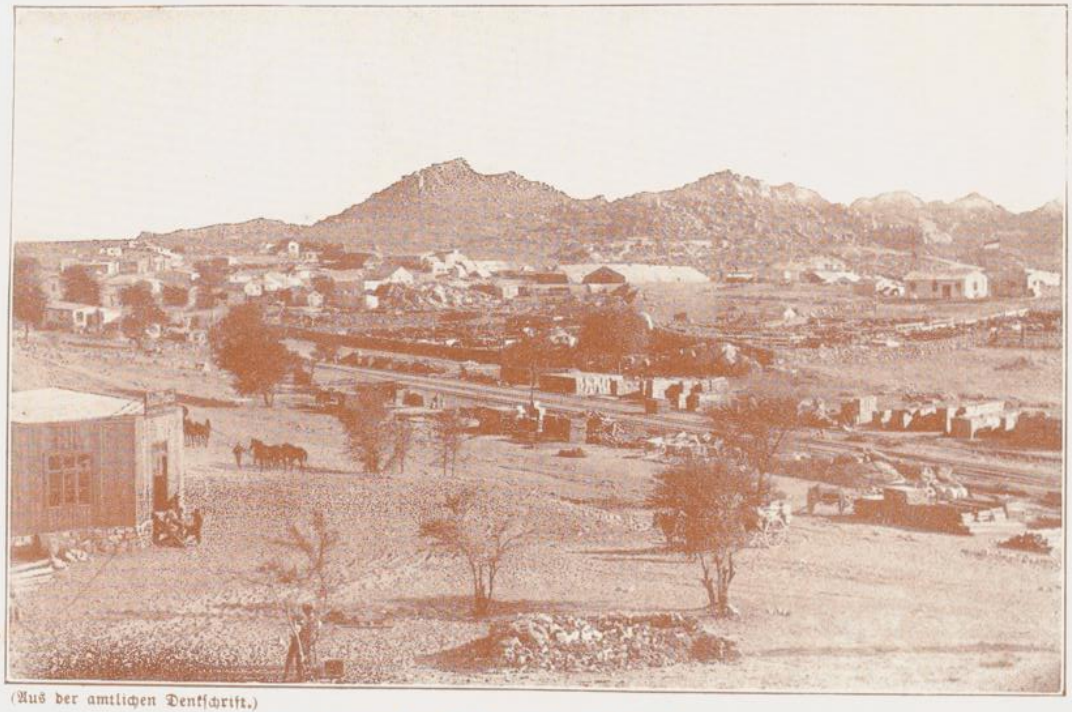
### Der Sturm auf die Naukluft.[1])

Die Stunde der Entscheidung naht. Um 1¼ Uhr nachts tritt die 3. Kompagnie im Hauptlager an. Waffenklirren — unterdrücktes Sprechen — die Glieder ordnen sich; da kommt der Major. Ein Händedruck noch, ein ernstes „Auf Wiedersehen!“ und fort geht es in die Nacht hinaus. Ein schwerer Marsch in der Dunkelheit; lautlos eilt die Kolonne vorwärts, der Spitze nach, die Lampe, der sich uns anschließen durfte, führt. Ab und zu hört man einen dumpfen Fall und leisen Fluch, wenn wieder einer der Leute über einen Stein oder Baumstamm gefallen ist. Die Nacht ist stockdunkel, der Boden mit Felstrümmern und spitzen Steinen bedeckt. Endlich, um 5 Uhr morgens, sind wir an der Felsschlucht, und der Aufstieg beginnt. Mit umgehängtem Gewehr wird geklettert, oft sind die Abstürze so hoch und steil, daß einer auf des anderen Schulter steigen muß, um den nächsten Absatz zu erreichen; der letzte wird dann an Gewehrriemen herausgezogen.

[1]) Im Kriege mit Witboi. — K. Schwabe: „Mit Schwert und Pflug in Deutsch-Südwestafrika“ S. 206.

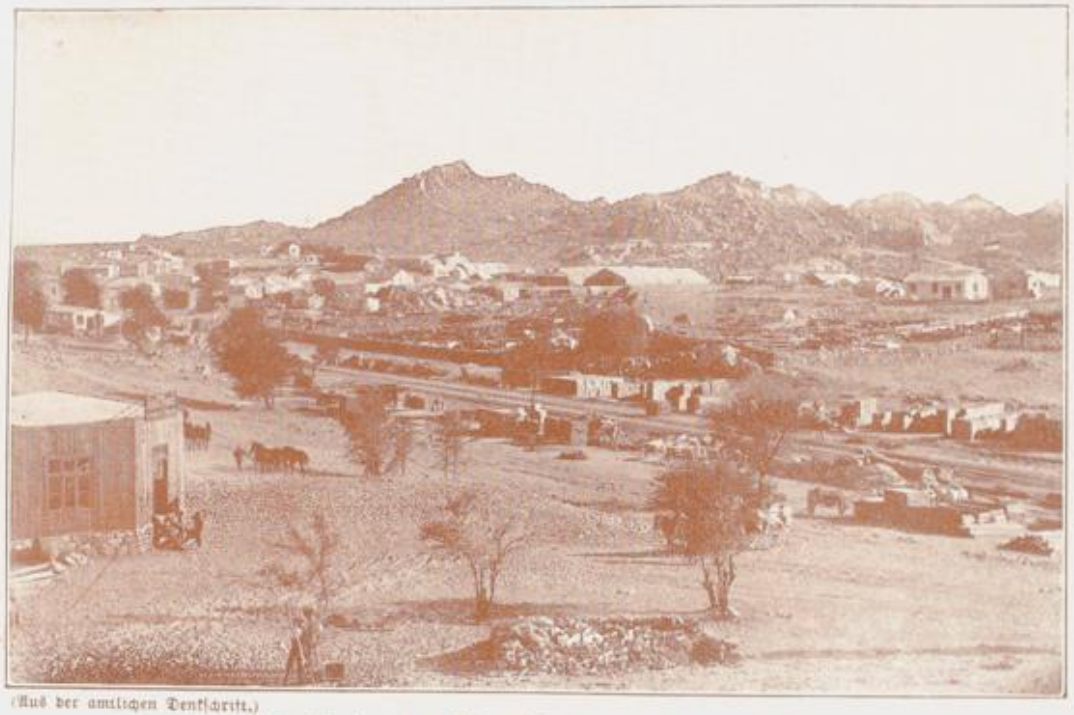
Die Feder vermag diesen Aufstieg nicht zu schildern, so unbeschreiblich und furchtbar waren die Anstrengungen, welche die Kolonne hier zu überwinden hatte. Oft, wenn die Spitze sich verstiegen hat und eine himmelhohe Felswand das weitere Vordringen hindert, muß umgekehrt und ein anderer Weg gesucht werden. Nach vierstündigem, atemlosen Steigen ist die Höhe erreicht. Todmüde, mit zerissenen Kleidern und zerfetzten Händen sammelt sich die Kompagnie. Wütender Durst plagt alle, denn längst sind die Feldflaschen geleert. Perbandt befiehlt eine halbe Stunde Ruhe, die dringend nötig, aber auch ebenso peinvoll ist, denn schon seit einer Stunde, seit 8 Uhr, dringen Kanonendonner und der Schall des Kleingewehrfeuers von Norden her zu uns herauf. Dort sollten wir jetzt unseren stürmenden Kameraden helfen, doch die schrecklichen Schwierigkeiten des Geländes hindern sehr. Aber vorwärts! Feldwebel Zachalowsky wird in der linken Flanke mit einer starken Patrouille vorgeschickt; wir treten wieder an, und in ununterbrochenem Marsche geht es vorwärts, über steile Höhen und durch dunkle Schluchten, bergauf, bergab.

Glühend sind die Luft und der Erdboden, der die Strahlen der Sonne zurückwirft. Mechanisch setzten die Leute Fuß vor Fuß, der Atem geht keuchend, man ist wie in Schweiß gebadet. Aber — vorwärts — vorwärts — immer vorwärts — einer ermuntert den anderen, viele Leute tragen zwei Gewehre, um ihre schwächeren Kameraden zu entlasten, und alle beseelt nur der eine Gedanke, in das Gefecht zu kommen. Es ist 3 Uhr nachmittags, wahnsinnige, erdrückende Hitze. Eben haben wir den kaum meterbreiten, nach beiden Seiten schroff abstürzenden Grat eines Berges in der Kolonne zu einem überschritten und sind nun auf dem Kramarz-Berg. Das Grab des Reiters Kramarz und einige verlassene Schanzen bleiben rechts liegen — der Abstieg beginnt. Plötzlich hemmt eine riesige, steilabstürzende Felswand von mindestens 30 m Höhe das weitere Vordringen. Mit dem Mute der Verzweiflung versuchen wir dennoch hinabzuklettern, aber nur Perbandt, einem Trompeter und mir gelingt es, da wir schwindelfrei sind, die Wand zu überwinden; der mir folgende Mann muß schleunigst wieder hinaufgezogen werden, da er abzustürzen droht. Ein einziger Fehltritt bringt hier sicheren Tod, denn die Sohle der Schlucht starrt von ungeheuren, wild durcheinander liegenden Felsblöcken. Den Körper dicht an den Fels pressend, oft nur mit einem Fuße Halt findend, das Gewehr am Riemen um den Hals, so daß es vorn quer über dem Leibe hängt, erreichen wir endlich den festen Boden, während die Kompagnie Gott sei Dank inzwischen einen etwas bequemeren Weg gefunden hat. Nun geht es in der engen Schlucht an einem rauschenden Wasserfall vorbei weiter, und gegen 5 Uhr abends öffnet sich vor uns die Naukluft. Die Leute liegen wie tot am Wasser und trinken wieder und wieder. Eine halbe Stunde Rast ist



(Aus der amtlichen Denkschrift.)

**Aus, Station der Bahn Lüderitzbucht-Keetmanshop**
(Deutsch-Südwestafrika).



(Aus der amtlichen Denkschrift.)

**Aus, Station der Bahn Lüderitzbucht-Keetmanshop**
(Deutsch-Südwestafrika).

befohlen, aber der unermüdliche Lampe bricht mit einigen Leuten schon früher auf und dringt in der Schlucht vor. Kaum ist er zehn Minuten fort, da kommt einer seiner Reiter zurückgeeilt und ruft uns schon von weitem zu: „Die Geschütze sind in Gefahr. Die Hottentotten greifen an!“ Zugleich dringt deutlich Geschützdonner an unser Ohr. Sofort wird angetreten und im Eilschritt vorgerückt. Die Schlucht windet sich in Schlangenlinien durch das Gebirge und wird immer enger. Bald hier, bald dort wachsen aus den Bergen felsige Querriegel hervor, die umgangen werden müssen, und eine Zeitlang marschieren wir in dem klaren, schnellfließenden Wasser des Baches, der die ganze Thalsohle ausfüllt. An einer anderen Stelle wuchert weit übermannshohes Ried und Rohr in so dichten Massen, daß man auf vier Schritt seinen Vordermann nicht mehr sieht. Rauschend schließt sich das Dickicht über den vordringenden Mannschaften. Jetzt wird das Gelände freier; weitverästete wilde Feigenbäume stehen umher; durch das Wasser, das von Taschenkrebsen wimmelt, sieht man die Räderspuren der Geschütze, und auch die Zeichen des stattgehabten Kampfes mehren sich. Ueberall liegen Ausrüstungsstücke auf dem Boden und im Wasser verstreut umher, hier gerollte Mäntel, Brotbeutel, Kochgeschirre, Sättel und Decken, dort zerbrochene Gewehre, weißbezogene Witbooihüte und blutige Lappen. Im Vorübereilen erkennen wir deutlich die Stellungen der Unseren an den massenhaft umherliegenden Patronenhülsen. Und wieder verengt sich die Schlucht; das Rohrdickicht ist hier niedergebrannt, und gurgelnd schießt das Wasser um mehrere Pferdekadaver, die mit verglasten Augen und bleckenden Zähnen daliegen. Es dämmert bereits, aber an einer kleinen Anhöhe vermögen wir die Leichen von drei bis vier Witboois zu erkennen, die wohl ein Shrapnel niedergerissen hat. Immer näher tönt jetzt auch Gewehrfeuer von vorn, und immer eiliger wird der Marsch. Da blitzt etwas Weißes durch die Bäume: zwei gesattelte Schimmel, die in der Schlucht weiden. Perbandt und ich schwingen uns sofort in die Sättel. Nach wenigen Minuten taucht ein Soldat vor uns auf: „Leutnant Lampe läßt melden, daß er seitwärts, nach Westen zu vorgegangen ist und sich bereits im Gefecht befindet. Er bittet noch um sechs Mann.“ — Diese werden im Marschieren abgeteilt, und kurz darauf hört die Schlucht plötzlich auf und ein kleiner, von hohen Bergen umgebener Thalkessel öffnet sich vor uns, durchtobt von dem sinnverwirrenden Lärm eines heftigen Kampfes. Tausendfach hallt jeder Schuß von den mächtigen, düsteren Wänden wieder, und wie brüllender Donner rollt das Echo in den Bergen. Im ersten Augenblick vermögen wir uns kaum zu orientieren — überall blitzt und kracht es, und die Dunkelheit sinkt schon hernieder. Jetzt verlassen wir die Schlucht: „Aufschließen! — So breit wie es geht, Schützenlinie formieren!“ schallen die Kommandos. Marsch — marsch!“ Waffenklirrend bricht die Kompagnie aus dem

Schlunde hervor — kaum haben wir aber die letzten schützenden Felsen verlassen, da pfeift und singt es um uns. Scharf schlägt hier ein Geschoß auf einen Stein auf, klatschend fährt dort ein anderes in einen Baum, und das Wasser des Baches spritzt hoch auf. „Runter von dem Schimmel!" schreit von hinten aus der Schützenlinie eine Stimme, und ich glaube, so rasch sind wir, Perbandt und ich, niemals wieder von den Pferden gekommen, deren weiße Leiber den Naman[1]) ein willkommenes Ziel boten.

Vor uns liegt eine schwarze, langgestreckte Klippe, von der uns zugerufen wird: „Hierher — 3. Kompagnie — hierher", und in dem rasenden Feuer richtet sich unser Lauf dorthin. „Die Klippe besetzen — Schnellfeuer!" Halb fallend, schwer aufschlagend, werfen sich unsere Schützen nieder, und nun beginnt ein Höllenfeuer, wie ich es nicht wieder erlebt habe. „Das war Hilfe zur rechten Zeit!" schreit mir Diestel aufatmend ins Ohr, „die Hunde hätten uns sonst alle kalt gemacht." Das Feuer verstärkt sich von den beiden Seiten, die nächsten Schützen des Feindes sind nicht 100 m entfernt, aber nichts ist zu sehen außer dem Aufblitzen der Schüsse. Und von allen Seiten wird auf uns gefeuert; aus dem Thalkessel hinter Bäumen und Felsen hervor, von den niedrigen Klippen, von den Hängen der unsere Stellung gewaltig überhöhenden Berge und aus dem Röhricht des Baches. Ungefähr 50 m vor der von uns besetzten schwarzen Klippe stehen die Geschütze und Protzen, um die der Kampf tobt. Unter der einen Protze hervor fallen fortgesetzt Schüsse; dort liegt der tapfere Gefreite Richter, der unverwundet blieb, trotzdem die Eisen- und Holzteile der Geschütze zahllose Geschoßspuren aufwiesen. Die Klippe schützt uns übrigens nicht gegen das feindliche Feuer, das hoch von den Bergen kommt, und staubaufwirbelnd und Steinsplitter umherwerfend sausen Geschosse von oben her mitten zwischen uns. Allmählich aber breiten sich unsere Linien mehr und mehr aus, ein Felskomplex rechts seitwärts wird besetzt, Brustwehren werden so schnell es möglich ist, aus Steinen gebaut, und das feindliche Feuer wird schwächer. Nach ungefähr zwei Stunden zieht Perbandt die Schützenlinie dicht hinter die Klippe zurück, die Leute schlafen auf der Erde ausgestreckt, das Gewehr im Arm, Doppelposten bleiben in den Stellungen liegen und wechseln einzelne Schüsse mit den nun in größere Entfernung zurück gedrängten Witboois; von den Bergen aber im Nordwesten her schallt noch immer heftiges Gewehrfeuer herüber. Dort muß die 1. Kompagnie im Kampfe liegen.

Plötzlich verstärkt sich das Feuer des Gegners wieder, und zugleich hören wir von rechtsseitwärts (Osten) her das Pferdegetrappel einer größeren Abteilung. Wir besetzen nun von neuem die Stellung und

[1]) So nennen die Hottentotten sich selbst. D. H.

suchen, angestrengt nach dem Schluchteingang spähend, zu erkennen, wer sich naht. Jetzt werden Pferde sichtbar, und zugleich ertönt eine Stimme, die Troosts: „Nicht schießen! — Leutnant Troost! — „Wir schießen ja nicht!" „Es sind die Witboois!" „Absteigen!" „Runter von den Pferden!" schallt es zurück, und gleichzeitig wird unser Feuer lebhafter und unter seinem Schutze langt der Offizier mit seiner Patrouille glücklich bei uns an. Er war zur Verstärkung des Postens Zarradt abgeschickt worden, der am 27. hart bedrängt wurde, und kehrte nun zurück. Von Diestel und Sander, die mit nur acht Mann die Geschütze verteidigt und in größter Gefahr geschwebt hatten, erfuhren wir die Vorgänge bei der 1. Kompagnie:

Diese war unter der heldenmütigen Führung des Hauptmanns v. Estorff um 6½ Uhr morgens in den Haupteingang der Naukluft eingedrungen, nachdem die Geschütze die auf den Höhen rechts und links liegenden Schanzen unter Feuer genommen hatten. Heftiger Widerstand empfing die sprungweise vorgehenden Schützenlinien, die aber in unaufhaltsamem Vordringen blieben und den Feind, der sich ganz gedeckt in vorzüglichen Stellungen befand, nach furchtbaren Anstrengungen zurückwarfen. Hauptmann v. Estorff, der am linken Fuß verwundet wurde blieb gleichwohl zu Pferde und bei der Kompagnie, die unter Kreuz- und Rückenfeuer von den Berghängen, nachdem das erste Gefecht am Schluchteingang um 8 Uhr beendet war, um 11 Uhr die Hottentotten aus einer zweiten Stellung im Schluchtinnern geworfen hatte. Schon waren mehrere schwere Verwundungen zu verzeichnen, und Leutnant Volkmann mußte mehrfach seitwärts gegen die Schanzen an den Bergabhängen vorgehen. Nur eine Stunde später entbrannte in der Hauptwerft Witboois ein neuer Kampf, und der Feind zog sich trotz heftigen Geschütz- und Gewehrfeuers erst zurück, als es Volkmann gelungen war, eine die feindliche Stellung überhöhende Kuppe zu erklimmen.

### Der Entsatz von Omaruru.[1])

Am folgenden Tage wurde um 4 Uhr 30 morgens wieder angetreten und Osombimbambe erreicht, wo die Werften des Hererohäuptlings Manasse durchsucht und leer gefunden wurden. Hauptmann Franke hoffte, daß das bloße Erscheinen seiner Kompagnie den Omaruru-Hereros Furcht einjagen und sie wieder beruhigen würde. Um den Eingeborenen das Erkennen seiner Person zu erleichtern, legte er eine weiße Korduniform an und ritt seinen im ganzen Bezirk Omaruru bekannten Schimmel.

Als die Kompagnie gegen 9 Uhr vormittags auf etwa 1500 m an das Haus Manasses herangekommen war, erblickte man im Grunde östlich

[1]) Kriegsgesch. Abteilung I des Großen Generalstabes: Die Kämpfe der deutschen Truppen in Südwestafrika. S. 48. (Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin.)

des Weges eine große Viehherde, die von ihren Wächtern eiligst nach Norden weggetrieben wurde. Zur Feststellung der Ursache hiervon wurde der Zug des Oberleutnants v. Nathusius nach rechts hin entsandt, er war aber nur wenig hundert Meter geritten, als er Feuer erhielt. Kurz nach dem Abbiegen des Zuges Nathusius hatte die Spitze unter Oberleutnant Griesbach das Haus Manasses erreicht und einige Hereros beobachtet, die mit ihrem Vieh nach Osten flohen. Sie bog, diesen folgend, vom Wege ab, während gleichzeitig auch von vorn aus der Richtung von Omaruru einige Schüsse fielen. Dies veranlaßte Hauptmann Franke, der bisher durch das beginnende Gefecht des Zuges Nathusius in Anspruch genommen war, nach vorne zu galoppieren. Er fand bei Manasses Haus seine Spitze nicht mehr vor, dafür eröffneten jetzt die Hereros auf das große weiße Ziel, das der Hauptmann und sein Schimmel boten, ein heftiges Feuer. Es war klar, daß die Kompagnie nicht ohne ernsten Kampf nach Omaruru gelangen konnte.

Die Hereros waren offenbar durch das Eintreffen der Kompagnie überrascht worden. Ihre unberittenen Späher hatten die Meldung von dem Anrücken der Kompagnie nicht schnell genug zurückbringen können, doch hatte eine größere Abteilung unter Titus Mutate noch rechtzeitig etwa 1000 m südöstlich der alten Station am Rande des kleinen Nebenriviers Stellung nehmen können. Auch die Häuser auf dem hohen rechten Ufer des Omaruru waren besetzt. Hauptmann Franke erkannte, daß er starke Hererobanden sich gegenüber hatte. Tatsächlich stand der Kompagnie, wie später festgestellt wurde, hier eine mehr als zehnfache Übermacht gegenüber. Das Gelände war der Verteidigung überhaupt und der Fechtweise der Eingeborenen im besonderen ganz außerordentlich günstig. Eine Menge einzelner Felsblöcke und größerer natürlicher Steinschanzen gab den Hereroschützen Gelegenheit, aus fast völlig sicheren Feuerstellungen den Angreifer zu beschießen. Dessen Geschütze konnten den Schwarzen hingegen hinter solchen Deckungen nicht viel anhaben. Auch mußte der Angriff, wenngleich hier und dort einzelne Felsblöcke und Büsche einigen Schutz gewährten, immer wieder offene Stellen ungedeckt überwinden.

Hauptmann Franke war, nachdem er sich überzeugt hatte, daß Manasses Haus leer war, zurückgeritten und hatte den entsandten Zug des Oberleutnants v. Nathusius bereits wieder bei der Kompagnie vorgefunden. Die Viehwächter waren nach kurzem Kampf geflohen und hatten ihre Herde in den Händen der Deutschen gelassen. Hauptmann Franke ließ jetzt die beiden Geschütze unter dem Leutnant Leutenegger in Höhe des Manasseschen Hauses auffahren und entwickelte außer dem Rest des Spitzenzuges noch den 1. und 3. Zug zu beiden Seiten des Anmarschweges, während der 4. Zug (Nathusius) als Bedeckung beim Troß zurückblieb. Zur Führung des Feuerkampfes konnte kaum die Hälfte der

Mannschaften verfügbar gemacht werden, da außer der Wagenbedeckung zahlreiche Mannschaften auch als Pferdehalter, Sanitätspersonal und bei den Geschützen unentbehrlich waren.

Es entspann sich sofort ein lebhaftes Gefecht. Obwohl Schützen wie Geschütze gutes Schußfeld hatten, war ein durchschlagender schneller Erfolg gegen die vorzüglich eingenisteten Hereros nicht zu erzielen. Auch hier schoß der Gegner vielfach mit erbeuteten Gewehren 88, nur da und dort zeigten Rauchwölkchen den Standpunkt der feindlichen Schützen an.

Während sich die Kompagnie am Manassehause entwickelte, war die dem 2. Zuge (Griesbach) entnommene Spitze immer weiter nach rechts vorgegangen und völlig außer Verbindung mit der Kompagnie gekommen. Der 2. Zug selbst bildete unter Führung des Vizewachtmeisters d. R. Frhrn. v. Erffa am rechten Flügel in sehr günstiger Stellung eine vorgebogene Flanke. Hauptmann Franke, der auf das Drängen des Artilleristen Reichelt, der bei den hinter dem Manasseschen Hause gedeckt haltenden Protzen stand, seinen weißen Rock mit dem grauen des Mannes getauscht hatte, ging nun die ganze Front entlang, um sich von der Lage überall persönlich zu überzeugen. Er erkannte, daß, wenn man den hartnäckigen Widerstand des fast unsichtbaren Gegners brechen wollte, es notwendig sei, ihm vor allem näher auf den Leib zu rücken, und befahl daher sprungweises Vorgehen des 1. und 3. Zuges, während der 2. Zug liegen bleiben und feuern sollte. Gedeckt durch das Schnellfeuer dieses Zuges, machte der in der Mitte befindliche 3. Zug unter Leutnant Leutwein einen Sprung von 300 m, dann folgte der linke Flügelzug unter Leutnant Frhrn. v. Wöllwarth. Während der Sprung des 3. Zuges ohne jeden Verlust gelang, verlor der 1. Zug seinen tapferen Führer und zwei Mann, da bei dessen Sprung die Feuerunterstützung ausgeblieben war, weil das Kommando hierzu nicht durchgedrungen war.

Als den Leutnant v. Wöllwarth das tödliche Geschoß traf, kniete gerade der Wachtmeister der Kompagnie, Wesch, neben ihm. Mit einem markerschütternden Wutschrei: „Die Schufte haben mir meinen Leutnant erschossen," sprang der heldenmütige Mann hinter der deckenden Klippe hervor, und vor Kampfwut brennend und mit blutunterlaufenen Augen stürzte er allein vor, um sich auf den Feind zu werfen. Doch der in unmittelbarer Nähe liegende Hauptmann Franke sprang eiligst mit einigen Leuten herbei, um den Rasenden festzuhalten und niederzudrücken; sonst wäre es auch um diesen Braven geschehen gewesen, der „eine wahre Mutter" der Kompagnie war, und der stets und besonders in diesen letzten Tagen, die gerade von ihm fast Übermenschliches forderten, seinen Hauptmann mit nie erlahmender Tatkraft unterstützt hatte. Bei aller Fürsorge für seine Untergebenen führte Wachtmeister Wesch ein eisernes Regiment in der Kompagnie, bei der er ebenso gefürchtet wie beliebt

war. Für Wesch gab es keine Anstrengung, die zu groß war, und seine Tapferkeit grenzte an Tollkühnheit.

Inzwischen arbeiteten sich die drei Züge abwechselnd springend und feuernd immer näher an die feindliche Stellung heran. Als die Hereros die Kompagnie, die jetzt die Seitengewehre aufpflanzte, immer näher auf sich zukommen sahen, zogen sie beim Anblick der gefürchteten Seitengewehre doch vor, beizeiten das Weite zu suchen. Erst einzeln, dann immer zahlreicher räumten sie ihre Stellungen und gingen über den kleinen Rivier zurück. Einzelne Hereros, die ausharrten, wurden in den Schanzen selbst überrascht und niedergemacht. Die Kompagnie wollte mit den drei entwickelten Zügen den fliehenden Feind über den kleinen Rivier hinaus verfolgen, doch Hauptmann Franke erkannte noch gerade zur rechten Zeit, daß die jenseitigen Höhen von Hererobanden stark besetzt waren. Er hielt deshalb die Kompagnie in der genommenen Stellung fest und befahl mit lauter Stimme, daß zunächst alles liegen bleiben solle. Er selbst begab sich nach rückwärts, um die Artillerie und den beim Troß befindlichen Zug Nathusius heranzuholen, und, mit diesen Kräften vereint, den Angriff auf die zweite Stellung des Feindes durchzuführen. Der Zug Nathusius war jedoch, mit der Front nach Süden, in ein heftiges Gefecht gegen Hererobanden verwickelt worden, die anscheinend das ihnen zu Beginn des Kampfes abgenommene Vieh wiedererobern wollten. Hauptmann Franke führte daher nur die beiden Geschütze nach vorwärts in die neue Stellung und ließ sie die vom Feinde stark befestigten und besetzten Steinschanzen, später Müllerschanzen genannt, unter Feuer nehmen. Als er wieder nach vorne zur Kompagnie galoppierte, bemerkte er im Vorbeireiten den armen, schwerverwundeten Wöllwarth in der prallen, glühenden Sonne liegen; schnell sprang er vom Pferde, um seinen lieben Freund und Kampfgenossen, der die furchtbarsten Schmerzen ausstand, ein wenig zur Seite in den Schatten einer deckenden Klippe zu tragen und den halb Verschmachteten mit einigen Schluck Wasser zu erquicken. Auf seine Frage, wie es ihm nun ginge, antwortete Wöllwarth mit ermattender Stimme und doch leuchtenden Auges: „Ach, lieber Herr Hauptmann, um mich ist's jetzt gleich; wenn wir nur hineinkommen in die Feste!"

Doch länger durfte der Hauptmann nicht bei seinem sterbenden Freunde weilen, ihn riefen neue Taten: der Angriff gegen die zweite, noch stärkere Stellung des Feindes auf dem anderen Ufer des Riviers.

In diesem Augenblicke erhielt die Kompagnie völlig unerwartet eine willkommene Unterstützung. Der den Befehl in Omaruru führende Stabsarzt Kuhn hatte, ebenso wie der Oberleutnant v. Zülow in Okahandja, seine Mannschaften in eine Besatzungs- und eine Ausfalltruppe eingeteilt. Die Ausfalltruppe bestand aus den 24 gewandtesten Mannschaften unter dem Feldwebel Müller. Als das Feuer der Kompagnie

Franke der eingeschlossenen Besatzung die nahende Hilfe verkündete, entschloß sich Stabsarzt Kuhn, unverzüglich einen Ausfall aus der Kaserne gegen den Rücken der Hereros zu unternehmen. Doch in diesem Augenblick traf die Meldung ein, daß starke Hererobanden vom Norden her im Vorrücken gegen die Kaserne seien. Der Kanonendonner aus der Richtung des Manassehauses nahm an Heftigkeit zu. Es galt, einen schnellen Entschluß zu fassen. Stabsarzt Kuhn hielt wegen der von Norden her drohenden Gefahr sein Verbleiben mit einem Teil der Besatzung in der Kaserne für notwendig; alle übrigen irgend entbehrlichen Leute schickte er unter Feldwebel Müller sofort in den Rücken der dem Kampfe gegen die Kompagnie Franke zueilenden Hereros. Seitwärts der Straße nach Karibib vorgehend stieß Feldwebel Müller unweit des Nebenriviers auf die Hereros, welche bereits im Kampfe gegen die Kompagnie Franke standen. Eine stärkere Hererobabteilung, die sich dem Ausfallkommando entgegenwarf, überschüttete dieses mit einem heftigen Feuer. Allein dessen ungeachtet stürmte Feldwebel Müller mit seiner kleinen Truppe mit aufgepflanzten Seitengewehren gegen den Feind vor, warf ihn zurück und drang mit wahrem Heldenmut in ununterbrochenem schnellen Anlauf gegen die stark besetzte Stellung auf dem rechten Ufer des Nebenriviers vor. Der Feind räumte diese in wilder Flucht unter Zurücklassung von 17 Toten. Feldwebel Müller fand an der Spitze der stürmenden Truppen den Heldentod. An seiner Stelle übernahm Feldwebel Götte die Führung der Ausfallabteilung und vereinigte sich mit der inzwischen über den Rivier vorgekommenen Spitze unter Oberleutnant Griesbach.

Hauptmann Franke drängte unverzüglich den fliehenden Hereros mit den drei ersten Zügen sowie den beiden Geschützen über den Nebenrivier bis in die Nähe der alten Station nach. Hier zwang erneutes heftiges Feuer zum Halten. Die Hereros hatten in den Klippen südlich des Kindschen Gebäudes erneut Stellung genommen, und zum dritten Male mußte die Kompagnie zum Angriff schreiten. Von neuem begann der Feuerkampf. Die Züge waren jedoch in dem klippenreichen Gelände so zersplittert, daß die Führer ihre Leute nicht mehr übersehen konnten und an eine Leitung des Feuers nicht mehr zu denken war. Mehr und mehr löste sich das Gefecht in Einzelkämpfe auf, in denen die persönliche Gewandtheit und Schießfertigkeit des einzelnen den Ausschlag geben mußten. Besonders taten sich hierbei der Sergeant Taute, sowie der Schießunteroffizier, Sergeant Prüß, hervor, welch letzterer sein tapferes Vorwärtsstürmen mit dem Leben bezahlte. Nicht minder zeichneten sich durch Entschlossenheit und Mut die Reiter Mielke, Jegliewski und der Kriegsfreiwillige, Oberlandmesser Joergens, aus.

Jetzt versuchten die Schwarzen einen Vorstoß gegen die rechte Flanke der dünnen Schützenlinie. Es gelang ihnen, bis auf 30 m heran-

zukommen, als die mit der Spitze vereinigte Ausfalltruppe unter Oberleutnant Griesbach von rückwärts herankam und sie nach kurzem Gefecht wieder verjagte. Daraufhin gewann die Abteilung Griesbach wieder den Anschluß an den rechten Flügel der Kompagnie. Der Widerstand, den die Schützen bei diesem dritten Angriff fanden, war außerordentlich zäh. Unter dem Schutze des Artilleriefeuers begann die Kompagnie indessen von neuem vorzugehen. Die Wirkung der Geschütze war jetzt vorzüglich dank der ruhigen und sicheren Leitung durch den schweizerischen Leutnant Leutenegger, obwohl dieser mit den deutschen Verhältnissen nicht vertraut war und hier in seinem ersten Gefechte stand. Wirksame Unterstützung fand die Artillerie durch das gegen den Rücken der Hereros gerichtete Feuer des Stationsgeschützes, das in das Gefecht eingriff, sobald erkannt war, daß der von Norden gemeldete Feind dem Gefecht gegen die Kompagnie Franke zustrebte.

Auf deren linkem Flügel gelang es dem Wachtmeister Wesch mit seinen Leuten, den Feind aus den Feldschanzen am Omaruruflußbett herauszuschießen und dadurch den linken Flügel vor weiterer Gefahr zu sichern. Gegen den rechten Flügel versuchten die Hereros einige Zeit später von neuem einen umfassenden Vorstoß, der dank dem kühnen und entschlossenen Verhalten des Oberleutnants Griesbach glücklicherweise wiederum rechtzeitig von der Spitze und der Ausfallabteilung zurückgewiesen wurde. Oberleutnant Griesbach wurde hierbei verwundet.

Allein trotz dieser Erfolge begann die Lage der Kompagnie kritisch zu werden. Heiß brannte die Sonne vom wolkenlosen Himmel hernieder, die Leute hatten so gut wie nichts gegessen, das Wasser und die Munition wurden knapp. Die Kräfte der seit sechs Stunden in schwerem Kampfe stehenden Truppe begannen nachzulassen. Jetzt drohte eine neue ernste Gefahr.

Hinten am Manassehause stand der Zug Nathusius im schweren Gefechte gegen überlegene Hererobanden, die gegen den Rücken der Kompagnie vorgehen wollten. Der Führer selbst war verwundet worden und hatte durch Leutnant z. D. Hauber ersetzt werden müssen, der bisher den Troß geführt hatte. Letzterer war der Kompagnie nachgerückt und hielt wenige hundert Meter hinter dieser in Deckung. Vom rechten Flügel kam die Meldung, daß die mehrfachen Vorstöße der Hereros zwar zurückgewiesen seien, die Lage jedoch schwierig wäre, da der Führer, Oberleutnant Griesbach, schwer verwundet sei. Das feindliche Feuer gegen die Schützen in der Front nahm an Heftigkeit zu. Den Geschützen war die Munition ausgegangen; sie wirkten nur noch durch die Furcht, die allein ihr Anblick dem Feind damals noch einflößte. Das Wasser war zu Ende, die Leute hatten nicht einen Tropfen mehr. Die Hitze und der Durst steigerten sich fast bis zur Unerträglichkeit. Die Verluste nahmen zu.

Missions-Station Scheppmannsdorf am Knisib mit Dünen im Hintergrunde
(Deutsch-Südwestafrika).

Missions-Station Scheppmannsdorf am Kuisib mit Dünen im Hintergrunde
(Deutsch-Südwestafrika).

Hauptmann Franke erkannte, daß die Lage auf die Dauer unhaltbar sei und nur eine rasche und kühne Tat Rettung bringen konnte. Das beste Mittel, dieser gefährlichen Lage ein Ende zu bereiten, schien ihm ein Sturmangriff gegen den Feind in der Front. Aber in diesem Augenblick, es war gegen 12 Uhr mittags, schien ein neuer Anschlag des Feindes gegen die linke Flanke zu drohen. Das Vorstürzen zahlreicher Hereros aus der Richtung des Kindschen Gebäudes ließ auf das nahe Bevorstehen eines Angriffes von dieser Seite schließen. Sofort wurde das Feuer gegen das Gebäude aufgenommen. Plötzlich ertönte aus jener Richtung ein lautes dreifaches Hurra aus deutschen Kehlen, und man erkannte zur allgemeinsten Überraschung, daß das Gebäude von einer deutschen Abteilung besetzt war. Stabsarzt Kuhn hatte von der Kaserne aus gegen 11 Uhr vormittags das Vorgehen der Kompagnie gegen die alte Station und ihre schwierige Lage erkannt. Sofort raffte er alles, was er an wehrfähigen Leuten aufbringen konnte, zusammen, um gegen den Rücken der Hereros vorzugehen. An der Spitze von nur 12 Mann, 6 Weißen und 6 Eingeborenen, drang er unter Mitnahme des alten Stationsgeschützes in der Richtung auf die Klippen südlich des Kindschen Gebäudes vor und suchte hier das Geschütz in Stellung zu bringen. Hierbei brach jedoch die Deichsel der Protze entzwei, so daß das Auffahren unmöglich wurde. Stabsarzt Kuhn entschloß sich nun, die das Kindsche Gebäude und die anliegenden Klippen besetzt haltenden Hereros zu verjagen, um von hier aus den mit der Kompagnie im Kampfe liegenden Gegner zu beschießen. Nach kurzem Feuergefecht stürmte er mit seiner kleinen Schar gegen den Feind vor, der unter Zurücklassung von mehreren Toten eiligst das jenseitige Flußufer zu gewinnen suchte. Die kleine Truppe besetzte nun die genommenen Klippen und eröffnete das Feuer gegen Flanke und Rücken der Aufständischen. Doch plötzlich erhielt sie lebhaftes Feuer von dem linken Flügel der Kompagnie, — glücklicherweise ohne Verluste zu erleiden, da sofort alles hinter der Deckung verschwand. Stabsarzt Kuhn hatte in der Meinung, sich durch sein Geschütz am besten bemerkbar machen zu können, in der Eile keine Flagge mitgenommen. Jetzt ließ er, um der Kompagnie ihren Irrtum begreiflich zu machen, ein kräftiges dreifaches Hurra ausbringen. Das half; das Feuer wurde sofort eingestellt.

Hauptmann Franke brachte nunmehr seinen Entschluß, zum Sturm zu schreiten, unverzüglich zur Ausführung. Er rief der Schützenlinie den Befehl zu, zum Sturme anzutreten. Sei es, daß die Mannschaften zu erschöpft waren, sei es, daß der Befehl in der weit zerstreut liegenden Schützenlinie nicht weitergegeben wurde, gleichviel, er wurde nicht sofort allgemein befolgt. Da schwang sich Hauptmann Franke auf seinen Schimmel, sprengte hoch zu Roß vor die Front und wollte allein auf den Feind eindringen. Diese hinreißende Tat zündete; wie mit einem

Schlage erhob sich die ganze Linie, begeistert und mit lautem Hurra folgte die 2. Feldkompagnie ihrem geliebten Führer, allen voran die Gefreiten Nuschke und Besso. Dem todesmutigen Ansturm der tapferen Männer hielt der Feind nicht stand. Seine bis jetzt so zähe Widerstandskraft brach zusammen; er floh in nordwestlicher Richtung über den Omaruru-Fluß, noch wirksam beschossen von der Abteilung Kuhn. Es war wie ein Wunder, daß der Hauptmann, obwohl die Hereros ihn und seinen Schimmel mit einem letzten mörderischen Feuer überschüttet hatten, samt seinem Pferde unverletzt geblieben war. Das Gelingen des Sturmangriffs war nicht zum wenigsten dem rechtzeitigen Eingreifen der Abteilung Kuhn zu danken, wie überhaupt die Umsicht und Tatkraft, die Stabsarzt Dr. Kuhn und der tapfere Feldwebel Müller sowohl bei der Belagerung wie bei dem Gefecht an den Tag gelegt hatten, sehr wesentlich zu dem Gesamterfolg beigetragen haben.

Da der Feind in alle vier Winde auseinandergestoben war, wurde eine wirksame weitere Verfolgung unmöglich. Hauptmann Franke beschloß daher, mit seinen äußerst erschöpften Leuten in Omaruru zu bleiben. Die Kompagnie und die Abteilung Kuhn erreichten ohne weiteren Kampf gegen 2 Uhr nachmittags die Kaserne, wo eine halbe Stunde später auch Leutnant Hauber mit dem 4. Zuge und dem Troß einrückte. Er hatte den heftig vordrängenden, sehr überlegenen Hereros gegenüber einen harten Stand gehabt und schwere Verluste erlitten. Der Sieg der Kompagnie hatte indessen auch die ihm gegenüberstehenden Banden gezwungen, sich zur Flucht zu wenden. Damit endete dieser schwere Kampf: Omaruru war aus gefahrvoller Lage befreit!

Den Hereros hatte dieser Schlag einen solchen nachhaltigen Eindruck gemacht, daß sie die Umgebung von Omaruru vollständig und endgültig aufgaben. Ihr Verlust wird auf rund 100 Köpfe geschätzt. Auf deutscher Seite waren sechs Mann gefallen, drei Offiziere — die Oberleutnants v. Nathusius und Griesbach sowie Leutnant Frhr. v. Wöllwarth-Lauterburg — und zwölf Mann verwundet, hiervon entfielen auf die beiden Ausfallabteilungen zwei Tote und zwei Verwundete.

### Die Regenströme und das Abkommen des Swakob[1]) (Tsoachaub).

Unter Omuramba (Omiramba Plur., im Oshindonga Esuila Sing., Omasuila Plur.) versteht der Omuherero[2]) ein meist lehmiges Flußbett, das

---

[1]) Dr. H. Schinz: „Deutsch-Südwestafrika", S. 452.

[2]) omu- vor einem Völkernamen entspricht dem m- in Ostafrika, im Plural gebraucht man ova- (= wa-). Vergl. Anm. auf S. 9; Oshindonga ist die Sprache der Ovambo.

nur zur Regenperiode Wasser führt, die übrige Zeit des Jahres hindurch aber trocken ist; da dieser Ausdruck schon längst in die Reiseliteratur übergegangen ist, so wende ich ihn der Einfachheit halber überhaupt auf die sämtlichen periodischen Flüsse der Interessensphäre, wo deren Zahl Legion ist, an.*)

Die Omiramba Groß-Namalandes zeichnen sich von denen des Ost-Herero-, namentlich aber Ambolandes dadurch aus, daß die Bette jener gewöhnlich tiefer eingeschnitten sind, sich daher verhältnismäßig scharf von der Uferlandschaft abheben und meist — mit wenigen Ausnahmen — nur geringe Breiten haben, wogegen es in Amboland und überhaupt in der Kalaharidepression mitunter schon eines scharfen Auges bedarf, um einen Omuramba sicher als solchen erkennen zu können. Ferner ist das Bett der Omiramba, sowohl der Tafelberg- als der Gneißformation, im Winter tief sandig und vegetationslos, jenes des Ambolandes und der Kalahari dagegen dicht mit Gras bewachsen. Selbst zur Zeit der Regenstürme hat man sich einen solchen Omuramba keineswegs als einen von dessen Quellgebiet bis zur Mündung reichenden ununterbrochenen Wasserfaden vorzustellen; dieser Fall tritt im Gegenteil nur höchst selten ein. Gewöhnlich läuft der Fluß nur so lange an einer bestimmten Lokalität vorbei, als in dem Gebiete oberhalb derselben die Gewitter andauern; sowie sich dieselben verziehen, was oft schon nach ein oder zwei Tagen oder sogar schon nach ein paar Stunden eintritt, fällt das Wasser rasch und verläuft im Sande. Dr. Pechuel-Loesche hatte Gelegenheit, in Otjimbingue Zeuge eines solchen „Abkommens" des Tsoachaub zu sein, und da mir eine entsprechende Beobachtung fehlt, so lasse ich die Schilderung dieses Ereignisses in dessen eigenen Worten folgen: „Am 21. und 22. Oktober 1884", erzählt mein Gewährsmann, „entluden sich einige Wetter über der Wasserscheide des Tsoachaub und Nosob. Am 23., nachmittags 4 Uhr sahen wir zu Otjimbingue das Wasser im Flußbette herannahen, im großen etwa so wie Flüssigkeiten in Rinnsteinen von Städten. Kotig und dickflüssig von Staubmassen, Rindermist, Grasspreu, Blattwerk 2c. wälzt es sich zunächst über die tiefsten Stellen des Bettes, jedoch so schnell heran, daß übermütige Knaben sich nur in vollstem Laufe vor ihm halten konnten. Binnen einer Stunde strömte der Fluß an einer 220 m breiten Stelle 1,0 bis 1,5 m tief mit großer Gewalt bis zum nächsten Vormittag, fiel dann ein wenig, stieg aber nachmittags nochmals zu größerer Höhe und ließ dann stetig nach, so daß am 26. Oktober der Kotstrom aufhörte und nächsten Tages das Bett trocken lag wie zuvor. Um festzustellen, wie weit die bedeutenden Wassermassen gelaufen waren, folgten wir dem Bette. Es fanden sich überall nur

---

[1]) Ist das Flußbett sandig, so nennt es der Omuherero „Ondondu" (im Oshindonga Omulonga).

noch geborstene Schlammlagen. Am 31. Oktober erreichten wir zwischen Horobias und Diepdal, 80 km Wegs unterhalb Otjimbingue, das Ende der Spuren. Beim Eingraben an Stellen, über die das Wasser volle 60 Stunden hingelaufen war, ergab sich, daß die Sande nicht einmal 1 m tief durchfeuchtet waren." Das Wasser der größeren Omiramba Hererolandes erreicht durchschnittlich alle 10 Jahre einmal das Meer; so soll z. B. der Kuisib nur 1837, 1848, 1849, 1852, 1864, 1880 und 1885 bis nach Walfischbai gelangt, in den übrigen Jahren aber mitunter nicht einmal bis nach Otjimbingue vorgedrungen sein.

### Die Wasserstellen im Otavigebiet.[1])

Kalkhöhlen und unterirdische Gewässer sind auf der großen Hartmannschen Karte des Nordens noch an einer ganzen Reihe von Stellen westlich und nordwestlich von Outjo angegeben, und zwar durchweg nördlich von dem Gebirgszug, der den alten Weg von Outjo nach Otavi zur Linken begleitet. So ist eine Höhle im Kalk bei Awachab auf der Grenze zwischen den Bezirken Outjo und Grootfontein verzeichnet; südlich davon bei Aigab ein unterirdisches Wasserloch und östlich von beiden bei Owab eine unterirdische Höhle im Kalk mit Stalaktiten und Stalagmiten. Nicht weit westlich von diesem letzteren Platz liegt Hoais, das ich selbst besucht habe. Man hat eine gleich einer großen Arena rings geschlossene Einsenkung von länglicher Form, Durchmesser vielleicht 600 zu 900 oder 1000 Metern, vor sich, die am oberen Rande steil im Kalkfels einbricht, weiter nach unten zu aber ganz allmählich sich senkt und einen vollkommen flachen, wie zur Rennbahn geebneten Grund aufweist. Der Höhenunterschied zwischen dem oberen Kalkrand und der Sohle des Zirkus mag 10 m oder etwas darüber betragen. Exentrisch gegen Südwesten liegt ein tiefes Loch, das direkt in den kompakten Kalkfels hineinführt. Von allen Seiten laufen strahlenförmig stark ausgetretene Fußpfade darauf zu, als Beweis dafür, daß hier Wasser zugänglich ist. Die Buschleute erzählen, daß ein langer, vielfach geknickter, bald enger, bald weiter Schlot (also ähnlich wie in Gamkarob) zu dem Wasser führe und daß mehr als 40 Mann hintereinander in das Loch hinunter müßten, um sich einen Eimer Wasser von unten bis an die Oberfläche zureichen zu können. Offenbar ist auch dieser eigentümliche Kessel von Hoais durch einen Einsturz entstanden. Wie weit sich das unterirdische Wasser ausdehnt, darüber habe ich leider nichts in Erfahrung bringen können. Anderthalb Stunden südöstlich von Hoais liegt Guinas: gleichfalls ein tiefer wassergefüllter Einsturz. Der imposante Schlot, auf dessen Grunde das Wasser steht, ist nicht breiter, als daß ein kräftiger Arm einen Stein darüber hinwegwerfen könnte, die Länge des oval geformten Trichters

[1]) Dr. P. Rohrbach: „Deutsche Kolonialwirtschaft", Bd. 1, S. 105. (Buchverlag der „Hilfe" G. m. b. H., Berlin-Schöneberg.)


Herero-Frauen (Deutsch-Südwestafrika).

Herero-Frauen (Deutsch-Südwestafrika).

mag das doppelte Maß betragen. Vom oberen Felsrand bis zum Wasserspiegel schätze ich die Höhe auf 30 Meter oder etwas mehr. Die Tiefe des Wassers ist unbekannt; an einer Stelle, wo von oben herab gelotet werden konnte, gingen 80 Meter Leine ins Wasser, ohne daß man Grund fand. Oberleutnant (jetzt Hauptmann) Volkmann, damals Distriktschef von Grootfontein, hat 1903 die Messung angestellt, aber die vorhandene Leine reichte nicht weit genug. Die Wände des Einsturzes über dem Wasserspiegel sind zum größten Teil ganz oder beinahe senkrecht; nur von einer Seite ist es für einen geschickten Kletterer möglich, mit nackten Füßen zum Wasser herunterzukommen. Dort steigen die Buschleute der Umgegend, die einzigen eingeborenen Bewohner des ganzen Landes, südlich und östlich von der Etoscha-Pfanne, hinunter, um Wasser zu holen. Ein gelbbrauner Streifen an der Felswand bezeichnet diesen gefährlichen Kletterpfad. Die Füße und Hände der Buschleute, die hier wahrscheinlich seit Jahrtausenden zum Wasser gegangen sind, haben ihn im Laufe einer unbekannten, aber jedenfalls sehr langen Zeit ausgeprägt. Am Ostende der Wasserfläche sieht man zwei Höhlungen nebeneinander wie ein dunkles Doppeltor in das Innere des Kalkfelsens hineinführen. Mit einem kleinen Faltboot könnte man wahrscheinlich ohne Schwierigkeit in jene wassergefüllte unterirdische Fortsetzung des Beckens eindringen.

Von Guinas sind es 2½—3 Stunden nach Ostnordost zum Otjikoto-See. Auch dieser ist nichts anderes, als ein offener, wassergefüllter Einsturz im Kalk. Der Zugang ist bequemer; an einer Stelle können Ziegen und an einer anderen kann zur Not sogar Großvieh ans Wasser. Dort hatte die South-West-African-Company früher eine Tränkevorrichtung aufgestellt. Jetzt steht dort eine Dampfmaschine, die das Wasser nach der 18 km entfernten und mehr als 100 m höher gelegenen Mine von Tsumeb pumpt. Meist fallen die 15—20 m hohen hellen Kalkfelswände auch hier senkrecht zum Wasserspiegel ab. Der größere Durchmesser des Beckens beträgt 200—250 m, der kleine etwas weniger. Der Otjikoto-See macht mit seinen hellen Felsfarben, der hellblauen Wasserfläche und der grünen Umrahmung von kletternden Feigenbäumen, Kandelaber-Euphorbien und hohem dichtem Busch einen freundlichen Eindruck, während das Wasser in dem tiefen, düsteren Schlot von Guinas meist im Schatten liegt und fast schwarz aussieht.

Das Gebiet der unterirdischen Höhlungen setzt sich noch weiter nach Osten fort. Der letzte Platz dieser Art, den ich kenne, ist Gorogoab. — Das Loch bei Gorogoab ist so eng, daß nur ein schmächtiger Buschmann hineinkriechen kann, und es soll mehrere Minuten dauern, bis er mit dem Wasser wieder heraufkommt. Auch am Wege von Grootfontein über Gaub nach Tsumeb finden sich zahlreiche Karsterscheinungen: Ausspülungen und Höhlen im Kalk. Außerdem sind hier auch sogenannte geologische Orgeln häufig. Eine ziemlich große Tropfsteinhöhle liegt etwas

jenseits der Wasserstelle Nusib am Wege von Gaub nach Tsumeb. Zweifellos werden nähere Nachforschungen noch eine große Menge ähnlicher Vorkommnisse nachweisen.

Das Gestein, in dem alle diese Höhlungen liegen, der sogenannte Otavikalk, ist ein dunkler, harter Kalkstein von ganz unbestimmbarem Alter. Bisher haben sich keine Fossilien[1]) darin auffinden lassen. Wahrscheinlich ist es Urkalk. Auch das große Kupfererzlager von Tsumeb ist eine nachträgliche Ausfüllung eines glocken- oder domförmigen Hohlraums im Kalkgebirge mit kupferhaltigen Verbindungen.

## Das Klima [2])

Eine mittlere Wassermenge bedingt mittlere Klimaverhältnisse, und in der Tat ist das ausgezeichnete Klima von ganz Südwestafrika bis zum Kunene und Okavango herauf dem Europäer zuträglich.

Im Ambolande wird der Europäer allerdings zuweilen fieberkrank; doch sind ernste Schlüsse über die Unzuträglichkeit des Klimas daraus nicht zu ziehen. Am besten zeigt dies die Tatsache, daß etliche der finnischen Missionare dort schon 15 bis 20 Jahre mit Weib und Kind in guter Gesundheit leben.

Der Europäer kann überall im Freien arbeiten, nur muß er über Mittag eine Pause machen, die, je weiter nach Norden, desto länger sein muß. — Auch muß der Anzug entsprechend gewählt sein. Der Kopf muß bedeckt, der Nacken geschützt sein. Der weiße Mann muß sich hüten, zum Zweck der besseren Agilität die Oberkleider abzuwerfen oder in zu leichte Stoffe sich zu kleiden.

So hatte ein Mann der Truppe,[3]) der im bloßen Hemd gearbeitet hatte, sich eine Verbrennung der Arme und des Nackens durch die Sonne zugezogen. Die Haut war völlig rot gebrannt, und die Unvorsichtigkeit mußte mit etlichen Tagen Lazarett wieder wett gemacht werden.

Erkältungskrankheiten kommen leicht vor, gehen aber bald vorüber.

Der weiße Mann ist überhaupt auch in den weniger günstigen nördlichen Gebietsteilen widerstandsfähiger als der Eingeborene.

Man bekommt daher nur schwer Träger und Begleiter von den Bastards, Hottentotten oder Bergdamaras zu einer Expedition nach dem Norden.

In dem Tale des Nosob- und Fischflusses und von den im Kaokofelde lebenden Zwartbooi-Hottentotten sterben jährlich viele Eingeborene am Fieber.

Das Klima wird ja wesentlich durch die Temperaturverhältnisse bedingt, deren Durchschnitt sich im großen und ganzen europäischen

---

[1]) Versteinungen.

[2]) H. v. François: „Nama und Damara", S. 49.

[3]) d. h. der Schutztruppe.

Sonnentemperaturen anpaßt, obgleich die Unterschiede zwischen Tag- und Nachttemperatur, zwischen Sonne und Schatten, oft enorm sind.

Aber die Abkühlungen während der Nacht machen dem Europäer die durch die geographische Breite bedingte hohe Temperatur erträglich, desgleichen die außerordentlich trockene Luft, die die lästigen Folgen der Schweißbildung mit ihren Erkältungsgefahren durch alsbaldiges Aufsaugen jeglicher durch die Haut kommenden Feuchtigkeit abwendet.

Unangenehm empfindet auch der Weiße das konstante Steigen der Temperatur während der Tagesstunden.

Ein gewaltiger Unterschied ist allerdings zwischen der Temperatur im Schatten und in der Sonne.

Im September desselben Jahres, also auch in der kalten Zeit, habe ich in Tsaobis im Schatten 29 ° C., in der Vollsonne 59 ° C beobachtet.

Im Juni und Juli, den kältesten Monaten, kommt es vor, daß man in der Sonne von der Hitze stark belästigt wird, während man im Schatten Frostempfindungen hat.

Durch die enormen Wärmeunterschiede sind auch vielfach die Zerklüftungen und Geröllformationen des Gesteins zu erklären, welches infolge der starken Hitze oft mit lautem Knacken und Knallen zerplatzt.

Die direkte Einwirkung der Sonnenstrahlen erhitzt die Gesteine derart, daß man schleunigst die Finger zurückzieht, wenn man unvorsichtigerweise einen Stein berührt hat.

Desgleichen muß man sich mit dem Gebrauch von eisernen Instrumenten sehr in acht nehmen, da die Berührung der erhitzten Eisenteile leicht Brandwunden nach sich zieht. Auch brennt der heiße Boden durch die Stiefelsohlen hindurch, wenn man lange auf einem Punkt stehen bleibt.

Dahingegen zeigt in diesen Monaten das Thermometer zur Nachtzeit oft —7 bis —9 ° C. Sogar im Monat Oktober kommen noch Nachtfröste vor, und es ist zuweilen den Ansiedlern das schon sprossende Korn auf dem Halme erfroren.

Die wärmsten Monate sind der Dezember und Januar. Trotzdem hier das Thermometer zuweilen sehr hoch steigt, sind die Unterschiede in der Temperatur weniger bedeutend und fühlbar, als in der kalten Jahreszeit, weil die Nächte weit weniger kalt sind.

Das absolute Maximum im Schatten beträgt in den wärmsten Monaten bis +38 ° C. und in der Nacht das absolute Minimum bis +15 ° C.; in den kältesten Monaten ca. +28 ° C. Maximum, und bis ca. —9 ° C. Minimum.

Die Länge der Tage und Nächte ist im allgemeinen unseren Zeitverhältnissen entgegengesetzt; im Juni und Juli sind die kürzesten, im Dezember und Januar die längsten Tage. Der längste Tag in Windhoek betrug nach meiner Beobachtung 13 Stunden 35 Minuten, der kürzeste Tag 10 Stunden 39 Minuten.

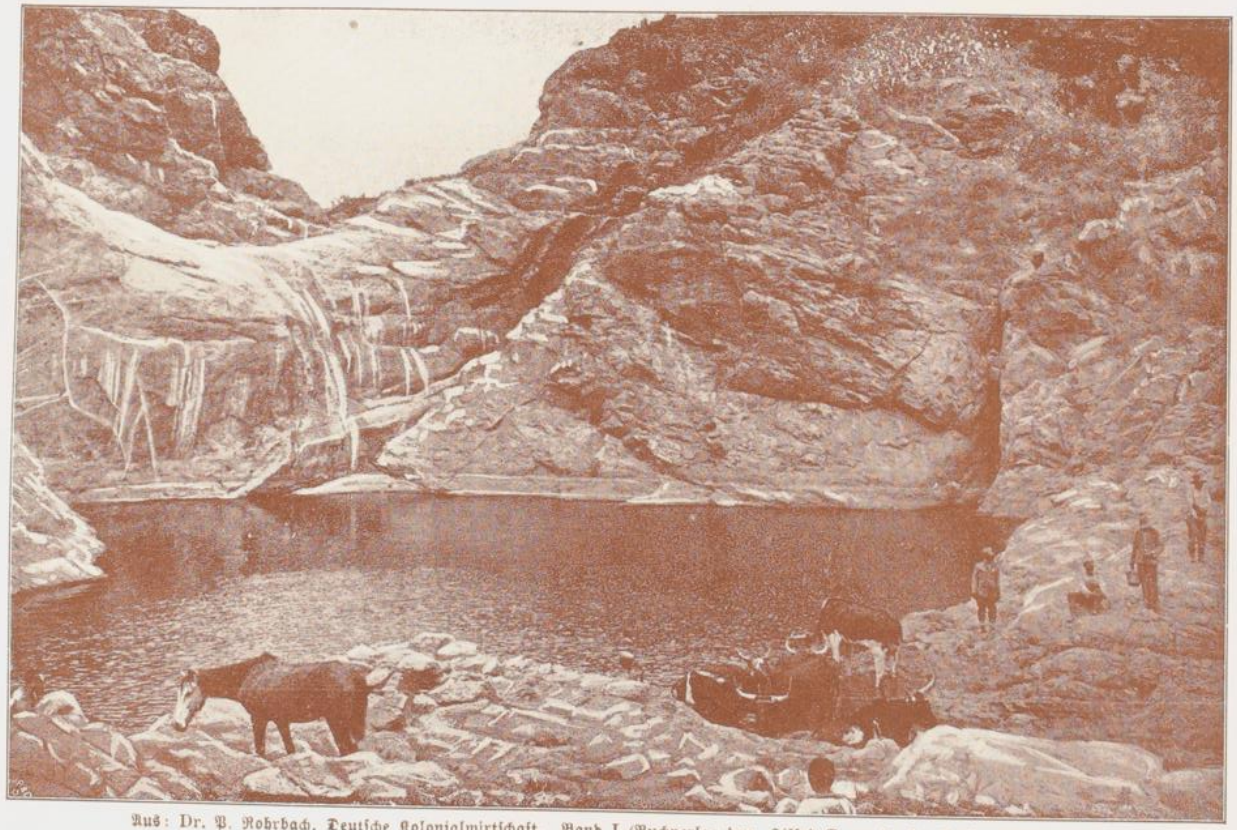
So kurze Tage, wie unsere Dezembertage, und so kurze Nächte, wie unsere Julinächte kommen nicht vor. Zwischen 6 und 7 Uhr geht die Sonne unter und frühestens zwischen 5 und 6 Uhr wieder auf. Zum Abendbrot mußten wir um 7 Uhr stets Licht brennen. Es fehlt eben die Uebergangsbeleuchtung, die Abend- und Morgendämmerung; ebenso plötzlich und herrlich, wie die Sonne in ihrer ganzen Pracht am Horizont erscheint, so plötzlich strahlt sie auch ihre oft recht drückende Wärme aus, die ebenso schnell abends in herbe Kälte umschlägt.

## Die Regenzeit.[1])

Wahrhaft tropisch kann man die Niederschläge nennen, welche die Wolken in einer guten Regenzeit über den Hochländern des Innern entladen. Dann ist der Himmel im Januar und Februar mit großer Regelmäßigkeit an den Vormittagen klar und von reiner, tiefer Bläue. Gegen 11 Uhr zeigt sich weißliches Haufengewölk, das immer mehr an Ausdehnung zunimmt. Hat der Wind einen oder mehrere Tage aus nördlicher Richtung geweht, so ballen sich nach der Mittagszeit die Wolken dichter zusammen, bis schließlich eine dunkle Wand den nördlichen und östlichen Horizont bedeckt. Gegen 2 Uhr nachmittags ertönt gewöhnlich der erste Donner, denn die meisten Güsse dieses Landes sind von elektrischen Entladungen begleitet. Dann erwacht der Gewitterwind, und indem er über das Thal dahinbraust, bringt er eine plötzliche Kühle mit sich. Und nun dauert es nicht mehr lange, dann sieht man, wie die schwarze Wand heranrückt, eine Höhe nach der anderen in ihren Schleiern verbergend. Noch einige Minuten, und es prasselt los mit einer Gewalt, von der man sich bei uns keinen Begriff machen kann. Die ungeheuren Tropfen folgen sich oft mit solcher Geschwindigkeit und Stärke, daß es nicht möglich ist, Häuser oder Bäume, die weiter als 50 m entfernt sind, zu erkennen. Dabei verursachen die niedergießenden Wassermassen ein Prasseln und Tosen auf den Dächern, daß man die Stimme zu einem lauten Geschrei erheben muß, um sich verständlich zu machen, und daß das Rollen des Donners zeitweilig von dem Lärmen des Regens vollständig übertönt wird. Draußen kommen nicht allein die Flüsse unter lautem Getöse herangejagt, sondern von allen Anhöhen und Abhängen stürmen im Augenblick entstandene Bäche herab, Wege und Kraalwände zerreißend, sich neue Thäler grabend und hie und da einen sich entgegenstellenden Baum entwurzelnd. Wen aber sein Unstern im Freien von einem solchen Tropenregen überrascht werden läßt, der ist binnen drei Sekunden bis auf die Haut durchnäßt, denn kein Schirm ist im stande, diese herabschießenden Wasserstrahlen abzuhalten.

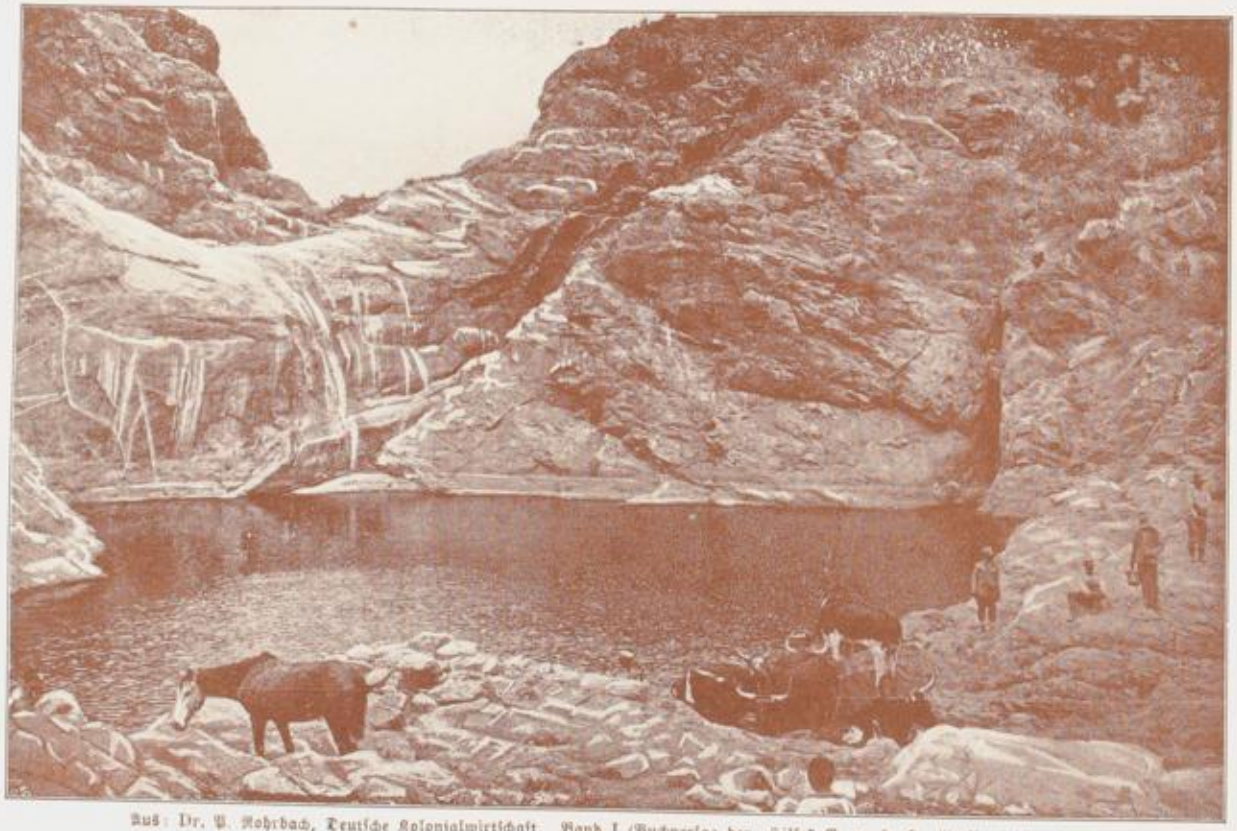
---

[1]) Dr. K. Dove: „Südwestafrika", S. 167 bis 169.



Aus: Dr. P. Rohrbach, Deutsche Kolonialwirtschaft. Band I (Buchverlag der „Hilfe" G. m. b. H., Berlin-Schöneberg).

**Wasserstelle Zaris** (Deutsch-Südwestafrika).



Aus: Dr. P. Rohrbach, Deutsche Kolonialwirtschaft. Band I (Buchverlag der „Hilfe" G. m. b. H., Berlin-Schöneberg).

**Wasserstelle Zaris** (Deutsch-Südwestafrika)

Nach kurzer Zeit verziehen sich die Regenwände, um an den hohen Gebirgen noch längere Zeit zu haften, bisweilen aber kehren sie mehrfach an einem Tage wieder und in einer besonders nassen Zeit kann es vorkommen, daß sie sich in einen ergiebigen Landregen verwandeln, der zwölf Stunden und darüber anhält. Noch prächtiger aber als die dunkle Glut, in der nach einem Regentage die Sonne untergeht, ist das ununterbrochene elektrische Feuer, das bisweilen abends die Höhen ringsum erhellt und das auf kurze Zeit das ganze Land taghell erleuchtet. Wie eine Geistererscheinung tauchen überall am Horizont die Berge vor dem blauen Leuchten auf, um erst nach Stunden wieder gänzlich in der Finsternis zu versinken. Rabenschwarz sind wieder andere Nächte in dieser Zeit, und nun treten Laternen der verschiedensten Form und Größe in ihr Recht, denn auch in dieser Zeit der langen Tage beginnt die volle Dunkelheit bald nach 7 Uhr, und wen sein Weg dann noch ins Freie führt, der wird nur ungern ohne Licht gehen, da gerade jetzt schleichendes und kriechendes Getier aller Art in Gras und Gebüsch sein Wesen treibt.

### Zwei merkwürdige Gewächse der Küstenregion des Hererolandes.[1])

Zwei Gewächse der in der Nähe des Ozeans sonst überaus sterilen Namib fesseln namentlich unsere Aufmerksamkeit: es sind diese die Welwitschia mirabilis Hook. und die nicht minder interessante Acanthosicyos horrida Welw. Die erstere, die Welwitschia, aus Abbildungen und Beschreibungen genügend bekannt, kommt auf der Namib bis nach Hailguinchab zerstreut in zahlreichen Exemplaren vor; der gegen allzuscharfe Erwärmung und daran resultierende übermäßige Verdunstung durch eine dicke Korkschicht wohl geschützte „Stamm" steckt meist vollständig im Sande, während die in Längsstreifen zerschlitzten, bis 3 m langen Blätter in oft wunderlichen Verkrümmungen dem Sande aufliegen. Der nächst nördlich bekannte Standort der Welwitschia ist das Kap Negro, südlich der portugiesischen Stadt Mossamedes, von wo sie Welwitsch 1860 nach Europa sandte.

Die Naras (Acanthosicyos horrida), ein zu der Familie der Cucurbitaceen[2]) gehöriges Gewächs, ist ebenfalls erst durch Welwitsch der wissenschaftlichen Forschung zugänglich gemacht worden, obwohl sie längst vor ihm schon von Kapitän Alexander (der sogar die Frucht trefflich abgebildet hat), von Andersson und Galton beobachtet und beschrieben worden war. Ihr Verbreitungsbezirk scheint sich von Sandwichhafen bis zum Kap Negro hinauf zu erstrecken, wie aus den Berichten Anderssons hervorgeht, der ihr Vorkommen bis Kap Croß und in der großen Fischbai erwähnt. Nach Th. Hahn soll die Naras auch am

[1]) Dr. H. Schinz: „Deutsch-Südwestafrika", S. 466—68.
[2]) Kürbisgewächse.

Oranjefluß sich vorfinden, doch dürfte sie dort, wenn diese Beobachtung überhaupt auf Tatsachen beruht, wohl nur angepflanzt sein, da sie sonst südlich von Sandwichhafen noch nicht gefunden worden ist.

Die A. horrida bildet kugelige, 1 bis 1½ m hohe Konglomerate vielfach verzweigter, biegsamer, blattloser Zweige, die mit paarig gestellten Dornen besetzt sind. Die Wurzel ist dick und reicht durch den lockeren Dünensand bis zum Spiegel des unter dem Sande durchsickernden Grundwassers hinab. Die Früchte erreichen die Größe einer Pompelmuse und ein Gewicht von über ein Kilogramm; sie sind eßbar und bilden die Hauptnahrung der um Walfischbai und Sandwichhafen hausenden Topnaarnation.[1])

### Vegetation und Tierwelt der Hochsteppe.[2])

Hell und klar lag der Morgen über dem Hochlande, dessen ebene Flächen im fernen Nordosten durch die schroffe Kette der Khousberge abgeschlossen wurden und dessen Grasflur im Morgenwinde wogte wie ein endloses Kornfeld. Die Aehnlichkeit mit einem solchen ist in der That überraschend, da das Gras gegen das Ende der Regenzeit gelb wird und so einem von der Natur selbst geschaffenen Heu gleicht. Denn der mehr durch die Lufttrockenheit, als durch die Wirkung von Sonnenlicht und Strahlung hervorgerufene Austrocknungsvorgang raubt den Halmen nicht ihren Nährwert für das Vieh; man kann das gelbe Gras der Hochsteppen in keiner Beziehung mit der verbrannten Pflanzendecke schlecht gepflegter Rasenplätze und Wiesen vergleichen. Eigentümlich nehmen sich in der Ebene die zahlreichen Milchbüsche aus, Euphorbien mit ungezählten Stengeln und Aestchen. Außer ihnen erblickt man fast nur Hanna- oder Seifensträucher inmitten der Grasflächen, deren Asche den Eingeborenen bei der Seifenbereitung unentbehrlich ist.

Auf dieser Hochsteppe ist das größere Wild häufiger sichtbar, als in den dichten bewachsenen Bergländern. Schon bald nach unserem Aufbruch zeigten sich in der Ferne hunderte von Springböcken, und bei einer Wendung des Weges um eine niedrige Erdwelle sprang ein aufgescheuchtes Rudel empor, um in rasender Eile zu fliehen. Es ist ein prächtiger Anblick, wenn die schlanken Tiere, die an Größe einem kleinen Hirsch gleichkommen, sich in Trab setzen und wenn dann alle Augenblicke einige sich in die Luft schwingen, um im weiten Bogen einen Sprung auszuführen, den ihnen selbst ein gutes Pferd so leicht nicht nachtut. Dabei richten sich die glänzenden Rückenmähnen über dem braunen Fell empor, und der Trab wiederholt sich, bis ihn wieder einige riesige Sprünge ablösen.

---

[1]) Ein Hottentottenstamm.

[2]) Dr. K. Dove: „Südwestafrika", S. 27.

## Die Termite.[1])

Die Termiten sind eine Ameisenart,[2]) die sich besonders häufig im tropischen Amerika und Afrika findet. Sie leben gesellig in großen Kolonien. Die „Soldaten" besorgen die Verteidigung, die „Arbeiter" den Bau des gemeinschaftlichen Nestes und die Pflege der Brut. Die „Königin" zeichnet sich durch ganz außerordentlich entwickelten Umfang ihres Hinterleibes aus. Die Termiten bauen aus Lehm und Sand, mit Speichel gemischt, zuckerhutförmige, gemeinschaftliche Wohnungen. Solche Termitenhügel sind oft bis fünf Meter hoch und so hart, daß sie dem stärksten tropischen Regen widerstehen und nur mit Hacken und Brecheisen zerstört werden können. Den Menschen sind die Termiten sehr lästig und schädlich. Sie unternehmen nächtliche Wanderungen, dringen in die Häuser ein und zerstören hier namentlich alle Holzteile (Balken, Möbel, Kisten, Gerätschaften). Dabei höhlen sie aber nur das Innere aus und schonen die Oberfläche, so daß schließlich anscheinend unversehrte Gegenstände bei leichter Erschütterung zusammenstürzen. Sie fressen auch gern an der Wand hängende Kleidungsstücke, Gardinen, Handtücher an. Und nimmt man diese am Morgen von der Wand, so zerfallen sie in einzelne Stücke. Ich habe es erlebt, daß sie ein ganzes Regal mitsamt den Büchern ausgehöhlt hatten. Die Bücher standen schön in Reih und Glied aufgebaut. Da stieß zufällig eine ungeschickte Hand an eines derselben, und sämtliche Bücher fielen in sich zusammen.

Wie oft kam es vor, daß wir eine schwere Kiste heben wollten; das ging auf einmal so leicht. Wir hoben die Kiste, der Boden gab nach und war mitsamt dem Inhalt aufgefressen. Hinter Bilder nagelt man gewöhnlich Blech, um sie zu schützen. Jedoch viel nützt es auch nicht. Die Termiten bauen Röhrchen darum herum und marschieren in ihnen entlang, bis sie zu der einmal beabsichtigten Stelle kommen. Auf diese Weise erreichen sie auch von der Wand entfernt stehende Gegenstände. Das Sicherste gegen diese Plage ist Zement, weil sie ihn nicht durchdringen können; sind sie aber einmal in einem Hause drin, so müssen sämtliche an der Wand stehende Gegenstände täglich untersucht werden. Findet sich irgendwo eine Termitenstraße, dann spritzt man mit Petroleum; das vertreibt sie wenigstens auf längere Zeit, bis sie eben an einer anderen Stelle wieder zum Vorschein kommen.

---

[1]) Marg. v. Eckenbrecher: „Was Afrika mir gab und nahm", S. 112. (Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin.)

[2]) Die Termiten sind, naturwissenschaftlich betrachtet, anderen Insekten näher verwandt als den Ameisen. Weil sie aber wie diese ein geordnetes Staatswesen besitzen, das aus geflügelten Männchen, wenigstens anfangs geflügelten Weibchen und ungeflügelten Tieren, den Soldaten und Arbeitern, besteht und diese letzteren wegen ihres Aussehens auch weiße Ameisen heißen, werden sie gewöhnlich für eine Ameisenart gehalten.

## Der physische Typus der Herero.[1])

Das von der Hererorasse in Anspruch genommene Gebiet wird im Süden von einer von Olifantskloof über Gobabis und Otjizeva nach Otjimbingue gezogenen und durch den Lauf des Tsoachaub bis zu dessen Mündung in den atlantischen Ozean fortgesetzten Linie, im Westen, abgesehen von der schon früher erwähnten Topnaar-Enclave, vom atlantischen Ozean, und im Norden endlich von einer von Cape Croß über die dem Omambonde-Becken zugewendeten Ausläufer des Omuweroumwe nach Olifantskloof tracierten Linie begrenzt. Die Ovaherero bezeichnen ihr Land mitunter als „Uuherero"; für unseren Gebrauch ist die Benennung Hereroland dem von Engländern und Holländern eingeführten Ausdruck „Damaraland" unbedingt vorzuziehen.

Hinsichtlich ihres physischen Typus schließt sich die Hererorasse eng an den der übrigen südlichen Bantuvölkern an, was in dieser Beziehung von diesen gilt, kann auch im vollem Umfang für jene bestätigt werden. Der dolichocephale und nur schwach prognathe Schädel ist schmal und lang, die Stirne meist hoch und gewölbt, die Nase nicht abgeflacht, wie bei den Hottentotten, sondern hervortretend und bald sanft, bald scharf gekrümmt. Wohl sind auch bei den Ovaherero die Backenknochen hervortretend, ohne jedoch, wie bei der Hottentottenrasse, den größeren Teil der Gesichtsfläche zu okkupieren; bei mehr oder weniger spitzem Kinn sind die Lippen aufgeworfen, aber ohne sich zu Wülsten auszubilden. Das tiefschwarze Haar ist wollig, vermag jedoch mit der Zeit in bis 1 m lange weite Strähne auszuwachsen; der Bartwuchs ist spärlich und gewöhnlich auf das Kinn beschränkt, seltener auch auf die Backen ausgedehnt. Die übrigen Körperteile sind mit Ausnahme der Hand- und Fußsohlen — wie ich im Gegensatz zu Friedr. Müller berichten muß — dicht mit starkem Flaum überkleidet. Die Vorderarme sind oft auffallend lang, Hände und Füße knochig und groß; die kräftige Muskulatur tritt namentlich an den Schenkeln deutlich zu tage, und verleiht der ganzen Erscheinung, die in der Größe dem Durchschnittsmaß des Norddeutschen wenig nachsteht, einen nicht unschönen Ausdruck. Die Hautfarbe nähert sich der des gekochten Kakao, doch soll nach Angaben von Missionaren die Färbung der Ovambandjeru häufig in ein leichtes Braunschwarz überspielen; ich selbst habe jedoch diesen Unterschied nicht bemerken können. Bei großen Anstrengungen, wie Dauerlaufen und Tanzvergnügen, ist die Schweißabsonderung eine außerordentlich starke und von einem säuerlich unangenehmen Geruche begleitet. Gesicht und Gehör sind unleugbar schwächer als bei der Hottentottenrasse entwickelt, in Körperstärke und Ausdauer im Laufen und Tragen 2c. sind sie dieser aber wiederum weit überlegen.

---

[1]) Dr. H. Schinz: „Deutsch-Südwestafrika", S. 146 u. S. 147.

## Die gesellschaftlichen Verhältnisse der Ovambo.[1])

Die Stämme der Ovambo teilen sich ähnlich wie die der Ovaherero in eine Anzahl von Gruppen, letztere bezeichnen diese Gruppen als omaande, erstere als omasimo. Der Unterschied besteht aber nur im Namen, in Bedeutung und Satzungen dagegen stimmen beide in der Hauptsache überein.

Bei den Ovambo habe ich nur zwei omasimo ihrer Existenz und ihrem Charakter nach feststellen können, nämlich die der ekuanakamba, der Adeligen, und die der ekuananime, der Priester; das Volk, das sich nicht einer dieser zwei leicht auseinander zu haltenden Gruppen zuteilen läßt, gehört zum Plebs; ob innerhalb des letzteren zur Zeit noch weitere „omasimo"-Einteilungen stattfinden, ist mir zwar unbekannt, aber auch unwahrscheinlich, da ich trotz vielfacher bezüglicher Bemühungen nie die leiseste Andeutung darüber erhalten konnte.

Die esimo[2]) ekuanakamba bezeichnete ich als die der Adeligen, da aus dieser allein die Häuptlinge hervorgehen können, und zwar ist auch hier wie bei den Ovaherero nur die Deszendenz in mütterlicher Linie maßgebend. Die Glieder der ekuanakamba erfreuen sich in jeder Hinsicht einer bevorzugten Stellung gegenüber dem Plebs. Sie tragen als äußerliches Zeichen ihrer hohen Abstammung fast allgemein die „ombucha", jene bereits früher erwähnte flache Schneckenschale. Sie allein haben das Recht, jederzeit vor dem Könige zu erscheinen. Wählt sich ein Omuambo,[3]) sei er von Adel oder nicht, ein Mädchen aus der esimo ekuanakamba zur Frau, so ist er gezwungen sich mit dieser zu begnügen und folglich in Monogamie zu leben; eine Ausnahme von dieser äußerst strenge beobachteten Regel ist einzig dem Häuptlinge gestattet. Stirbt dem Ehemann seine aus der esimo ekuanakamba stammende Frau, so darf er zwar wieder weitere Ehen eingehen, aber nur mit Mädchen aus der Gruppe der Nichtadeligen, mit den Adeligen dagegen ist für ihn in der Folge gesetzlich jede Verbindung ausgeschlossen. Eine weitere, den Adeligen zukommende Vergünstigung besteht darin, daß ein Omukuanakamba, über den der Häuptling das Todesurteil ausgesprochen hat, nicht erdrosselt, sondern erschossen wird, infolgedessen sein Leichnam auch nicht den Schakalen und Hyänen zum Fraß anheimfällt, sondern an Ort und Stelle verbrannt wird, eine Rücksicht, die nicht einmal den Weißen gegenüber geübt wird.

Eine nicht minder geachtete Stellung als die esimo ekuanakamba behauptet die der ekuananime; wie jene Trägerin des Königtums ist, so ist diese Trägerin der Priesterwürde. Diese esimo soll noch vor

---

[1]) Dr. H. Schinz: „Deutsch-Südwestafrika", S. 303 bis 305.
[2]) Sing. von omasimo.
[3]) Singular von Ovambo.

einem Dezennium in sämtlichen Stämmen vertreten gewesen sein, und die Priester sollen eine solche Macht besessen haben, daß die Häuptlinge, vielleicht aus Furcht, es möchten ihnen mit der Zeit aus denselben gefährliche Prätendenten entstehen, auf Entfernung der Angehörigen dieser esimo drangen und zwar mit solchem Erfolge, daß wir zur Stunde nur noch einen kläglichen Rest in den nördlichen Stämmen Evale, Ehanda 2c. vorfinden. Im Süden ist an die Stelle des Priesters, der ehemals sämtliche religiöse Zeremonien zu leiten hatte, ähnlich wie im Hererolande, der pater familias getreten, und nur bei sehr wichtigen, das allgemeine Wohl betreffenden Vorgängen oder Wünschen wird durch eine feierliche Gesandtschaft der Rat der in den Norden zurückgedrängten Ovakuananime geholt. Dies ist namentlich dann der Fall, wenn es sich nach langer, anhaltender Dürre um Einholung des Regens handelt, der nach den Ansichten der Ovambo im Besitze der Ahnen der Ovakuananime (im Otjiambo aasisi oder Ovasisi genannt) ist, oder auch, wenn irgend ein geheimnisvoller Zauber vorgenommen werden soll.

## Charakter der Hottentotten.[1])

Wie man sich bei uns den Hottentotten gern als den Ausbund aller Häßlichkeit vorstellt, so denkt man sich ihn auch als den Typus des psychisch auf niederster Stufe stehenden Menschen; und zu diesem Zerrbilde haben leider einzelne Missionare keineswegs den geringsten Teil beigetragen, wie sich der Leser leicht an der Hand von Missionsberichten überzeugen kann. So große Fehler auch der Hottentotte hat, so groß sind doch auch wieder seine Vorzüge, die ihn weit über seine dunkler gefärbten Nachbarn emporheben. Der Hottentotte ist in jeder Beziehung gefällig; und seine Bereitwilligkeit dem Bedrückten und Hülfsbedürftigen beizustehen, beinahe unerschöpflich. Die Gastfreundschaft, die er dem Besucher anbietet, ist unbegrenzt, mag aber allerdings weniger dem Bedürfnisse, überhaupt Gutes zu thun, entspringen, als dem Gedanken, selbst einmal in die Lage zu kommen, die Hülfe des nun bei ihm Anklopfenden in Anspruch nehmen zu müssen. Er teilt jeden Bissen und jede Pfeife Tabak mit seinem Nächsten, verlangt aber auch von diesem wiederum dieselbe Behandlung; Geiz und Habsucht sind ihm im großen und ganzen fremd. Diesen Tugenden stehen aber große Fehler entgegen: Wankelmut, ja sogar Treulosigkeit, die Sucht, stets den großen Herrn, den „Grootmann", zu spielen und ein verderblicher Hang zu geistigen Getränken wie zu Unzucht. Die Folgen der beiden letzten Laster sind es, die den Hottentotten rasch dem unabwendbaren Untergange entgegengeführt haben; der Branntwein hat ihre Rinder und Kleinviehherden verschlungen, Krankheiten die Kinderzahl verringert und die Rasse überhaupt geschwächt.

[1]) Dr. H. Schinz: „Deutsch-Südwestafrika", S. 81 u. 82.

Bei dem weiblichen Geschlechte ist die Eitelkeit und der damit verbundene Nachäffungstrieb stark hervortretend; sie lieben es, sich mit möglichst bunten Tüchern zu schmücken, wissen aber doch sehr wohl das haltbare, gute Material von dem schlechteren, wohlfeileren zu unterscheiden. In noch höherem Maße als den übrigen südafrikanischen Eingeborenenrassen eignet ihnen eine große Fähigkeit, fremde Sprachen zu erlernen, ja die Eitelkeit veranlaßt sie sogar, eine solche der eigenen Muttersprache vorzuziehen, und nicht selten kann man Zeuge sein, wie sich Hottentotten untereinander ohne Grund auf holländisch unterhalten. Sie sind große Freunde der Musik, und was der Missionar bei den Ovaherero oder den Ovambo umsonst anstrebt, nämlich einen reinen Chorgesang, gelingt ihm bei den Kindern der Hottentotten unschwer. Oft ist man über die scharfe und logische Denkungsweise der Leute erstaunt, wie sie auch trotz der scheinbar unbehülflichen Sprache im allgemeinen gute und logisch denkende Redner sind, was bei Gelegenheit von Ratssitzungen z. B. ganz besonders zu Tage tritt.

Das Alter wird in hohem Maße geehrt, wie denn auch die Jugend stets und gern auf den Rat der ergrauten Männer hört, denen überhaupt bei jeder Gelegenheit der Vortritt gelassen wird. Im Hause ist die Frau unbeschränkte Herrin, sie sitzt zur Rechten des Hausherrn, und ohne ihre Erlaubnis darf dieser weder einen Schluck Milch noch einen Bissen Fleisch zu sich nehmen. Diese thatsächliche Herrschaft des Weibes innerhalb der Hütte spricht sich schon in der Bezeichnung „Taras" aus, die der Ehefrau beigelegt wird, indem, wie Theophil Hahn dargethan hat, Taras von ta, erobern herzuleiten ist.

Wohl erkennt der Hottentotte rückhaltlos an, daß ihn der Branntwein moralisch und ökonomisch ruiniert hat, aber getragen von dieser Erkenntnis verachtet er auch den Europäer als die indirekte Ursache dieses Niederganges und läßt ihn diese Verachtung mit besonderer Vorliebe fühlen.

### Die Buschmänner.[1])

Ab und zu bekam ich wohl den einen oder anderen zu Gesicht. Sie haben sich scheu in die Kalahari zurückgezogen und leben hauptsächlich von der Jagd. Sie sind äußerst bedürfnislos, besitzen selten oder niemals Vieh und durchziehen die Kalahari. Ihrer Gewalttaten und Räubereien wegen sind sie sehr gefürchtet.

Die Weiber der Buschleute ziehen des Morgens vor Sonnenaufgang ins Feld mit kleinen, harten Kürbisschalen als Wassergefäßen. Dann saugen sie in einem Grashalm die Tauperlen auf, die auf Gräsern und Büschen liegen und sammeln sie in ihren Schalen als Trinkwasser für den Tag. Dies geht unglaublich schnell, und im Umsehen ist ein Gefäß gefüllt.

---

[1]) Marg. v Eckenbrecher: „Was Afrika mir gab und nahm", S. 89. (Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin.)

Ist man in der Kalahari auf Jagd und glaubt sich ganz allein in der endlosen Wüste, dann taucht plötzlich hier und da ein Kopf auf. Stunden- und tagelang folgen sie dem Jäger; wie aus dem Boden gewachsen stehen sie vor ihm. Sowie der Schuß gefallen, huschen sie von allen Seiten herbei, nehmen das verendete Wild aus und tragen es nach dem Lager. Erst aber müssen sie sich durch lange Beobachtung überzeugt haben, daß man in freundlicher Absicht zu ihnen kommt. Schnell und sicher senden sie den todbringenden Pfeil vom Bogen. Die Pfeile bestehen aus dünnem Rohr mit einer abnehmbaren langen Spitze aus Knochen, an der eine dickklebrige Masse sitzt, das Gift. Damit sie sich nicht selber verletzen, haben sie die Spitze so dünn gemacht, daß sie den Pfeilschaft für sie als Futteral benutzen. Da steckt sie sicher. Die Jäger können sich an ihr nicht verletzen, das Gift bleibt unversehrt. Erst in dem Augenblick, da sie das Wild erspähen, reißen sie blitzschnell einen Pfeil aus dem sackartigen Lederköcher, ziehen die Spitze heraus und stecken sie darauf.

Das getroffene Tier läuft oft noch große Strecken weit fort. Durch das Gift schwillt aber die verwundete Stelle so sehr an, daß die Tiere sich schließlich nur noch langsam bewegen können. Dann werden sie eingeholt, im Umsehen getötet und zerlegt. Das Fleisch, das bereits vom Gifte durchdrungen ist, wird sorgsam herausgeschnitten und fortgeworfen.

Die Sprache der Buschleute ist keiner anderen vergleichbar. Das zischt und lispelt und schnalzt; sie läßt sich nicht beschreiben.

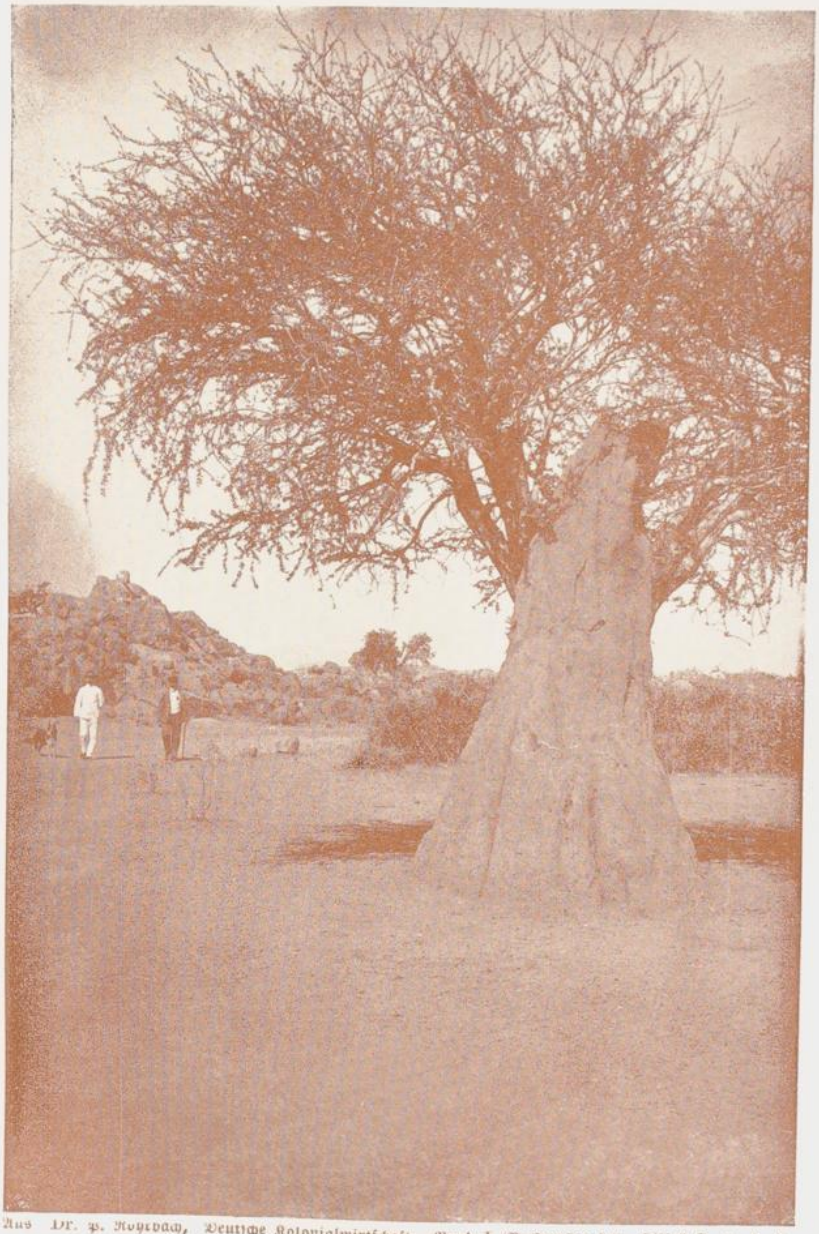
Mein Mann war gut Freund mit ihnen, als er auf den einsamen Grenzstationen Otjituo und Okatjeru saß. Oft sah er ihren Tänzen zu bei Neumond um hochaufprasselnde, gewaltige Feuer. Dann schmückten sie sich mit den Gehörnen des Steinbocks oder banden sich den großen, krummen Schnabel des Pfeffervogels vor die Stirn. Und wie die Teufel, die einen satanischen Höllentanz aufführten, so sprangen und hüpften die wunderlichen Kerle in ihren grotesken Bewegungen ums Feuer.

## Zwei Fabeln der Hottentotten.[1])

### Der Schakal entrinnt.

Der Schakal wohnte allein. Da geschah es, daß zwei Löwen in das Haus des Schakals gingen, ihm aufzupassen, wenn er abends von der Jagd zu seinem Hause zurückkehre. Allein der Schakal verweilte sehr lange, bis er mit seinem Fleische heim kam. Bei seiner Annäherung überfiel den Schakal eine Ahnung, ein Schauer, und er dachte: da ist irgend etwas nicht ganz sauber in meinem Hause. Als er noch ziemlich fern war, aber langsam auf die Vorderseite seines Hauses zuschritt, rief er: „Mein Haus, mein Haus!“ Aber niemand antwortete. So rief er abermals: „Mein Haus, mein Haus!“ Doch

[1]) A. Seidel: „Geschichte und Lieder der Afrikaner“, S. 133.



Aus Dr. P. Rohrbach, Deutsche Kolonialwirtschaft. Band I (Buchverlag der „Hilfe" G. m. b. H., Berlin-Schöneberg).

Termitenbau (Deutsch-Südwestafrika).

niemand antwortete. Da sagte der Schakal: „O, was ist denn meinem Hause geschehen, das es nicht antwortet? Oi, Oe—he! — Da ist sicher etwas in meinem Hause!" Und er rief wiederum: „Mein Haus, mein Haus!" Da antwortete einer der Löwen: „Oe—he!" und der Schakal sprach: „Xa! (hör doch), hat ein Haus jemals geantwortet?" Und er entfloh.[1])

### Der Ursprung des Todes.

Es wird erzählt, daß der Mond einst ein Insekt zu den Menschen sandte und sprach: „Gehe hin zu den Menschen und sage ihnen: Wie ich[2]) sterbe und sterbend lebe, so werdet auch ihr sterben und sterbend leben." Das Insekt machte sich auf mit der Botschaft. Unterwegs aber wurde es vom Hasen angehalten, welcher frug: „Wohin des Wegs?" Das Insekt sagte es ihm.[3]) Darauf sprach der Hase: „Du bist ein schlechter Läufer, laß mich hingehen." Mit diesen Worten lief er davon, und als er zu den Menschen kam, sprach er: „Wie ich sterbe und sterbend zu Grunde gehe, so werdet ihr auch sterben, und es wird gänzlich aus mit euch sein." Dann kehrte der Hase zum Mond zurück und berichtete ihm, was er den Menschen gesagt hatte. Der Mond machte ihm heftige Vorwürfe und sprach: „Wie kannst du es wagen, den Leuten etwas zu sagen, was ich dir nicht aufgetragen habe." Mit diesen Worten ergriff er ein Stück Holz und schlug ihn auf die Nase. Seitdem ist des Hasen Nase gespalten.

### Wirtschaftliche Bethätigung der Herero.[4])

Die Hereros sind in erster Linie Viehzüchter. Für ihre Rinder leben und sterben sie, und was beim Afrikaner noch mehr sagen will, für ihre Rinder arbeiten sie sogar. Dabei hängen sie an den Tieren mit derselben Anhänglichkeit, die der Europäer einem geschätzten Pferde widmen würde; die Händler, welche, um Ochsen einzuhandeln, sich in das Innere des Hererolandes begeben, wissen davon zu erzählen, mit welcher Hartnäckigkeit die Damaras die besseren und schwereren Ochsen festhalten und wie sie ehedem nie dazu zu bewegen waren, auch nur einzige Kuh zu verkaufen. Neben dem Rindvieh, von dessen Wichtigkeit das Vorhandensein heilig gehaltener Ochsen ein Zeugnis ablegt, ziehen sie in ziemlicher Menge Schafe und Ziegen, welche zwar mit dem im Namalande vorkommenden Kleinvieh rasseverwandt sind, es aber bei dem Fehlen der dortigen, den Schafen besonders zuträglichen Buschweide niemals zu der Fleisch- und

---

[1]) Vergl. den Schluß der Suahilifabel auf S. 41.
[2]) d. h. der Mond.
[3]) Im Original ist der Wortlaut des Auftrages wiederholt.
[4]) Dr. K. Dove: „Südwestafrika", S. 40.

Fettentwickelung bringen, durch welche das Kleinvieh der Bastards und Hottentotten sich auszeichnet. In den Thälern der größeren Flüsse treiben sie auch etwas Feld- oder richtiger Gartenbau, allein derselbe tritt gegen die Beschäftigung mit dem Vieh vollständig zurück, und ein Herero wird kaum jemals die Erzeugnisse der Ackerwirtschaft vermissen, wenn er nur recht oft Gelegenheit hat, seine geliebte Omaire, die säuerliche, in Kalebassen aufbewahrte Milch zu genießen.

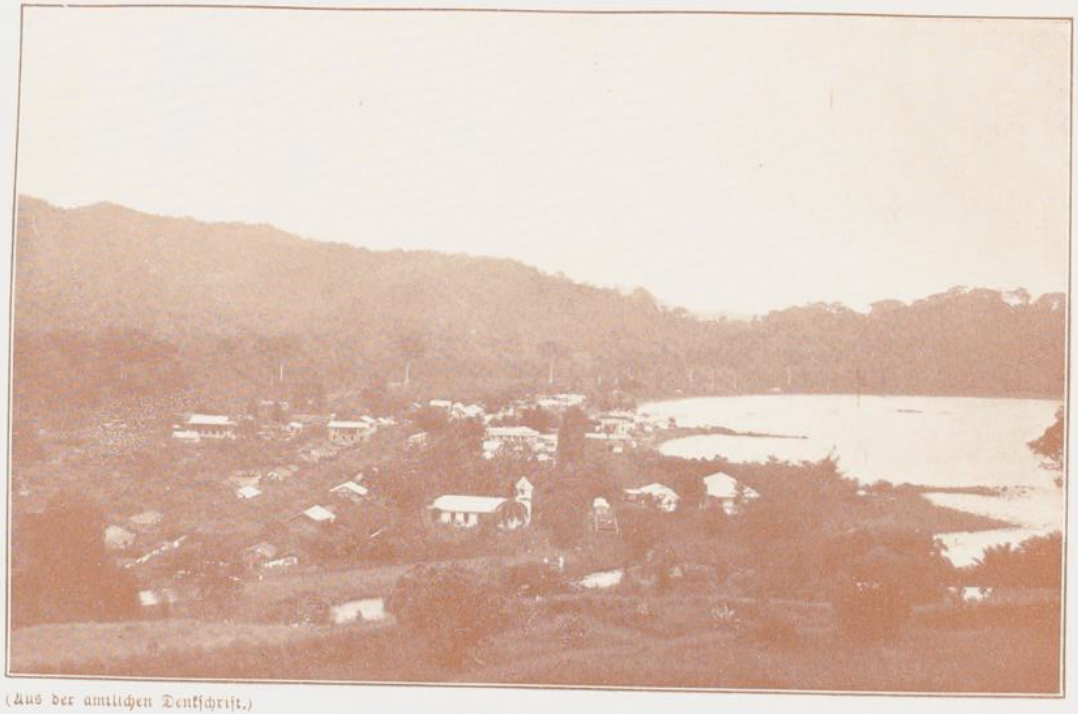
### Ein Ochsenwagen.[1])

Eine andere Abwechselung bot die Ankunft von Ochsenwagen aus dem Innern. Wer nie ein derartiges Gefährt gesehen hat, vermag sich kaum einen Begriff von der Stärke und Festigkeit eines solchen rollenden Hauses zu machen. Das weiße Zelt aus starkem Segeltuch, welches das gewölbte Obergestell bedeckt, ist so hoch, daß ein erwachsener Mann bequem darunter zu stehen vermag. Der Boden des Unterbaues, die Achsen und Räder sind von einem Kaliber, dessen Notwendigkeit man erst begreift, wenn man die Wege des Hochlandes kennen lernt. Auf diesen pflegt ein solcher Wagen eine Fracht zu befördern, deren Gewicht in diesem Lande zwischen 30 und 50 englischen Zentnern bemessen wird. Das Eigentümlichste an den Ochsenwagen aber ist seine Bespannung mit zwölf bis zwanzig zu zweit unter je einem Joche vorgelegten Ochsen, deren Ausbildung im gleichmäßigen Ziehen zu den bewundertsten Leistungen der Hottentotten und Bastards gehört. Sind die Tiere, die jedes auf einen bestimmten Namen hören, eingespannt, was von geübten Treibern in der Zeit von einer Viertelstunde erledigt werden muß, so ergreift der Führer die riesenhafte Peitsche, deren Stock aus Bambus vier Meter und darüber mißt, und auf den Ruf „Treck!" (Zieh!) legt sich ein gut eingefahrenes Gespann gleichzeitig in die an einem langen Riementau oder an einer Kette befestigten Nackenjoche. Dann kommt Bewegung in die schwere Last, und unter Knarren und Rasseln setzt sich der mächtige Wagen in ein gleichmäßiges Rollen, das keineswegs so langsam ist, wie es aussieht. Ein gut gespanntes Gefährt vermag auf nicht zu weichem und schlechtem Boden bis zu viereinhalb Kilometer in der Stunde zurücklegen, eine recht achtenswerte Leistung.

---

[1]) Dr. K. Dove: „Südwestafrika", S. 12.

# III. Kamerun



(Aus der amtlichen Denkschrift.)

Blick auf Viktoria (Kamerun).

(Aus der amtlichen Denkschrift.)

Blick auf Viktoria (Kamerun).

# III. Kamerun

## a) Die allgemeinen Verhältnisse des Landes

### Lage und Erwerbungsgeschichte.

Kamerun, die drittgrößte der deutschen Kolonien (495 000 qkm) liegt im innersten Winkel des Meerbusens von Guinea, vom Atlantischen Ozean in einer Ausdehnung von über 300 km bespült. Nach dem Innern zu breitet sich das Gebiet fächerartig nach Osten hin aus, wird an der Nordostspitze von britischem und französischem Gebiet zwischen dem neunten und zehnten Breitengrade auf einen schmalen Streifen eingeengt und erstreckt sich jenseits desselben bis an den Tschadsee nach Norden und bis in die Quellengegend des Schari nach Osten. Die Ostgrenze wird im allgemeinen vom 15. Längengrade gebildet, die Nordwestgrenze von einer Linie, die von den Großschnellen in gerader Richtung auf Yola läuft und dieses südlich umgeht.

Die Erwerbung des Kamerungebietes ist, wie die Deutsch-Südwestafrikas durch den Unternehmungsgeist deutscher Kaufleute vorbereitet worden. Schon in den sechziger Jahren hatte die Hamburger Firma Woermann Handelsniederlassungen an der Küste angelegt, denen sich bald auch andere Firmen anschlossen. Es gelang ihnen, mit mehreren Häuptlingen Verträge abzuschließen, nachdem das von den dort ansässigen Engländern bereits früher (1882) an die britische Regierung gerichtete Ersuchen um Uebernahme des Protektorats 1 1/2 Jahre lang ohne Antwort geblieben war. England glaubte offenbar des Gebietes auch ohne ausdrückliche Annexion sicher zu sein und wollte daher die Verwaltungskosten sparen.

Die deutschen Kaufleute übertrugen indessen ihre Rechte ohne Verzug auf das Reich. Kaum hatten die Engländer von dieser Wendung der Dinge erfahren, als sie den Versuch machten, die Eingeborenen durch Drohungen und falsche Ausstreuungen umzustimmen, und einen Beamten entsandten, der das Land unter britischen Schutz stellen sollte. Als dieser aber eintraf, wehte bereits die deutsche Flagge über Kamerun. Zwei Tage vor ihm war der Generalkonsul Nachtigal auf der „Möwe" angelangt und hatte Kamerun für Deutschland in Besitz genommen. Die Engländer erhielten nur die Missionsstation Victoria, die sie sich vorher gesichert hatten

Ein bald darnach durch englische Umtriebe hervorgerufener Aufstand der Eingeborenen wurde durch die Mannschaften eines von Admiral Knorr befehligten Geschwaders sofort unterdrückt. Weitere Verhandlungen mit England und Frankreich führten im Jahre 1885 zur Festlegung der Nordwest- und der Südgrenze. In der Folge waren die Bestrebungen der deutschen kolonialen Kreise vornehmlich darauf gerichtet, die Nord- und die Ostgrenze möglichst weit ins Hinterland vorzuschieben. Die unter Dr. S. Passarge in der Richtung auf den Tschadsee entsandte Expedition hatte auch den Erfolg, daß bei den folgenden Abgrenzungsverhandlungen dem Deutschen Reiche der Zugang zu diesem Binnensee und zu den Ufern des Schari und damit eine unmittelbare Verbindung mit den reichen Sudanstaaten gewährt wurde.

## Bodengestalt. Bewässerung.

Die Küste ist flach, von sumpfigem Schwemmland eingefaßt und von Mangrovendickicht umsäumt, das auch noch in die Flüsse eindringt, soweit das Brackwasser reicht. Frei von Schwemmland ist die Batangaküste im Süden, sowie die Joßplatte, eine 10 m hohe Lateritplatte im Kamerunästuar. Die Küste des südlichen Gebietes ist infolge der heftigen Dünung stark versandet. Strandwellen krönen das flache Gestade und gefährliche Barren versperren die Flußmündungen.

Abgesehen von den Mündungen der Flüsse ist die Küste wenig gegliedert. Der spanischen Insel Fernando Poo gegenüber öffnet sich die Ambasbai mit den vorgelagerten Inseln Ambas und Mondole; in geringer Entfernung östlich davon liegt die kleine Kriegsschiffbucht. Beides wahrscheinlich ursprünglich Kraterbecken, deren Südrand vom Meere zertrümmert worden ist.

Um so stärker wird die Küstenlinie durch die ins Meer fallenden Flüsse zerrissen, besonders durch die Aestuarien[1]) des Rio del Rey und des Kamerunflusses. Das erstere besteht aus vier unter sich vielfach verbundenen Armen, nimmt aber nur unbedeutende Flüsse auf. Viel bedeutender ist das Kamerunästuar, das durch die Mündungen von fünf Flüssen gebildet wird. Die einzelnen Flußmündungen stehen unter sich wieder durch ein tausendfältig verzweigtes Netz kleiner Kanäle (Krieks) in Verbindung.

Das Küstengebiet, im Süden nicht über 20 km breit und nach Norden allmählich an Breite immer mehr zunehmend, ist eine flache Ebene, bestehend aus Granit und Gneis und überlagert von einer starken Lateritdecke. Sie wird nur von einzelnen starken Kuppen unterbrochen, so

[1]) Aestuarien sind offene, langgestreckte, nach dem Meere zu sich immer mehr verbreiternde Flußmündungen ohne Deltabildung, in die das Meer zur Flutzeit eindringt, die von den Flüssen mitgeschleppten Sinkstoffe beim Zurücktreten mit sich nimmt und so die Ausfüllung der Mündungen verhindert.

im südlichen Teil vom Elefantenberg (500 m). Zwischen den beiden Aestuarien erhebt sich das gewaltige Massiv des Kamerunberges (ca. 4000 m), von den Eingeborenen Mongo ma Loba genannt. Der Kamerunberg besteht aus Basalt, ist vulkanischen Ursprungs, bis zur Höhe von 2200 m mit Urwald bedeckt, in den tieferen Schichten gut bewässert und wegen seines vortrefflichen Bodens zum Plantagenbau hervorragend geeignet. Der kleine Kamerunberg (Mongo ma Etinde, 1700 m) fällt schroff zum Meere ab.

Unmittelbar hinter der Küste beginnt ein breiter Urwaldgürtel (150 bis 300 km), der auch noch die den Randgebirgen der inneren Hochebene vorgelagerten Hügelländereien bedeckt und sich bis ins Gebirge selbst hinaufzieht. Das ganze Innere des Schutzgebietes wird von einem ausgedehnten 700—800 m über dem Meeresspiegel gelegenen Hochlande erfüllt, das im Süden und Osten bis an die Kongoniederung, im Norden bis zum Benue sich erstreckt. Nach der Küste fällt das Plateau in zwei Stufen ab, die sich an den Flußläufen durch Wasserfälle markieren. Der aufgewulstete Südrand des Hochlandes, das westafrikanische Schiefergebirge, erhebt sich in einzelnen abgerundeten Kuppen bis zu einer Höhe von 1400 m. Gebirge und Hochplateau bestehen in der Hauptsache aus Gneisen und Graniten, überlagert von einer Verwitterungsschicht fruchtbaren Laterits.

Zu beiden Seiten des oberen Benue, dessen mächtige Bruchspalte das Hochland jäh zerreißt, türmen sich gewaltige Gebirgszüge auf. Auf deutscher Seite in der Landschaft Adamaua, z. B. das Tschebschi-, Atlantika-, Mandara-Gebirge usw., die sich zum Teil bis zu 2000 und 3000 m erheben. Das Hochland von Ngaumdere bildet die Wasserscheide zwischen Niger (Benue), Kongo und Tschadsee.

Der Benue und der Kongo, welche das innerafrikanische Hochplateau in tiefen Grabensenkungen durchschneiden, daher in ihrem ganzen Laufe schiffbar sind und eine bequeme Zugangsstraße ins Innere bilden, reichen nur zum geringsten Teil oder mit ihren Nebenflüssen in unser Schutzgebiet hinein. Die vom Randgebirge oder der Hochebene nach der Biafrabai abfallenden Ströme erleiden aber durch die zweifache Abstufung des sich zur Küstenniederung abfallenden Plateaus einen doppelten Gefällbruch, wodurch ihre Schiffbarkeit stark eingeschränkt wird. Im Mongo erstreckt sie sich nur 75 km ins Innere. Im Sannaga endet sie entsprechend dem Verlauf des Plateaulandes schon bei 46 km, und der Campo, der südliche Grenzfluß des deutschen Kamerungebietes, hört bereits 20 km vor der Küste auf, schiffbar zu sein.

In das Aestuar des Rio del Rey mündet der aus den Baluebergen kommende Meme. Das Kamerunästuar nimmt den Mongo[1]) auf, der im

[1]) Meist fälschlich Mungo genannt.

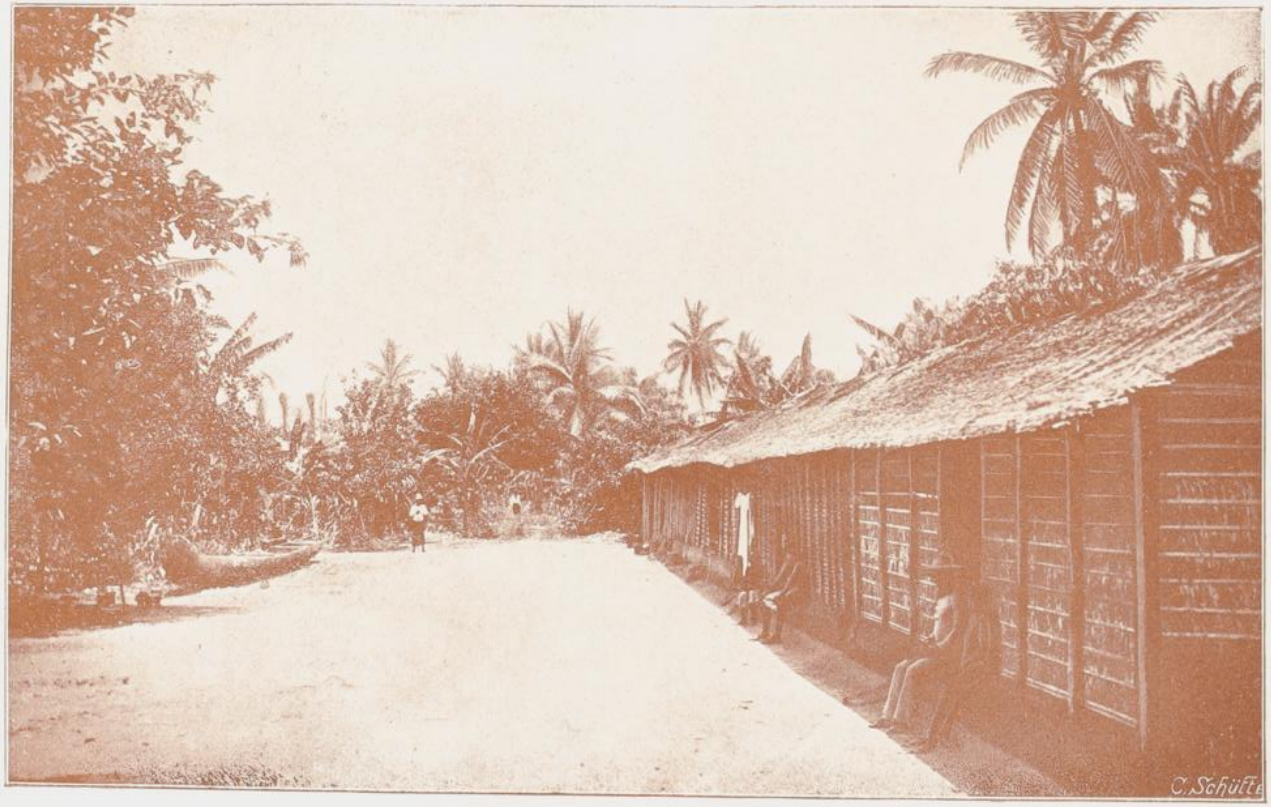
Lande der Batom entspringt, den Abfluß des Barombisees empfängt, bei Mundame schiffbar wird und den Bimbia direkt ins Meer entsendet, während er durch einen östlichen Arm mit dem Wuri in Verbindung steht. Auch der Wuri ist nur auf eine Länge von 15 km schiffbar, nimmt rechts den Abo und den Dibombe auf und fällt ebenso wie der Lungasi in das Kamerunbecken. Durch den breiten Kanal des Kwakwaflusses steht das Kamerunästuar auch mit dem Sannaga, dem bedeutendsten Strom des Schutzgebietes in Verbindung. Trotz seiner erheblichen Breite und Tiefe ist der Sannaga indessen für die Schiffahrt von geringer Bedeutung, da sein Lauf durch die Edeafälle und weiter im Innern durch die Herbertfälle jäh unterbrochen wird. Sein bedeutendster Nebenfluß ist der Mbam. Auch mit dem südlicher mündenden Nyong, dessen Lauf gleichfalls zweimal durch Wasserfälle gebrochen wird, steht der Sannaga im Zusammenhange. Der Kribi, Lobe und Campo südlich vom Nyong sind unbedeutende Küstenflüsse. Der Sanga mit dem Dscha, die zum Stromgebiete des Kongo gehören, zeigen ebenso wie der zum Tschadsee eilende Schari mit dem Logone günstigere Schiffahrtsverhältnisse, fallen aber nur zum Teil in das Schutzgebiet.

Die wenigen kleinen Binnenseen, wie der Elefanten- oder Barombisee, der Cotta- und der Sodensee am Nordfuße des Kamerungebirges verdanken offenbar vulkanischen Kräften ihre Entstehung. Im äußersten Norden erreicht das Schutzgebiet das umfangreiche Becken des Tsad, an dessen Küste es mit einem kleinen Streifen teilnimmt.

## Klima. Gesundheitsverhältnisse.

Die klimatischen Verhältnisse lassen einen deutlichen Gegensatz zwischen der Küste und dem inneren Hochlande einerseits und dem Süden und Norden des Schutzgebietes andererseits erkennen. An der Küste ist das Klima gleichmäßig feuchtwarm. Der Temperaturunterschied zwischen dem wärmsten Monat (Februar: ca. 27° C.) und dem kältesten (Juli: ca. 24° C.) beträgt nur 3°. Das innere Hochland zeigt dagegen bedeutend niedrigere Temperaturen und starke Gegensätze zwischen warmer und kalter Jahreszeit sowohl, wie zwischen Tag- und Nachttemperatur. Baliburg (1340 m) hat z. B. nur ein Jahresmittel von 18° aufzuweisen. Ein Abfall von 32° am Tage, auf 7° in der Nacht ist dort nichts Seltenes, während an der Küste die Tagesschwankungen 5 bis 6° nicht zu überschreiten pflegen. Auch die höheren Regionen des Kamerungebirges zeigen eine Mäßigung gegenüber den hohen Temperaturen der Küstenniederung.

Am Tage wird die Hitze durch eine von West oder Südwest wehende Seebrise etwas gemildert. Um Mitternacht tritt eine schwache östliche Landbrise an ihre Stelle, die bis in den Vormittag hinein anhält. Die heißere Zeit zeigt im allgemeinen auch eine stärkere Luftbewegung.




Ein Duala-Heim (Kamerun).


Ein Duala-Heim (Kamerun).

Der Regenfall ist sehr beträchtlich, an der Küste stärker als im Binnenlande, im Süden schwächer als im Norden. Am Kamerunästuar fallen jährlich 4000 mm Regen. In Baliburg sinkt die Regenhöhe bereits auf 2750 mm und in Jaunde beträgt sie nur noch 1531 mm, ist aber immer noch einmal so hoch, als der Regenfall Deutschlands (700 mm). Das regenreichste Gebiet (nach Tscherapundji das regenreichste der Welt) liegt zwischen Kap Debundja und der Tabakspflanzung Bibundi.

Der Gegensatz zwischen einer Regenzeit und einer Trockenzeit ist im ganzen wenig ausgeprägt, da selten ein Monat ganz ohne Niederschläge bleibt. Man kann höchstens von einer regenreichen und einer weniger regenreichen Jahreszeit sprechen. Im Kamerunästuar zeigen die Monate November bis Februar die schwächsten, Juni bis September die stärksten Niederschläge. Die Zeit des stärksten Regens fällt mit der Zeit der größten Kühle zusammen. In den Uebergangsmonaten sind Gewitter und Gewitterboen (Tornados) außerordentlich häufig. An der Küste zählt man jährlich 120 bis 150 Gewittertage. Diese Zahl nimmt aber nach dem Innern noch erheblich zu und beläuft sich z. B. in Baliburg auf 218.

In Südkamerun kann man an der Küste wie auf dem Berglande des Innern zwei Regenzeiten und zwei Trockenzeiten unterscheiden.

Das Küstenklima gilt für sehr ungesund. Besonders fordert das Malariafieber (in seiner schlimmsten Form Schwarzwasserfieber genannt) viele Opfer und selten hält es ein Europäer länger als drei Jahre im Lande aus. Die Hochländer im Innern sind der Gesundheit der Weißen dagegen zuträglicher. In Buea, am Südabhange des Kamerunberges (900 m über dem Meere), ist eine Erholungsstation für Beamte und auf der Landzunge Suellaba in frischer Seeluft ein Sanatorium für Rekonvaleszenten angelegt worden.

### Pflanzen- und Tierwelt.

Der Mangrovegürtel der Küste, besonders auch der beiden Aestuarien, ist bereits erwähnt worden. Für die Küstenniederung sind ferner die Kokospalme und die Bambuspalme (Raphia vinifera) charakteristisch. Die Oelpalme ist besonders an den Flußläufen häufig und bildet hier und da förmliche Waldungen. Weiter im Innern trifft man auch auf Fächerpalmen und Phönixpalmen. Der Urwald zeigt eine verwirrende Fülle von Pflanzenarten. Darunter die riesigen Wollbäume, Brotfruchtbäume, Pandanus, Rot- und Ebenholzbäume, wilde Kaffeebäume, viele Arten von Lianen und andere Schlingpflanzen.

Auf der Höhe des inneren Berglandes geht der Urwald allmählich in eine Parklandschaft über, an welche sich weite Grasfluren, das charakteristische Landschaftsbild der kameruner Hochebene, anschließen. Die Einförmigkeit der von übermannshohem, hartem Grase bestandenen unabseh-

baren Savanne wird nur hin und wieder durch einzelne Palmen und die verkrüppelten Stämme der Anona Senegalensis unterbrochen. Erst in Adamaua findet man stellenweise wieder kleinere Waldbestände der charakteristischen Steppenbäume, wie Akazien, Tamarinden, Affenbrotbäume, Butterbäume, Mimosen und verschiedene Dornsträucher untermischt mit einzelnen Dum- und Delebpalmen. Sonst herrscht hier die sogenannte Obstgartensteppe[1]) entschieden vor.

Auch die Tierwelt Kameruns, die dem Faunengebiete Niederguineas angehört, gliedert sich in ihrem Vorkommen nach der Art des Geländes. Das Sumpfdickicht der Mangroven ist der Tummelplatz unzähliger Arten von Wat- und Schwimmvögeln, wie Pelikane, Reiher, Eisvögel, Schnepfen, Schattenvögel, Säbelschnäbler, Schlangenhalsvögel, Wasser- und Uferläufer, Seeschwalben u. s. w. Ueberhaupt ist die Vogelfauna Kameruns ungemein reichhaltig. Von größeren Säugern findet sich in den sumpfigen Niederungen nur das Pinselohrschwein. In allen größeren Flüssen hausen neben vielen Fischarten gewaltige Flußpferde, Krokodile, Schildkröten und Krabben. In der Nähe der Wasserläufe findet sich das Moschustier und zahlreiche Natternarten. Der Urwald beherbergt Elefanten, Fledermäuse, Affen (darunter auch Gorilla und Schimpanse), zahlreiche Nagetiere (Stachelschwein, Quastenstachler, Rohrratten, Siebenschläfer, Eichhörnchen), Schuppentiere sowie eine reiche Vogelfauna. Unter den Schlangen des Urwaldes finden sich mehrere giftige Vipernarten und eine 4 bis 5 m lange Riesenschlange. Viel mannigfaltiger ist indessen das Tierleben auf der Hochsteppe entwickelt. Neben ungeheuren Elefantenherden tummeln sich hier starke Rudel von Antilopen und Büffeln, während im Küstengebiet nur vereinzelte Zwergantilopen vorkommen. Alle Arten der in Afrika vorkommenden Raubtiere sind hier zu finden. In der Vogelwelt ist besonders das Perlhuhn und das Frankolinhuhn bemerkenswert. Unter den Insekten fallen im ganzen Schutzgebiet besonders Moskitos, Sandfliegen, Sandflöhe und Wanderameisen lästig. Heuschreckenschwärme richten oft große Verheerungen an.

## Bevölkerung.

Rings um die Küste sitzen in einem ziemlich breiten Gürtel bis an die Ränder des Hochlandes hinauf Volksstämme, welche den Bantuvölkern[2]) zugehören. Im Norden scheinen die Bali die letzten hierher gehörigen Völkerschaften zu sein; im Osten sind die Yaunde noch dazu zu rechnen. Die Wute im Nordosten sind anscheinend ein Mischvolk. Der meistgenannte Stamm dieser Bantuvölkerschaften sind die Duala, die rings um das Kamerun-Aestuar und am Unterlauf der dahin mündenden Flüsse

[1]) Vergl. S. 8.
[2]) Vergl. S. 9.

ihren Wohnsitz haben und erst vor 200 Jahren von Norden her eingewandert sind. Lange Zeit hindurch haben sie den Zwischenhandel zwischen der Küste und den landeinwärts wohnenden Stämmen monopolisiert und dem Eindringen der europäischen Kaufleute große Hindernisse entgegengesetzt. Ihre Zahl beträgt wenig mehr als 20 000.

Eine ähnliche Rolle als Zwischenhändler spielen am unteren Sannaga die Malimba-, Bakoko- oder Mwelle- und die Edialeute, sowie die Batanga-, Banoko-, Bapuku- und die Campoleute in der Südhälfte des Schutzgebiets.

Einen zweiten Ring von Zwischenhändlern mit dem weiteren Hinterlande bilden im Norden die am Mittellauf und Oberlauf der Kamerunflüsse wohnenden Stämme der Mongo-, Abo-, Wuri-, Dibombe- und Lungasileute, im Süden die Mabea.

Sehr stark bevölkert ist das Kamerungebirge; am Nordabhange leben die Bakundu[1]), im Westen die handeltreibenden Bamboko (etwa 20 000), im Osten und Südosten die viehzuchttreibenden Bakwiri (etwa 25 000), südöstlich von den letzteren der kleine Stamm der vom Fischfang lebenden Subu (etwa 2000). Das Rio del Rey-Gebiet nehmen die Barundu ein

Im Hinterlande an den Ufern des Mongo sitzen die Batom und Mabum. Weiter im Innern die ackerbautreibenden Banyang, nördlich davon auf der Hochebene die kriegerischen Bali. Am Mittellaufe des Nyong, in den Rodungen des Urwaldes hausen die Ngumba, dahinter in der Parklandschaft die Yaunde. Den südlichsten Teil des Schutzgebietes bewohnen die Buli und landeinwärts die Mpongwe.

Als Angehörige der Banturasse sind alle diese Stämme durch vorstehende Backenknochen, aufgeworfene Lippen, Wollhaar und braune bis schwarze Hautfarbe gekennzeichnet. Sie bauen besonders Bananen, Planten, Yams und Kassada und wohnen in viereckigen Lehmhäusern mit Schilf- oder Palmdach. Größere staatliche Verbände fehlen im allgemeinen. Doch untersteht z. B. das gesamte Balivolk einem einzigen Oberhäuptling. Jeder Stamm hat seine eigene Sprache, die von den anderen bei aller Grundverwandtschaft bis zur völligen Unverständlichkeit verschieden ist. Ein eigentümliches Verständigungsmittel auf weite Entfernungen ist die auch in Togo verbreitete Trommelsprache der Duala.

Während die Bantustämme mit wenigen Ausnahmen (wie die Bali und Yaunde) auf Küste und Waldland beschränkt sind, haben sudanische Negervölker, das zweite Bevölkerungselement der Kolonie, die ganze nördliche Hochebene eingenommen. Schlank und sehnig gebaut, mit wohlgebildeten Gesichtszügen, sind sie seßhafte Ackerbauer. Sie bauen hauptsächlich Negerhirse, Knollengewächse, Erdnüsse, Baumwolle, Indigo,

---

[1]) Die Vorsilbe Ba entspricht in Kamerun der Vorsilbe Wa in Ostafrika (Ova in Deutsch-Südwestafrika, vergl. S. 9).

wohnen in Rundhütten, halten die den Bantu unbekannten Pferde und Buckelrinder, sind meist Muhammedaner und haben umfangreiche Staatsverbände. Die herrschende Klasse bilden überall die vor wenigen Jahren eingewanderten Fulbe, unter deren Führung mächtige Staatengebilde ins Leben getreten sind, wie z. B. Adamaua, dessen Sultan in Yola dem Großsultan der Haussastaaten in Sokoto tributär ist. Adamaua besteht seinerseits wieder aus einer Reihe kleiner Vasallenstaaten wie Ngaumdere, Tibati, Tikar, Banyo, Bubandjidda, Ngila usw.

## Die Produktion des Landes.

Die wichtigsten Bodenerzeugnisse sind Palmöl und Palmkerne (von der Ölpalme), daneben Kopra (getrockneter Kokosnußkern), Kautschuk und mehrere Hölzer, neuerdings auch Baumwolle, Reis, Kolanüsse. Unter den tierischen Produkten ist nur das Elfenbein von Bedeutung. Sowohl die meisten Stämme der Bantu, wie auch besonders die Graslandvölker liegen eifrig dem Ackerbau ob. Rindviehzucht wird nur auf dem Hochlande betrieben und kommt dank der Fürsorge des Gouvernements daselbst immer mehr in Aufnahme; auch werden Schafe, Ziegen, Schweine und Hühner als Haustiere überall gehalten (stellenweise auch Enten). Pferde und Buckelrinder sind auf das Gebiet der Sudanneger beschränkt. Die an der Küste und den größeren Flußläufen sitzenden Stämme sind eifrige Fischer, besonders die Subu- und die Bimbialeute. Auch Jagd auf kleineres Wild wird hier und da in größerem Umfange geübt (z. B. bei den Bakwiri).

Die Europäer haben bisher besonders die westlichen und südlichen Hänge des Kamerungebirges und die westlich davon gelegenen Küstenländereien in Kultur genommen und mit gutem Erfolge namentlich Kakao gebaut. Es bestehen bereits mehr als ein Dutzend europäischer Pflanzungsgesellschaften. In Victoria hat die Regierung einen botanischen Garten angelegt, in welchem Versuche mit den Kulturen tropischer Nutzpflanzen angestellt werden.

Nutzbare Metalle sind in abbauwürdiger Menge bisher nicht gefunden worden; wohl aber lassen Solquellen im Nordwesten Steinsalzlager vermuten.

Die heimische Industrie ist wenig entwickelt und wird infolge der Einfuhr europäischer Erzeugnisse immer mehr zurückgedrängt. Sie beschränkt sich auf kunstlose Holzschnitzereien, die Herstellung roher Töpferwaren und Flechtarbeiten. Bei den Sudannegern steht dagegen die Eisengewinnung und das Schmiedehandwerk in beträchtlicher Blüte.

## Handel und Verkehr.

Eingeführt werden hauptsächlich Gewebe, Eisenwaren, Tabak, Salz, Reis, Holz und Holzwaren, Glas, Seife und allerhand Gebrauchsartikel

für den täglichen Bedarf. Die Hauptausfuhrartikel sind Palmöl, Palmkerne, Kautschuk (von der Landolphia florida, einer Lianenart, und mehreren Ficusarten), Elfenbein, Kakao und Ebenholz. Im Jahre 1907 stand einer Ausfuhr von nahezu 16 Millionen ℳ eine Einfuhr von 17,3 Mill. ℳ gegenüber. Im Innern ist der Handel noch ausschließlich Tauschhandel. Das Ein- und Ausfuhrgeschäft liegt in den Händen von über 50 europäischen Firmen. Mit schwerer Mühe ist es gelungen, den stark verteuernden Zwischenhandel der Küstenstämme wenigstens an einigen Stellen zu durchbrechen und direkte Verbindungen mit den Stämmen des Hinterlandes herzustellen. So treffen schon jetzt zahlreiche Haussakarawanen an der Küste ein. Der Verkehr wird gefördert durch zahlreiche Straßen, die auf Veranlassung der Regierung von den eingeborenen Stämmen gebaut werden; auch Eisenbahnen hat die Kolonie bereits. Eine kleine Feldbahn geht von Victoria nach Sopo; der Bahnbau von Duala nach den Manengubabergen schreitet rüstig fort. Diese Bahn soll den Nordwesten des Landes erschließen und dereinst wohl bis an den Tschadsee weitergeführt werden. Für eine andere von Duala nach dem Njongfluß hat der Reichstag kürzlich die Mittel bereitgestellt. Den Verkehr der Küstenorte untereinander vermitteln die Regierungsdampfer Nachtigall und Herzogin Elisabeth.

Die Verbindung mit dem Mutterlande wird durch die Dampfer der Hamburgischen Woermann-Linie in vierzehntägigen Fristen vermittelt. Die Fahrzeit beträgt 19 Tage. Reichspostanstalten hat die Kolonie 28, darunter 14 mit Telegraphenbetrieb und 11 Ortsfernsprecheinrichtungen. Das Postamt in Duala ist durch ein Unterseekabel mit der englischen Telegraphenstation in Bonny verbunden.

### Verwaltung, Schule und Mission.

An der Spitze der Verwaltung steht ein Gouverneur, gegenwärtig Herr Geheimrat Seitz. Die Kolonie umfaßt 20 Verwaltungsbezirke: Duala, Victoria, Kribi, Edea, Jaunde, Rio del Rey, Buea, Johann Albrechtshöhe, Dschang, Ossidinge, Bamenda, Jabassi, Joko, Banjo, Campo, Lolodorf, Ebolova, Lomie, Garua, Kasseri. Regierungsschulen sind in Duala, Victoria und Garua. Eine Handwerkerschule blüht in Buea. Die bedeutendsten Ortschaften im Küstengebiet sind Duala (Sitz der Regierung), Victoria (am Kamerunberg), Buea (ebendaselbst), Kribi (in Süd-Kamerun). Doch halten diese Ortschaften keinen Vergleich aus mit den volkreichen Städten der Sudanneger auf dem Hochlande wie Ngila (Hauptort der Wute, 10 000—12 000 Einwohner), Ngaumdere (Hauptstadt des Sultanats Ngaumdere, 30 000 Einwohner) usw.

Die Gerichtsbarkeit erster Instanz liegt in den Händen des stellvertretenden Gouverneurs. Die Schutztruppe zählt 1150 farbige Soldaten. In Kamerun und Victoria sind regierungsseitig Hospitäler für Euro-

päer eingerichtet worden. Neben der evangelischen Baseler Missionsgesellschaft, den Baptisten und der amerikanischen Mission der Presbyterianer wirkt die katholische Genossenschaft der Pallotiner für die Verbreitung des Evangeliums unter den Eingeborenen.

## b) Aus den Berichten der Reisenden und Forscher

### Die Flaggenhissung durch Dr. Nachtigal.[1])

Unter dem 19. März 1884 erging an den Generalkonsul in Tunis, Dr. Nachtigal, seitens des Fürsten Bismarck eine ausführliche Instruktion, in welcher der Abschluß von Freundschafts-, Handels- und Protektoratsverträgen in Angra Pequena und dem Küstenstrich zwischen dem Nigerdelta und Gabun, insbesondere die Strecke gegenüber der Insel Fernando Poo in der Bai von Biafra, ins Auge gefaßt war. In der Einleitung dieser Instruktion war jedoch vorausgeschickt, daß das Reich nicht beabsichtigte, einen größeren Verwaltungsapparat einzurichten oder gar Garnisonen zum Schutze des Landes zu errichten. Dr. Nachtigal wurde ermächtigt, nur eine ihm geeignet erscheinende Persönlichkeit als interimistischen Vertreter Sr. Majestät des Kaisers einzusetzen. Am Schluß der Instruktion wurde Nachtigal aufgefordert, Klein-Popo[2]) anzulaufen, um die wegen Gewalttätigkeiten gegen deutsche Firmen von S. M. S. „Sophie" festgenommenen Geiseln der feindlichen Lawson-Partei[3]) wieder in Freiheit zu setzen. Dagegen war ausdrücklich hervorgehoben, daß trotz der unter dem 5. März erfolgten Eingabe des Königs von Klein-Popo und Gridji um Übernahme des deutschen Protektorats durch Se. Majestät den Kaiser angesichts der französischen Ansprüche die Regierung dieses Gesuch auf sich beruhen lassen, und falls Frankreich seinen angeblich früher abgeschlossenen Vertrag publizierte, denselben auch respektieren würde. Es war daher hierdurch eine Besitzung im Togogebiet anscheinend ausgeschlossen. Aber die dortigen Verhältnisse gestalteten sich schließlich für uns günstiger als die schriftlichen Abmachungen und Instruktionen.

Als Dr. Nachtigal am 2. Juni an Bord S. M. S. „Möve" vor Klein-Popo vor Anker ging, erfuhr er zwar, daß den Deutschen seit der Abwesenheit der „Sophie" keine Unbill geschehen sei, aber die Intriguen der im englischen Interesse wühlenden Lawson-Partei waren besonders in Lome und Bagida derartige, daß selbst die deutschfreundlichen Eingeborenen aus Angst vor den Engländern — namentlich hatte es der englische Kommandant von Quitta an diesbezüglichen Drohungen nicht

[1]) C. Morgen: „Durch Kamerun von Nord und Süd", S. 6 ff.
[2]) Jetzt Anecho genannt.
[3]) Vergl. die Erwerbungsgeschichte Togos.

fehlen lassen — die deutschen Faktoreien von ihrem Grund und Boden entfernen wollten. In Rücksicht auf diese Zustände, ferner, da im Togogebiet der Handel hauptsächlich in deutschen Händen ruhte, und schließlich, da das Gebiet in Anbetracht der weit ins Innere führenden Handelswege ein vielversprechendes war, entschloß sich Dr. Nachtigal, dieses Land unter deutsches Protektorat zu stellen. Am 5. Juli erfolgte die Aufhissung der deutschen Flagge in Bagida und am 6. Juli in Lome; von hier aus dampfte die „Möwe" nach Weida und dann nach Kamerun, wo sie am 11. Juli anlangte.

Hier hatten die beiden Agenten der Firmen C. Woermann und Jantzen & Thormählen, E. Schmidt und Joh. Voß, bereits seit langer Zeit im Einverständnis mit ihren Chefs Unterhandlungen gepflogen, um die Hoheitsrechte in „Camaroons" zu erlangen. Diese Anstrengungen hatten nach langen Auseinandersetzungen den Erfolg gehabt, daß sämtliche Häuptlinge die betreffenden Verträge, trotzdem von englischer Seite dagegen intriguiert wurde, zu unterzeichnen gewillt waren. Man erwartete sehnsüchtig die „Möwe", um alles perfekt zu machen, als am 10. Juli nachmittags das englische Kanonenboot „Goshawk", durch die englischen Kaufleute herbeigerufen, in Kamerun einlief. Man glaubte schon alles verloren, aber glücklicherweise befand sich der englische Konsul nicht an Bord, und der Kommandant konnte nur die einflußreichsten Häuptlinge Bell und Akwa ersuchen, mit dem Unterzeichnen der Abtretungsurkunde an die Deutschen zu warten, bis der englische Konsul aus Bonny eintäfe, was in einigen Tagen erfolgen würde. Am 11. Juli früh dampfte das englische Kanonenboot wieder aus dem Hafen, und am Abend fuhr, wie schon erwähnt, die „Möwe" ein. An demselben Tage unterzeichnete Deido und am nächsten Bell und Akwa die von den Kaufleuten aufgesetzten Verträge, mit denen sich der Generalkonsul einverstanden erklärt hatte. Am 14. Juli 1884, achtzehn Jahre nachdem der erste Deutsche, Herr Thormählen als Agent der Firma C. Woermann sich hier niedergelassen hatte, wurde Kamerun durch Flaggenhissung in den Orten der drei genannten Häuptlinge unter deutschen Schutz gestellt. Die betreffende Abtretungsurkunde lautete:

„Wir, die unterzeichneten unabhängigen Könige und Häuptlinge des Landes, genannt „Cameroons", am Kamerunfluß zwischen dem Bimbiafluß nördlich, dem Kwakwafluß südlich und aufwärts zum 4.° 10′ n. Br. gelegen, haben in einer am heutigen Tage abgehaltenen Versammlung in der deutschen Faktorei an König Akwa's Strand (für König Deido auf der deutschen Hulk „Luise") freiwillig folgendes beschlossen:

Wir treten heute unsere Rechte auf die Landeshoheit, Gesetzgebung und Verwaltung unseres Landes endgültig an Herrn Eduard Schmidt, wirkend für die Firma C. Woermann, und Herrn

Johannes Voß, wirkend für die Herren Jantzen und Thormählen, beide in Hamburg, welche bereits viele Jahre im Flusse Handel treiben, ab.

Wir haben unsere Rechte auf die Landeshoheit, Gesetzgebung und Verwaltung an die oben erwähnten Firmen unter folgendem Vorbehalt übertragen:

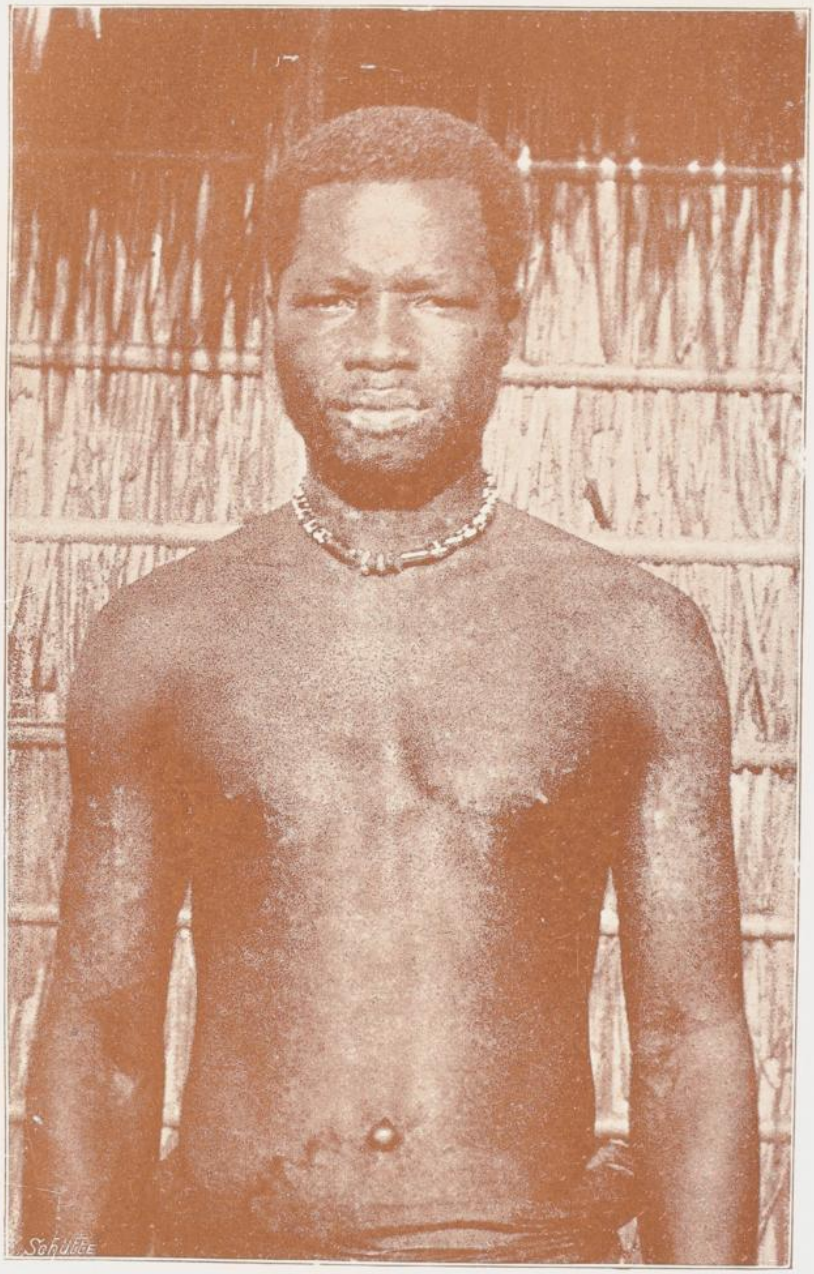
1. unter dem Vorbehalt der Rechte dritter Personen;
2. mit dem Vorbehalt, daß alle Freundschafts- und Handelsverträge, welche vorher mit anderen fremden Staaten geschlossen sind, volle Kraft behalten sollen;
3. daß das durch uns zur Zeit bebaute Land und die Plätze, auf denen die Dörfer erbaut sind, das Eigentum der gegenwärtigen Besitzer und deren Nachfolger bleiben sollen;
4. daß der „Kumi" wie bisher jährlich an die Könige und Häuptlinge gezahlt werden soll;
5. daß während der ersten Zeit, in der eine Verwaltung hier eingesetzt wird, unsere Landessitte berücksichtigt wird.

Kamerun. 11./12. Juli 1884."

Nach dem Akt des Flaggenhissens erließ Dr. Nachtigal ein Zirkular an die Vertreter der fünf in Kamerun ansässigen englischen Firmen, um dieselben hinsichtlich ihrer Handelsinteressen zu beruhigen. Diesem Erlaß folgte ein zweiter bezüglich des bis dahin bestehenden Court of Equity, welcher unter dem bisherigen Vorsitz des englischen Konsuls die Differenzen zwischen Fremden und Eingeborenen auszugleichen hatte. Nachtigal schlug nun ein gleiches Schiedsgericht vor, nur mit dem Unterschiede, daß dasselbe fortan unter deutschem Protektorate zu arbeiten hätte. Die englischen Kaufleute zeigten zwar ihre Bereitwilligkeit, bei diesem provisorischen Gerichtshofe mitzuwirken, doch wollten sie zuvor noch mit dem englischen Konsul bezüglich dieses Punktes konferieren.

Am 19. Juli lief das englische Kanonenboot „Flirt" mit dem englischen Konsul Hewett an Bord im Kamerunfluß ein. Der Konsul ließ sofort die Häuptlinge Bell und Akwa an Bord entbieten, welcher Aufforderung jedoch nur King Bell Folge leistete. Dieser mußte hier alle möglichen Vorwürfe hören, welche darin gipfelten, daß er mit der Unterzeichnung nicht bis zur Ankunft des Konsuls gewartet hätte.

Am folgenden Tage machte der „too late Consul", wie ihn seitdem die Engländer der dortigen Gegend nannten, Besuch an Bord der „Möwe", welcher sofort von Herrn Dr. Nachtigal erwidert wurde. Hierbei protestierte Mr. Hewett zunächst gegen die Unterstellung des Kamerungebiets unter die Oberhoheit Seiner Majestät des Deutschen Kaisers, da die Häuptlinge durch frühere Versprechen bereits an England gebunden gewesen seien, und ferner gegen den Versuch, den Court of Equity auf-




Duala-Mann (Kamerun).

zuheben, da derselbe durch einen Staatsvertrag eingesetzt sei. Bezüglich des letzten Punktes zeigte sich Dr. Nachtigal entgegenkommend und ließ im allgemeinen Interesse den Court noch fortbestehen, den Protest gegen die Besitzergreifung nahm der Generalkonsul dagegen nur zur Berichterstattung an den Reichskanzler an.

### Das Küstentiefland.[1])

Das Tiefland der Küste verdankt seine Entstehung fast ausschließlich der Zersetzung der Gesteine des Plateaus durch atmosphärische Einflüsse, sowie durch die der Vegetation und des Wassers. Durch sie wird das Urgestein zersetzt und verwittert, durch die Flußläufe dann nach der Niederung heruntergeführt, wo es sich schichtweise als Laterit absetzt und als solcher die typische Formation des westafrikanischen Tieflandes bildet.

Wo durch die Flüsse oder die Arbeit der Wellen Aufschlüsse gebildet worden sind, erkennt man deutlich die Schichtung mit dem wechselnden Eisengehalt, welcher an manchen Stellen der Formation das für die Ostküste so charakteristische völlig rote Ansehen gibt.

Wo die Wässer zweier Flüsse aufeinandertreffen, oder wo die Flut an der Mündung dieselbe aufstaut, setzten die Sinkstoffe sich ab und bildeten den Grundstock für zahlreiche Barren, welche das Befahren der Flüsse, namentlich in der trockenen Zeit, unbequem und selbst gefährlich machen. Auf den Lateritablagerungen aber sorgt die schnell sich einfindende niedere Vegetation für die Bildung der erforderlichen Humusschicht und schafft damit die Bedingungen für immer weiter fortschreitende Entwickelung höherer Pflanzen. Die Vegetation ist im Hochland und Tiefland durchaus verschieden. So weit die ausgleichende Tätigkeit des Menschen nicht in Betracht kommt, charakterisiert dichter Urwald mit Baumriesen, welche bis 60 m Höhe erreichen das Tiefland und die tiefer gelegenen Teile des Gebirges und des Hochlandes, Grassteppe das Hochland selbst und die höheren Teile des Gebirges. Im Gebirge vollzieht der Übergang sich je nach der Bodenbeschaffenheit in wechselnder Höhe, zwischen 2000 und 2500 m, schroff und ohne Übergang; im Hochplateau vermittelt, aus geschlossenen Waldbeständen und dazwischen gestreuten Grasflächen gemischt, die sogenannte Parklandschaft den Übergang zwischen beiden Vegetationstypen. Im Tiefland ist die Mangrove (Rhizophora mangle) mit den blanken, lederartig festen Blättern der Charakterbaum für die unter dem Einfluß von Ebbe und Flut abwechselnd unter Wasser gesetzten und wieder trocken gelegten Flußufer im Bereich der Brackwasserzone. Pandanus und Raphia bezeichnen den Übergang zur Ufervegetation des reinen Süßwassers. So weit die Seebrise reicht, treten an den trockneren Stellen dazu Kokospalmen, die Morgen noch

[1]) Dr. Fr. Plehn: „Die Kamerunküste", S. 4 ff.

10 Tagemärsche von der Küste entfernt vorfand, sonst gehören der Wollbaum (Eriodendron anfractuosum), Akazienarten, Gelb- und Rotholz, die Ölpalme (Elaeis), die namentlich im Nordwesten des Schutzgebietes, nach dem Rio del Rey hin, in ungeheuren Massen vorkommt und bis gegen 1200 m am Rand des afrikanischen Plateaus hinansteigt (Zintgraff) und die Weinpalme (Raphia vinifera) zu den Charakterbäumen der Kamerunküste. Auch Ebenholz ist im nordwestlichen Teil des Gebirges nicht selten. Am oberen Sannaga kommt auch die Fächerpalme (Hyphaene) vor; Tamarinden und Drakänen sind im ganzen Küstengebiet häufig.

### Der Sannaga.[1])

Im Sannaga weist uns die Natur auf das Haupteinbruchstor des Schutzgebietes in das Hinterland hin. Von der Küste aus gelangt man hier auf 80 km langem, fahrbarem Wasserwege nach Edea. Von Edea aus wird jetzt von der Regierung die Anlage eines etwa 250 km langen Überlandweges um die Fälle herum nach Balinga ausgeführt. Von diesen 250 km sind jedoch 100 km, nämlich von Edea nach Mangane und die letzten vier bis fünf Tagemärsche vor Balinga bereits gut gangbar. Von Balinga aus kann man dann zunächst mit den reichen Elfenbeinplätzen Ngute, Ngila und Mango, die nur zwei bis drei Tagemärsche weit entfernt liegen, in Verbindung treten, vor allen Dingen aber den nach meinen Forschungen und den Aussagen der Eingeborenen schiffbaren Mbam über 300 km weit bis in die Höhe von Banyo und Tibati, also in das Herz von Adamaua hinein, befahren.

### Das innere Hochland der Kamerunkolonie.[2])

Der westliche Rand des im Mittel ca. 800—1000 m hohen zentralafrikanischen Hochplateaus, welchem auch der weitaus größte Teil der Kamerunkolonie angehört, umschließt bogenförmig einen schmalen Tieflandstreifen, der durch die Ablagerung von Sinkstoffen, teils Produkten der Gesteinverwitterung, teils der Urwaldvegetation von den das Plateau in westlicher Richtung durchbrechenden Flüssen gebildet wurde und mit geringer Neigung nach dem Meere sich absenkt. Scharf markiert wird die Grenze zwischen dem steil und vielfach terrassenförmig sich vollziehenden Abfall des Plateaus und dem Küstentiefland durch die Wasserfälle, welche beim Eintritt in das letztere die zahlreichen, auf dem Hochland entspringenden und in westlicher Richtung dem Atlantischen Ozean zufließenden Flüsse bilden, den Kamerunfluß, Sannaga, Nyong, Lokundje, Kribi- und Campofluß. Die Entfernung dieser Wasserfälle von der

[1]) C. Morgen: „Durch Kamerun von Süd nach Nord", S. 347.
[2]) Dr. Fr. Plehn: „Die Kamerunküste", S. 4 ff.

Mündung bezeichnet zugleich die Breite des Tieflandes und offenbart die Bogenform, in welcher der Abhang des Hochplateaus nach dem Innern zu dasselbe abschließt. Im Süden bei Kribi treten die Ausläufer desselben unmittelbar an die See heran und die Küstenbäche fallen direkt in Kaskaden in diese hinein, weiter nach Norden zieht der Plateaurand sich von der Küstenlinie zurück, in der Breite des Nyong beträgt die Breite der Küstenebene ca. 60 km, in der des Sannaga über 80. Noch weiter nördlich biegt der Plateaurand mehr nach Westen um und vereinigt sich mit den Ausläufern des Kamerungebirges, das sich in steilem Abfall nach dem Meer senkt und nach Norden und Nordwesten hin die Küstenebene begrenzt.

Im südlichen Teil der Kolonie erfolgt der Anstieg zur Plateauhöhe in deutlich markierten Terrassen, im Norden steil und unmittelbar bis zu 1000—1500 m Höhe. An verschiedenen Stellen wird es noch durch Gebirge durchbrochen und überhöht, welche in den Bafaramibergen eine Erhebung von ca. 2300 m erreichen. Im übrigen zeigt das Plateau wechselnde Höhe, auf der Jaundestation ist dieselbe auf 800 m, an den Fällen des Nyong auf 650 m, bei den Nachtigalfällen des Sannaga auf 500 m bestimmt worden, im Baliland erreicht sie 1400 m und darüber nach dem Ergebnis von Zintgraffs Messung. Die im allgemeinen festgestellte Senkung des centralafrikanischen Plateaus von Südost nach Nordwest macht sich im Kamerungebiet nach den bis jetzt freilich noch wenig zahlreichen Messungen nicht bemerkbar.

Wie das ganze afrikanische Hochplateau, besteht das Hochland in Kamerun aus Urgestein, Granit, Gneis und vorzugsweise aus kristallinischen Schiefern, häufig ist das Urgebirge von altem Sandstein überlagert, am Sannaga, Mongo und Abo ist auch Thonschiefer und Glimmerschiefer gefunden worden, vereinzelt — an der Batangaküste — kommt Kreide vor. In der Umgebung der Yaundestation, wahrscheinlich auch an anderen Stellen, kommt die reine Porzellanerde, kieselsaures Aluminium, als Endprodukt der atmosphärischen Verwitterung des Urgesteins vor. Durchaus vulkanischen Charakter haben die Nkossi- und Bafaramiberge sowie das bis zu 4000 m ansteigende Kamerungebirge, dessen Grundstock aus Basalt besteht. Derselbe tritt an manchen Stellen in 50—75 m hohen Säulen frei zu Tage und wird am Mongo von den Bakundu, wie auch von den Eingeborenen am Rio del Rey, vielfach zu Hauspfeilern benutzt. Ueberall im Hochland ist der Wasserreichtum beträchtlich.

### Das Klima Kameruns in seiner Beziehung zum Plantagenbau.[1])

Das ganze Kamerun-Gebiet wird etwa durch den 4. Breitegrad klimatisch in zwei Teile zerlegt. Von diesen hat für unsere Betrachtungen

*) Prof. Dr. Wohltmann: „Der Plantagenbau in Kamerun", S. 15 ff.

zunächst nur der nördliche Bedeutung. Er ist der fruchtbare und umfaßt das Kamerungebirge mit den ihm an- und eingelagerten Geländen. Diese sind nahezu sämtlich, sofern ihre teilweise Abschüssigkeit keine Hindernisse bereitet oder die Höhe der Lage den Anbau tropischer Kulturgewächse verbietet, plantagenfähig. Hier haben wir es nun mit einem echt tropischen, üppig produzierenden Klima zu thun. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt, ziemlich gleichmäßig in den einzelnen Monaten, etwa 26° C.; das absolute Maximum dürfte 35° kaum erreichen und das absolute Minimum kaum 15° C. In der Regel bewegen sich doch die Maximal- und Minimal-Temperaturen zwischen 33° und 20° C. In den höheren Lagen scheint mir die mittlere Jahrestemperatur kaum um 0,4° C. auf 100 m Erhebung zu fallen, höchstens auf der nordöstlichen, dem Festlande zugewandten Seite des Gebirges.

Sehr günstig sind auch die Regenmengen, nicht nur ihre Gesamtmenge im Jahr, sondern auch insbesondere ihre Verteilung auf die einzelnen Monate. Man kann ungefähr rechnen, daß im Jahresmittel fällt: auf der Süd-, Südwest- und Westseite des Gebirges 4500—5000 mm (Maximum 7000, Minimum 4000), auf der Ost- und Nordseite jedoch wohl kaum mehr als 3000 mm. Die einzelnen Thäler und Lagen verhalten sich übrigens zum Regenfall lokal und regional sehr verschieden, so ist z. B. Bibundi ein ausgesprochener Regenort mit den höchsten Feuchtigkeitsmengen in ganz Afrika.

Wenn aber auch hier und da die Regenmenge als sehr reichlich bezeichnet werden darf, so ist ihre Verteilung auf die einzelnen Monate doch so günstig, daß die Kulturen unter übergroßer Nässe noch niemals gelitten haben. Dezember, Januar und häufig auch die erste Hälfte des Februar sind nämlich ausgesprochene Trockenmonate, in denen kaum ein Tropfen Regen fällt. November und Ende Februar sind auch noch regenarm zu nennen, Oktober und März als Gewitter- und Uebergangsmonate, welche im ersteren Falle die eigentliche Regenzeit ausleiten und im letzteren Falle einleiten, zu bezeichnen. Für diese selbst verblieben somit nur die Monate April, Mai, Juni, Juli, August und September, und zwar erreicht die Regenzeit ihren Höhepunkt im Juli mit etwa 850 mm Regenmenge. Von der gesamten Regenmenge fallen etwa 80 % von Anfang Mai bis Ende August, also in vier Monaten.

Die Wärme — wie die Feuchtigkeitsmengen sind daher in diesem Teile des Kamerungebietes so über alle Maßen günstig und sicher zu nennen, wie man das selten in den Tropen antrifft. Und sollte wirklich lokal hier oder da zu viel Feuchtigkeit vorliegen — was sich jedoch nirgend am Gebirge durch eine etwaige Sumpfvegetation kundthut — so wird die für den Plantagenbau nötige Entwaldung schon eine Verminderung der Niederschlagsmengen nach sich ziehen. Diese Erfahrung hat man in St. Thome gemacht, und das ist ja auch nicht anders zu er-

warten! In klimatischer Beziehung berechtigt daher das Kamerungebirge zu den höchsten Hoffnungen für den Plantagenbau. Speziell die Küste am Kamerungebirge bietet ein typisches feuchtwarmes Tropenklima mit echter feuchtwarmer Treibhausluft, wie sie Kakao, Vanille, Bananen u. s. w. lieben und der Kaffee nicht verschmäht. In den höheren Lagen ist das Klima frischer und etwa bei 1000 m Meereserhebung ist die Kartoffel bereits mit Erfolg zu kultivieren, wie die Anbauversuche in Buea dargethan haben.

### Der Tornado und die Regenzeit.[1])

Die ersten Tornados pflegen vereinzelt schon früh aufzutreten. 1894 beobachtete ich den ersten am 2. Februar; häufiger und intensiver werden sie im März und April. Von da an wird Gewitterbildung im Osten, von wo der Tornado so gut wie stets aufzieht, häufig beobachtet als Zusammenziehen von dunklem Gewölk, doch sieht man dasselbe oft durch die kräftige Westbrise wieder auseinandergejagt werden. Wetterleuchten und ferner Donner im Osten nimmt zu und völlig trübe Regentage zwischen den heißen, sonnigen werden immer häufiger.

Das typische Bild des Tornado ist folgendes: Meist am Nachmittag oder gegen Abend bemerkt man im Osten ein dunkles, graublaues Segment am Himmel, am freien westlichen Rand durch lichtweißes, nicht selten schleierförmig ausgezogenes Gewölk eingefaßt, das sich scharf abgegrenzt von dem lichtblauen, sonnigen Himmel abhebt. Aus der dunklen Wolke ertönt in Zwischenräumen von etwa einer Minute dumpfer, langgezogener Donner. Auch Zackenblitze leuchten in kurzen Intervallen aus ihr auf. So lange die Seebrise mit Intensität weht, kommt das Gewölk selten herauf und gewinnt nur langsam an Boden. Allmählich aber gewinnt der Ostwind die Oberhand und nun verbreitet sich das dunkle Gewölk unter immer zunehmender Zahl und Intensität von Blitz und Donner reißend schnell über den Himmel, die Randwolke löst sich in dem Gewölk des übrigen Himmels auf. Bereits mehrere Minuten vor Einsetzen des Regens kündigt sich das Herannahen desselben durch fernes Klingen und Brausen in der Luft an. Dann setzt der Ostwind kräftig ein und fast gleichzeitig prasseln die Regenmassen hernieder. Die Zahl der Blitze nimmt zu, so daß man nicht selten zwei bis drei in einer Sekunde und mehrere Minuten hindurch im Mittel einen in der Sekunde zählt. Steht das Gewitter über dem Beobachtungsort, so glaubt man die Blitze von allen Seiten aufleuchten zu sehen; verhältnismäßig häufig sieht man sie in Zickzacklinien oder in Strahlenbüscheln annähernd horizontal verlaufen, in anderen Fällen fahren sie vertikal zur Erde nieder, und es ist ziemlich häufig, daß Masten, Flaggenstangen oder Bäume von ihnen

[1]) Dr. Fr. Plehn: „Kamerunküste", S. 24 ff.

getroffen werden, von letzteren auffallend häufig Kokospalmen im Gegensatze zu den anscheinend weit weniger exponierten Oelpalmen. Die Temperatur geht während eines intensiven Tornados ziemlich beträchtlich herunter, während ich eine wesentliche Beeinflussung des Barometers durch denselben bei mehrfachen Beobachtungen nicht habe bemerken können. Seinen Namen hat der Tornado von der drehenden Bewegung, welche bereits vor mehreren Jahrhunderten von den Seefahrern an ihm beobachtet wurde und die ihn bei diesen äußerst gefürchtet machte. Ich selbst habe diese drehende Bewegung des Sturmes in Kamerun selbst niemals beobachten können, ebensowenig wie Dr. Preuß[1]) in Victoria und im Kamerungebirge. Ich habe denselben an Land immer nur als einen mit beträchtlicher (9—10) Stärke wehenden Ostwind mit bald etwas mehr nördlicher, bald mehr südlicher Abweichung kennen gelernt. Dagegen haben wir beide auf einer Fahrt von Victoria nach Kribi einen Tornado erlebt, welcher in ausgesprochenster Weise den Charakter eines die Richtung außerordentlich schnell wechselnden Wirbelwindes darbot. Möglicher Weise ist der Uebertritt auf das Meer von Einfluß.[2]) Die Dauer des Tornado ist eine kurze, selten über länger als zwei Stunden sich hinziehende. Von Beschädigungen von Menschen durch Blitzschlag hört man sehr selten.

Mit dem Einsetzen des Tornado klärt die trübe Atmosphäre sich allmählich auf, und namentlich unmittelbar nach einem solchen wird, zunächst nach der See hin in westlicher Richtung, die Luft so durchsichtig, daß man die Umrisse der Insel Fernando Poo, sowie das Kamerungebirge völlig klar vor sich sieht. Nach Osten hin erfolgt die Aufklärung im allgemeinen erst einige Stunden später und läßt dann deutlich und in scharfen Konturen die Umrisse der Nkossi- und Bafaramiberge, sowie des zentralafrikanischen Randplateaus hervortreten. Gerade in dieser Uebergangszeit, in welcher heftige aber kurz dauernde Regengüsse mit intensivem Sonnenschein abwechseln, zeigen sich die heißen Tagesstunden, in welchen die höhertretende Sonne auf den durch die Regengüsse durchfeuchteten Boden brennt, dem unterirdischer Abfluß fehlt, ganz besonders unerträglich. Die die Trockenzeit charakterisierenden Darmkrankheiten beginnen jetzt allmählich in den Hintergrund zu treten und machen dem Fieber Platz, das von da ab mit geringem zeitweisen Wechsel in Intensität und Häufigkeit die unumschränkte Herrschaft in der Pathologie Kameruns bis zum Wiedereintritt der Trockenzeit behauptet. Je weiter die Uebergangszeit vorrückt, um so spärlicher werden die sonnigen Tage und einen um so gleichmäßigeren Charakter nimmt der Regenfall an. Doch kommen bis weit in den Mai hinein noch Tage vor, welche in ausgesprochener

---

[1]) Der Leiter des botanischen Gartens der Regierung in Victoria.

[2]) Dr. Th. Reye, Professor in Straßburg: „Die Wirbelstürme, Tornados und Wettersäulen in der Erdatmosphäre".

Weise alle charakteristischen Erscheinungen der Trockenzeit, auch die höhenrauchähnliche, dunstige Trübung der Atmosphäre, welche für dieselbe charakteristisch ist, erkennen lassen. Doch wechseln dieselben bereits mit Tagen, welche vollkommen der Regenzeit entsprechen. Die Tornados werden selten, die Gewitter, welche immer noch häufig sind, nehmen durch Fehlen der stürmischen Erscheinungen einen völlig veränderten Charakter an; sie ziehen weniger rapide auf, zeigen weniger mächtige Entladungen und dauern längere Zeit. Die Dämmerungserscheinungen verändern sich. Die Sonnenuntergänge sind meist klar, und scharfbegrenzte, weit am Himmel heraufziehende, mannigfach durch vorüberziehendes Gewölk unterbrochene Strahlenbildung tritt an Stelle der ohne scharfe Grenzen in das Blaugrau des Himmels übergehenden rötlich-grauen Dämmerung der Trockenzeit. Die Nächte sind klar und sternhell oder durch Regengewölk völlig dunkel. Die Landbrise nimmt an Intensität ab, die Regen kommen, im Gegensatz zur eigentlichen Tornadozeit, größtenteils von der See her aus westlicher Richtung. So vollzieht sich allmählich der Uebergang in die eigentliche Regenzeit, die ihre Höhe wechselnd zwischen Juni und August erreicht. Die heftigen Gewitterentladungen hören allmählich völlig auf, nur selten begleiten einzelne ferne Donnerschläge das Grauen des beginnenden Tages. Selten wird auch der Anblick der Sonne. Dafür fällt unablässig aus dem trüben, gleichmäßig grauen Himmel der Regen herunter, bald anschwellend, bald nachlassend, Nachts mit größerer Intensität als tagsüber. Ein gleichmäßig grauer Schleier verhüllt den Fluß fast ganz und läßt von dem gegenüberliegenden Mangrovenufer nicht selten tagelang nichts erkennen. Auch alle in der Nähe befindlichen Gegenstände, Bäume und Büsche sind in mattes, wässeriges Grau gehüllt. Auf dem Lateritplateau stehen, soweit das natürliche Gefälle nicht für Abfluß sorgt, Seen und Pfützen; die kleineren, fast völlig ausgetrockneten Wasserläufe schwellen zu reißenden Bächen an, und die zu dieser Zeit im Urwald oder Busch befindlichen Expeditionen sind gezwungen, in Zwischenräumen von nicht selten wenigen Minuten Flußläufe bis zum Bauch oder Hals zu durchwaten, so daß eine Trocknung des Körpers vor dem Erreichen des Nachtquartiers ausgeschlossen ist.

Die Windbewegung ist geschwächt, trotzdem und trotz der zunehmenden Feuchtigkeit, welche alle Gegenstände mit Schimmel überzieht, empfindet der Körper die namentlich nächtlich niedere Temperatur und das Fehlen der intensiven Sonnenstrahlung sehr wohlthätig und das zeitweise Hervorkommen der Sonne, welche die oberflächlichen Bodenschichten austrocknet, ist nichts weniger als gern gesehen und meist von sich mehrenden Fieberkrankheiten gefolgt. Zwischen den dunklen geballten Wolken, welche, dem Boden fast auflagernd, den Fuß des Kamerunberges verhüllen, läßt nur selten ein für kurze Zeit matt aufleuchtender schwefelgelber Schein am Abendhimmel den Stand der untergehenden Sonne erraten.

## Das Malaria-Fieber.[1])

Das gewöhnliche Malariafieber spielt sich meistens in drei Stadien ab und ist in wenigen Tagen überwunden, nur noch eine kurze Zeit lang eine Schwäche in den Gliedern zurücklassend. Bei mir begann jedesmal das Fieber mit einem ziehenden Schmerz in den Fingerspitzen, in den Kniegelenken und im Kreuz. Als Nebenerscheinung stellte sich totale Appetitlosigkeit ein. Zwei Stunden nach den ersten Anzeichen begann das erste, das Froststadium. Mit klappernden Zähnen hüllte ich mich in mehrere wollene Decken und erwartete in Ergebung das zweite Stadium, die Hitze. Dieser folgte alsdann die Erlösung, der Schweiß; die Temperatur ging herunter und der Appetit stellte sich allmählich wieder ein. Die Zeit der Erkrankung währte etwa fünf Stunden und fiel bei mir meist in die Nachmittagsstunden. Am folgenden Tage zur selben Stunde begann das Fieber von neuem, jedoch nicht, ohne daß ich der Schwere dieses Anfalls durch eine Dosis Chinin von mindestens 1 g vorgebeugt hätte. Der dritte Tag brachte mir in der Regel ein so leichtes Fieber, daß ich mich nicht mehr niederzulegen brauchte. Oefter trat das im Körper sitzende Malariagift nicht in Form eines Fiebers, sondern als sogenannte verkappte oder larvierte Malaria in allen möglichen Formen auf. Kopf- oder Zahnschmerzen sind häufig Malariaerscheinungen und vergehen durch den Gebrauch von Chinin.

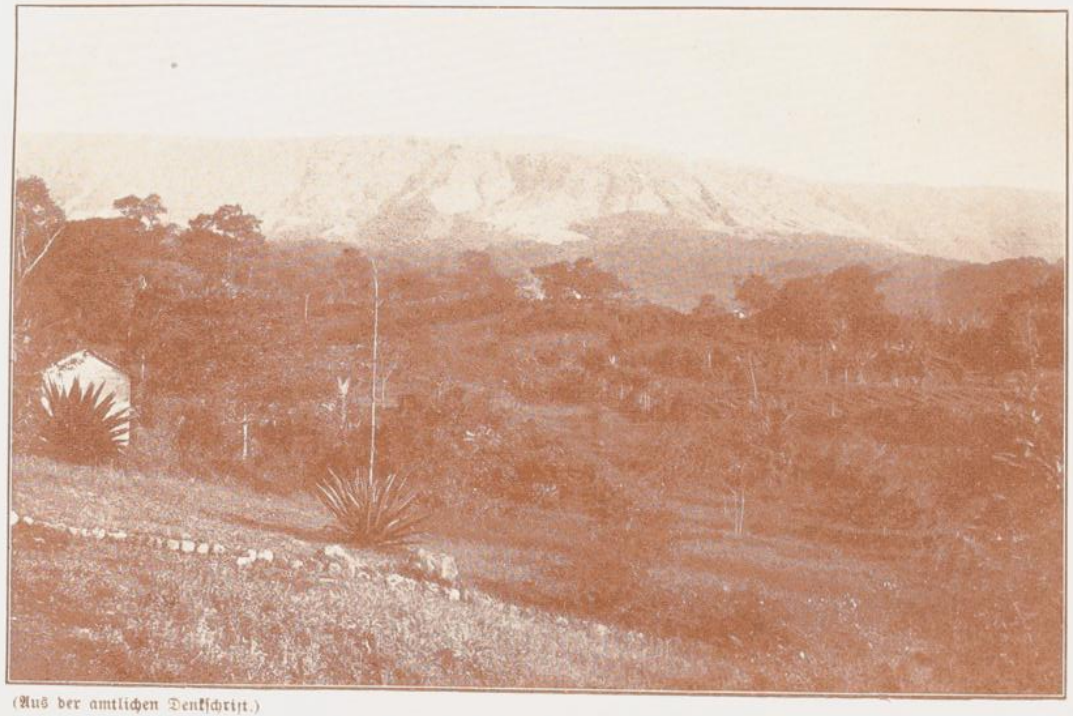
Wie schon oben erwähnt, sind diese Fälle fast nie tödlich; lebensgefährlich ist erst das perniziöse Fieber, bei welchem bereits eine Blutzersetzung eintritt und wo oft die größten Dosen Chinin, schließlich in flüssigem Zustande als subkutane Injektion angewandt, nichts mehr helfen. Die heilsame Wirkung des Chinins bei gewöhnlichem Fieber ist dagegen eklatant. Leider wird aber auch mit diesem Mittel Mißbrauch getrieben.

## Der Urwald in Kamerun.[2])

Der Urwald ist so gleichförmig und ermüdend wie der Ozean, und was der Wanderer gestern sah, wird er heute und morgen wieder zu Gesicht bekommen. Unendlich mannigfaltig bleibt bloß die Fülle der das Dickicht zusammensetzenden Pflanzen, von denen man hunderte verschiedener Art aufzählen könnte, und dieser strotzende Reichtum allein ist es, durch den der Urwald überwältigend wirkt. Zwischen immergrünen Palmen gedeihen riesige Wollbäume, Brotfruchtbäume und Pandanus, und durch das dunkle Blattgrün schimmern die goldgelben Früchte der Mangos und Apfelsinen und die prachtvollen roten Blüten der Tulpenbäume. Mancherorten, freilich nicht so häufig wie in Togo, bildet die

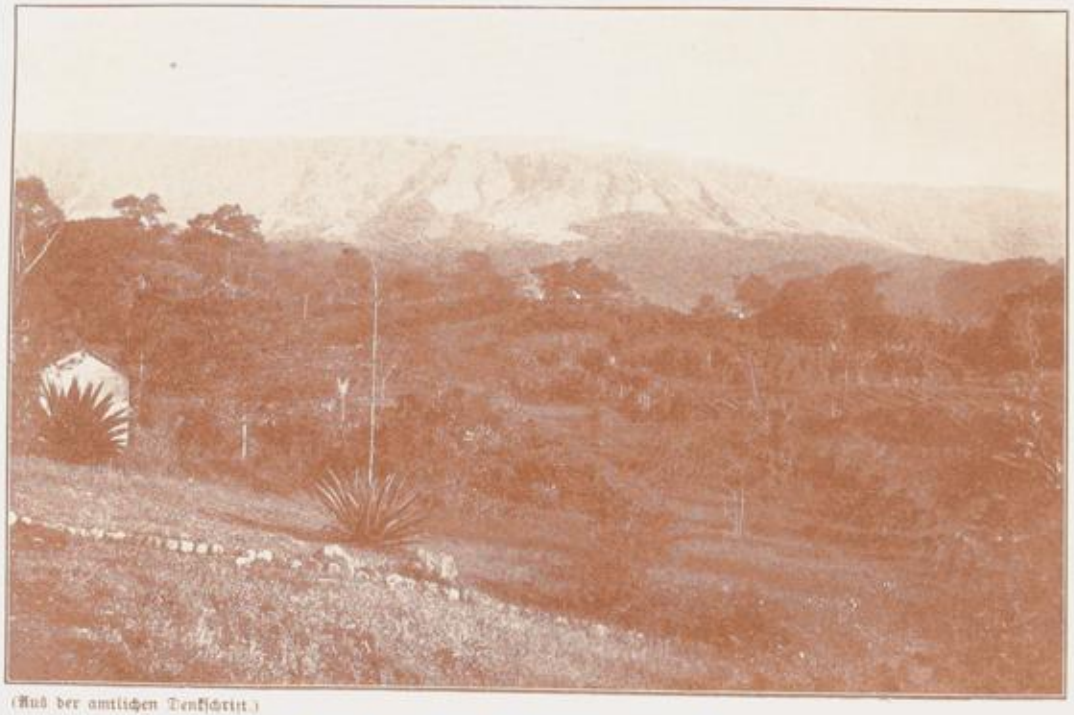
---

[1]) C. Morgen: „Durch Kamerun von Süd nach Nord", S. 338ff.
[2]) Dr. Kurt Hassert: „Deutschlands Kolonien", S. 130ff.



(Aus der amtlichen Denkschrift.)

Blick von Buea auf den Kamerunberg (Kamerun).



(Aus der amtlichen Denkschrift.)

Blick von Buea auf den Kamerunberg (Kamerun).

Oelpalme ganze Waldungen, die größtenteils wild wachsen, aber auch angebaut werden und noch in den Uferlandschaften des Mbam auftreten Wein- und Fächerpalmen vereinigen sich ebenfalls zu geschlossenen Beständen, und zu ihnen gesellt sich im Küstengebiet die Kokospalme. Der Wald birgt ferner stattliche Stämme von Rot- und Ebenholz, der Kaffeebaum wächst wild und wird von den Eingeborenen wenig beachtet, während die im Binnenhandel sehr begehrten Früchte des Kolanußbaums eifrigst gesammelt werden. Das undurchdringliche Gewirr der Stämme erstickt im Kampfe ums Dasein das Unterholz, und die Bäume werden ihrerseits wieder von fadendünnen oder armdicken Gummilianen und anderen Schlingpflanzen umklammert und getötet. Orchideen und andere Gewächse überwuchern die modernden Reste umgestürzter Waldriesen, auf den Aesten der lebenden machen sich Schmarotzerpflanzen breit, und so fest sind Zweige, Blätter, Kronen und Ranken verschlungen, daß man sich nur mit Axt und Messer einen Weg durch die lebende Mauer bahnen kann. Alles strebt nach oben, nach Luft, Licht und Himmelsblau, am Boden dagegen herrscht eine feuchte moderige Luft mit Tag und Nacht fast gleichmäßiger Temperatur, und kaum erhellt ein Sonnenstrahl das Halbdunkel, an das sich das Auge erst gewöhnen muß. Bei bedecktem Himmel erreicht die Dämmerung oft einen solchen Grad, daß man kaum noch die Ziffern der Uhr oder der Instrumente abzulesen vermag. Strahlt hoch oben die Sonne durch das dichte Blätterdach, so ergreift den Menschen, der tagelang da unten auf schlüpfrigen Pfaden, durch Wasserlöcher, Sümpfe und Bäche wandern muß, Sehnsucht, hinauf zu gelangen, um wieder einmal die Sonne und den Himmel zu schauen.

### Die Vegetation der Savanne.[1])

Das Plateau ist lediglich Savanne. Der Uebergang aus dem Urwald in diese Savanne geschieht an den meisten Stellen nicht plötzlich, sondern durch ein Uebergangsstadium, die Parklandschaft. Gras- und Buschstreifen wechseln hier miteinander ab; erstere auf den Höhen, letztere in den Thälern, an den Flußläufen entlang, an denen sie besonders bei tief eingeschnittenen Ufern sich zu schönen Galeriewäldern entwickeln. Die Savanne ist größtenteils durchsetzt mit der Anona senegalensis, jenem kleinen afrikanischen Krüppelbaum, der etwa mit unserm verkümmerten Pflaumenbaum Aehnlichkeit aufweist. In der Savanne zu beiden Seiten des Sannaga, besonders auf dem rechten Ufer, ist die Anona ersetzt durch die Fächerpalme (Hyphaene), welche, wenn auch nur vereinzelt aus der Ebene herausragend, doch durch ihren schönen, schlanken Wuchs und die großen, dachförmigen Kronen mit den daranhängenden gelben Früchten eine erwünschte Abwechselung in der Scenerie hervorruft. — Ueberhaupt

[1]) C. Morgen: „Durch Kamerun von Süd nach Nord", S. 327 ff.

ist Kamerun reich an Palmen, und sie sind wohl nicht allein die schönsten, sondern auch die ergiebigsten Pflanzen des Landes. Außer der Fächerpalme trifft man, allerdings nur so weit die Seebrise reicht, die Kokospalme (Cocos nucifera) an, deren Milch eine höchst angenehme Erquickung abgiebt und deren Kern auch zu einem Handelsartikel (Kopra) verwandt wird. Ich habe im weiteren Hinterlande kein einziges Exemplar dieser Spezies angetroffen. Nur etwa zehn Tagereisen von der Küste hält sich noch die Kokospalme. Es ist ein sicherer Beweis für den aus dem Innern zurückkehrenden Reisenden, daß er nicht mehr weit von der Küste entfernt ist, wenn er die erste Kokospalme antrifft. Noch wichtiger als diese ist die sowohl an der Küste als auch im Innern, und zwar hier oft in großen Hainen auftretende Oelpalme (Elaeis guineensis). Sie liefert die Haupthandelsprodukte Kameruns, Palmkerne und Palmöl; aus ihrem Saft verschafft sich der Neger sein berauschendes Lieblingsgetränk, den „Mimbo". Außer diesen drei Arten gedeiht an vielen sumpfigen Stellen noch die Weinpalme, auch Bambuspalme genannt (Raphia vinifera). Ihre langen und elastischen Blattrippen werden von den Eingeborenen vorzugsweise als Dachsparren und Tragstöcke benutzt, auch ihr Saft wird, wie der Name verrät, gern getrunken.

Von vielen nutzbaren Farbhölzern absehend, will ich an dieser Stelle besonders ein Gewächs hervorheben, das nach meiner Ansicht nächst der Oelpalme die größte Zukunft hat. Es ist die Gummiliane (Landolphia). Ich habe an vielen Stellen des Urwaldes diese Schlingpflanze massenhaft angetroffen; die Eingeborenen hatten jedoch meistens von dem Werte ihres Saftes keine Ahnung. Man müßte mit der Ausnützung jedenfalls vorsichtiger beginnen, als dies in der Küstenregion geschieht. Hier haben die Eingeborenen, um möglichst viel zu produzieren, die Lianen nicht angeschnitten, sondern, um im Augenblick viel Saft zu erlangen, die Pflanzen durchschnitten und dadurch für die Zukunft getötet. Ich halte es daher für angebracht, daß man da, wo die Gummigewinnung betrieben werden soll, dies unter der Aufsicht eines erfahrenen Europäers geschehen läßt.

## Eine Elefantenjagd.[1])

Schon wird hin und wieder das Krächzen jener Vögel aus der Familie der Nashornvögel vernehmbar, die in hohen Baumkronen unsere Anwesenheit bemerken und sich mit Vorliebe aufhalten, wo Elefanten sind, welche sie durch ihr Geschrei vor dem nahenden Jäger zu warnen scheinen.

Doch horch! Zur Linken, nicht gar weit entfernt, hören wir plötzlich das Knacken eines Zweiges und ein leises Rauschen der Blätter! Das

[1]) E. Zintgraff: „Nordkamerun", S. 105 ff.

ist ein Elefant, der einen Zweig abgebrochen hat und dessen Blätter abstreift. Wir ändern jetzt den Weg und schleichen langsam, jedes Geräusch vermeidend, der Stelle zu. Immer deutlicher wird das Knacken und Rauschen der Zweige, zahlreiche Fliegen umsummen uns, und ein scharfer Geruch frischer Losung steigt uns in die Nase, der Elefant muß in unmittelbarer Nähe sein. Plötzlich stutzen wir alle und stehen wie festgewurzelt, den zum Ausschreiten aufgehobenen Fuß leise wieder zu Boden setzend; ein Trompetenstoß, dessen schmetternder Ton rings den Urwald erdröhnen macht, schlägt an unser Ohr und macht zugleich das Herz lauter klopfen. Zaghaft schaut unser Führer sich nach uns um, während in das noch nicht ausgeklungene Echo des ersten Trompetenstoßes sich neue gewaltige Klänge mischen, die aus den ferneren Teilen des Waldes kommen und uns belehren, daß wir vermutlich in eine Elefantenherde hineingeraten sind. Alsbald übernehme ich selbst die Führung, behutsam Schritt vor Schritt setzend. Mit unheimlicher Deutlichkeit höre ich die Töne des friedlich bei der Morgenmahlzeit beschäftigten Tieres, das, ohne die ihm drohende Gefahr zu ahnen, mit hallenden Trompetenstößen den jungen Morgen begrüßt und mit den abseits weidenden Genossen fröhliche Zwiesprache hält.

Jetzt trennt mich nur noch ein kleiner Zwischenraum von dem ersehnten Ziele. Dichtes Unterholz sowie zahlreiche Lianen erschweren das Vordringen und vor allen Dingen das genaue Sehen. Tief zur Erde gebückt winde ich mich schlangenartig durch das Gewirr der Lianen und Aeste; da gewahre ich plötzlich, kaum 5 m vor mir, eine graubraune gewaltige Masse. Er ist es; ein mächtiges Tier. Langsam gelingt es, in dem unsicheren Lichte des Dickichts die Umrisse des Leibes und die einzelnen Gliedmaßen zu erkennen; vor allem heißt es geduldig warten, bis er uns die richtige Seite zum Schusse zudreht.

Mit dem Schweif sich die Fliegen abwedelnd, die großen Ohren auf- und zuklappend, hin und wieder eines der säulenartigen Beine hebend, während sich der tastende Rüssel bald nach links, bald nach rechts in die Höhe reckt, so steht der Koloß vor mir, die richtige Verkörperung unbewußter afrikanischer Kraft und Sorglosigkeit. Ich kauere am Boden, die Büchse im Anschlag. Hat er mich nun bemerkt oder hat sonst etwas seine Aufmerksamkeit erregt? Er macht plötzlich eine Viertelwendung nach mir und scheint, den Rüssel hoch in die Luft hebend, mit weit abgesperrten Ohren zu lauschen. Das ist der Augenblick, und, die schwere Büchse in die Schulter setzend, sende ich ihm meinen Schuß mitten aufs Blatt. Alsbald bücke ich mich, um unter der im feuchten Urwalde nur schwer verziehenden bläulichen Rauchwolke hervor die Wirkung des Schusses zu beobachten. Noch ist der Donner meiner Büchse kaum verhallt, als mich auch schon von allen Seiten nervenerregendes Geräusch umtönt. Zwar die Stelle, wo der Elefant stand, ist leer, aber rings um mich kracht es

und rauscht es, erdröhnt der Boden vom Getrampel tobender Elefanten, so daß ich ratlos und neugierig zugleich mir nicht anders zu helfen weiß, als Gewehr bei Fuß abzuwarten, wie ich aus diesem wilden Durcheinander mit heiler Haut davonkommen werde. Denn es ist schlechterdings nicht zu sehen noch zu erraten, aus welcher Richtung irgend einer der aufgeschreckten Riesen auf uns zustürzen wird. Doch auch diese bange Minute geht vorüber; stiller und stiller wird es allmählich, und nur das Geschrei der aufgescheuchten Vögel unterbricht noch ab und zu den zurückgekehrten Frieden des Urwaldes. Nachdem der abgeschossene Lauf wieder geladen ist, folgen wir rasch der Fährte des getroffenen Tieres. Tunnelartig liegt vor uns der frische Weg, den es sich auf der Flucht durch das Dickicht gebahnt hat. Abgeknickte schenkeldicke Bäume, zerrissene Lianen, zertretene Blattpflanzen bezeichnen seine Spur. Hier und da schimmert auf breiten Blättern ein Blutstropfen.

Jetzt beginnt die Verfolgung. Die Beschaffenheit des Gewehres einesteils — Kaliber 12, 10 g Pulver bei 75 g Geschoßgewicht — die Größe des Tieres und die Stelle, wo es getroffen ist, anderenteils lassen vermuten, daß uns die Beute zwar sicher sein, bis dahin aber noch manche Stunde vergehen wird. Hier heißt es geschwind sein und gute Lungen haben. So lange wir auf feuchtem Grunde sind, ist die Spur leicht zu verfolgen. Aber im lichten Hochwalde und auf steinigem Boden, namentlich wenn die Blutstropfen allmählich seltener werden, gehört die größte Aufmerksamkeit dazu, die Fährte nicht zu verlieren. Bei solcher Gelegenheit muß man mehr als einmal den Scharfblick des im beständigen Verkehr mit der Natur lebenden Eingeborenen bewundern, der in den kleinsten, für Weiße oft kaum wahrnehmbaren Anzeichen wie in einem offenen Buche liest. Bald geradeaus, bald im Zickzack führt uns die Spur, und hätte mich nicht unser Führer plötzlich zurückgehalten, so wäre ich jetzt geradezu auf den Elefanten losgelaufen, der im Dunkel einiger Baumstämme zwischen Lianen und dichtem Laube verborgen ruhig dasteht. Es ist erstaunlich, wie unhörbar und behende sich die schweren Tiere im Dickicht bewegen und verbergen können, so daß man oft von ihrer allernächsten Gegenwart keine Ahnung hat. Die Büchse hebend, trete ich so dicht vor das anscheinend schon mit dem Tode ringende Tier, daß ich für seinen Rüssel beinahe erreichbar bin. Eine letzte Anstrengung des Elefanten, sich auf mich loszustürzen, kommt über einen kurzen, kraftlosen Ruck nicht hinaus, dann noch ein Blick aus den kleinen, selbst jetzt noch treuherzigen Augen, und zum zweitenmale kracht mein Gewehr; die erste Kugel dringt etwas zu hoch über den Augen ein, erst die zweite bringt den bereits Schwankenden vollends zu Fall. Jedoch noch ist das Leben nicht entflohen. In schwerem Todeskampfe wälzt er sich auf dem Boden umher, alles niederdrückend und zermalmend, dabei vergeblich bestrebt, mit seinem Rüssel aus der Rachenhöhle das geronnene Blut in

Gestalt von dicken Blutklumpen zu entfernen, um nicht zu ersticken. Doch seine Bewegungen werden schwächer und schwächer, und nach einem letzten krampfhaften Zucken liegt er endlich vollständig regungslos. Noch hat er kaum die riesigen Glieder gestreckt, da stürzt sich auch schon unser Führer, der zu diesem Zweck schon längst das haarscharf geschliffene Messer bereit hält, mit einem Satz auf den Leichnam, und ein blitzschneller Hieb trennt das untere Ende des Schwanzes vom Körper, denn dieser Teil ist für den Neger der Haupttriumph; erst der Anblick dieser Trophäe beweist der ungeduldig auf die Rückkehr der Jäger lauernden Bevölkerung den glücklichen Ausgang des Jagens.

## Die Bali.[1])

Was die äußere Erscheinung und das Auftreten der Bali anlangt, so kann man auch hier wieder die Beobachtung machen, wie die Natur eines Landes sich in seinen Bewohnern widerspiegelt. Denn im Gegensatz zu der in den dumpfen Urwäldern der Küstengebiete wohnenden schlaffen Bevölkerung sind die Bali, die Söhne der freien Hochebene, körperlich entwickelter und geistig geweckter. Ihr Wuchs ist weit über Mittelgröße und riesenhafte Gestalten sind durchaus keine Seltenheit, ihr Bau ist sehnig und muskelstark; jene fleischigen Körperformen, wie man solche an der Küste, bei den Duala z. B., zu beobachten Gelegenheit hat, sind kaum zu finden, obgleich Garega[2]) und seine Brüder sich ausnahmsweise durch Wohlbeleibtheit auszeichnen. Auffallend sind die langen Schenkel der Bali, die sie in den Stand setzen, große Strecken ohne Ermüdung zurückzulegen; überhaupt liebt es der Bali, seine Kraft zu zeigen und sich im elastischen Laufschritt oder Sprunge von höher stehenden Personen zu entfernen. Wie bei den meisten Naturvölkern, so ist auch die Haltung der Bali sehr gerade, ihr Gang aufgerichtet und stolz, eines gewissen würdevollen Anstandes nicht entbehrend.

Eigentümlich ist ihre Schädelform. Sie haben die Gewohnheit, bald nach der Geburt den kleinen Kindern durch wiederholtes sanftes Drücken mit der flachen Hand auf die obere Stirn dem Schädel nach hinten zu eine möglichst eiförmige Gestalt zu geben, was namentlich bei abgeschnittenen Köpfen in die Augen fällt. Dieser Brauch scheint den meisten Grenzstämmen Süd-Adamauas eigen zu sein, der übrigens keinen nachteiligen Einfluß auf die geistigen Fähigkeiten der Bali hat, die im Gegenteil recht gut entwickelt sind.

Die Schneidezähne pflegen die Männer vorn spitz zu schlagen, während beim weiblichen Geschlecht etwa mit dem siebenten Jahre die

---

[1]) E. Zintgraff: „Nord-Kamerun", S. 209 ff.
[2]) Der damalige Oberhäuptling der Bali.

beiden oberen Schneidezähne ausgebrochen und nur die beiden unteren zugespitzt werden.

Das Haupthaar rasieren beide Geschlechter mit kleinen dreieckigen Messern entweder ganz ab, oder sie lassen den Kopf entlang von der Stirn nach dem Hinterhaupte einen elliptischen, an die Kopftracht der Hamburger Dienstmädchen erinnernden Haarkamm stehen. Diese, sowie noch einige andere, weniger häufige Haartrachten, z. B. das Scheren einer den halben Vorderkopf umfassenden, künstlichen Glatze sind beiden Geschlechtern eigen, desgleichen die Gewohnheit, die Augenbrauen abzurasieren, während die Männer sich hin und wieder auch noch die Augenwimpern ausreißen. Eine ausschließlich männliche Haartracht ist ein kleiner, buckelartiger Schopf auf dem Wirbel. Er wird durch Zusammenflechten der Wirbelhaare hergestellt und dieser Haarkegel alsdann durch kleine, daran befestigte Metallplättchen, Kaurimuscheln, Antilopenhörnchen, kleine Klingen und dergleichen Zierrat verschönt. Dieser Schopf soll den Feinden in der Schlacht eine bequeme Handhabe bieten, um den gefallenen Bali nach Siegerbrauch den Kopf abzuschneiden und ihn alsdann vermittelst dieses Schopfes wie an einem Henkel im Triumph nach Hause zu tragen. Denn es gilt für eine Schande, wenn dem Erschlagenen behufs besserer Beförderung des Kopfes Lippen oder Ohren zum Durchstechen eines Speerschaftes aufgeschlitzt werden. Wie bei den Indianern die Skalplocke, so ist bei den Bali dieser Schopf das Zeichen eines kriegerischen Mannes.

Die Hautfarbe der Bali ist sehr dunkel und nähert sich bei vielen dem Schwarzblau. Es ist jedoch schwer, ihre richtige Hautfarbe auf den ersten Blick festzustellen, da sie den Körper mit einem Brei aus Rotholz einzureiben pflegen, der, sobald er auf die Haut eingetrocknet und ein wenig verrieben ist, dieser beständig eine nicht unschöne, bordeauxrote Färbung gibt. Das weibliche Geschlecht huldigt in ganz hervorragender Weise dieser Gewohnheit, den Körper zu schmücken, bildet doch die Einreibung mit Rotholz fast seine ausschließliche Bekleidung. Während nämlich die Männer stets in einem togoartigen Gewande der togo- oder — wenigstens im Kriegshemde — dem n'tchi m'bum — gehen, wandeln selbst junge Frauen völlig unbekleidet oder tragen höchstens das bereits oben erwähnte naturwüchsige Kleidungsstück, das Gnassi. Es ist der volkstümliche Schmuck der Balifrauen, und besteht lediglich in einem etwa handgroßen Schürzchen, das vorn und hinten getragen wird. Es wird gewöhnlich aus frischen, weißen Bananenfibern oder auch aus wohlriechenden Kräuterbüscheln gefertigt. Hinten liebt man es, einen bis fast in die Mitte des Rückens fächerartig sich ausbreitenden, ebenfalls aus zarten Grashalmen geflochtenen Schweif, dessen unterer Teil mit rot-weiß-schwarz gefärbten Gräsern umwickelt wird, anzubringen. Wenn dieses Pfauenrad beim Gehen sich so recht anmutig hin und her bewegt,

ist die eitel danach umschauende Balischöne glücklich und ihres Eindrucks auf die Herren der Schöpfung sicher.

### Rast in einem Jaunde-Dorfe.[1])

Unvergeßlich wird mir bei all den neuen Eindrücken der erste Abend im Jaunde-Lande bleiben. Es war herrlicher Mondschein, wir lagerten in dem an fünfzig wohlgebauten Hütten zählenden Dorfe des Häuptlings Ukalla. Am äußersten Ende des Dorfes war mein Zelt aufgeschlagen. Vor mir dehnte sich, fast taghell beleuchtet, der breite Dorfplatz aus, auf dem heute überall vor den Häusern die Feuer meiner Soldaten und Träger brannten. Zwei waldbedeckte Bergriesen bildeten den Hintergrund, ein Wasser rauschte am Ende des Dorfes zu Tal. Es war eine herrliche Stille in der Natur und selten rein und würzig die schöne Bergluft. Am Nachmittag waren wir eingerückt, der alte Ukalla mit seinen Riesenarmen, an den die Elfenbein- und Metallringe laut klirrten, hatte mir wiederholt kräftig die Hand geschüttelt, mir wieder und wieder versichert, daß er ein treuer Freund des Ntangan (weißen Mannes) sei, mir manches von Kund und Tappenbeck und namentlich von Morgen erzählt, den seiner Zeit Tunga bis hierher verfolgt und beschossen hatte. Neugierig umstanden ihn seine Weiber und Töchter. Kinder, ganz nackt, die Hände auf dem Rücken, blickten mit großen Augen zu dem weißen Manne auf und staunten all die Dinge an, welche die Träger in langer Reihe aufstapelten. Als die Soldaten angetreten waren, ein lautes „Gewehr ab" ertönte, gleichmäßig die Kolben den Erdboden berührten, die Köpfe rechts flogen und Zimmermann den letzten Mann der Karawane meldete, da war es ganz still im Dorfe gewesen. Dann, als die Gewehre zusammengesetzt waren und alles wegtrat, ein lautes „Ake" der Verwunderung; besonders Ängstliche verschwanden im dichten Busch, um dann alsbald unter dem Gelächter ihrer mutigeren Stammesleute wieder aufzutauchen, sobald sie sahen, daß nichts Gefährliches sich ereignete. Dann wurden von den Soldaten Zeltpfosten zusammengesetzt, die Planen ausgespannt, ein „Up" des schwarzen Unteroffiziers, und mit Leinen und Pflöcken wurde das grüne Haus festgestellt. Die Neugierigen drängten sich heran, so daß der Posten sie forttreiben mußte, weil sie alles anfassen wollten. Die Häuser wurden verteilt, Soldaten und Träger erbaten sich Töpfe von den Frauen, die Jungen des Dorfes trugen Feuerholz herbei, Wasser wurde geholt, und bald meldete Ukallas Trommel, weithin vom Berge in den Wald tönend, den Nachbarn die friedliche Ankunft des weißen Mannes. Da kamen denn die Siedler des Waldes von allen Seiten an, voran elastischen Schrittes der Herr des Hauses mit dem Speer oder Gewehr in der Hand, hinter ihm seine Frauen und

[1]) Hans Dominik: „Kamerun", S. 52. (Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin.)

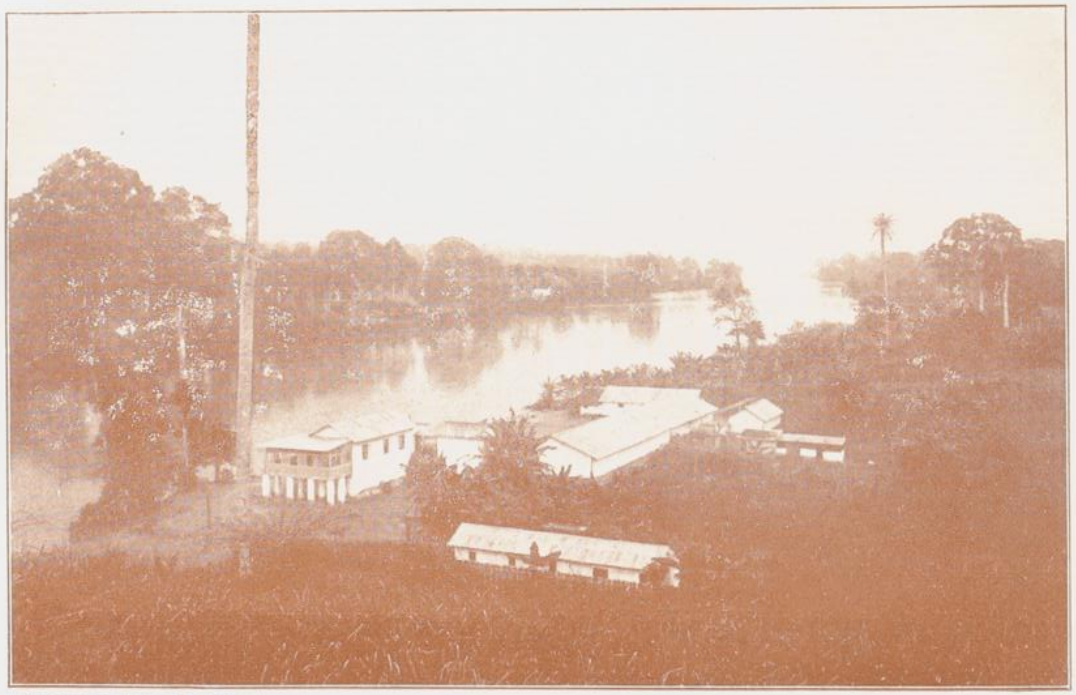
Kinder mit Pisangs, Hühnern und Ziegen, die Frauen oft mit großen Kiepen auf dem Rücken voll Erdnüsse, Jams oder Kassada. Vorsichtig gingen sie an das Dorf heran, ließen erst den Gesamteindruck etwas auf sich wirken, um sofort von irgend einem Soldaten oder Träger herangewinkt zu werden, der ihnen ein Bund kleiner Perlen oder ein Stück Zeug zeigte, um in der Zeichensprache, die alle Neger meisterlich verstehen, den Markt zu eröffnen. Daß schon öfter weiße Männer durchgekommen waren, sah man daran, daß Frauen und Kinder, die einen besonders schönen Hahn, ein Ei, eine Ananas oder Honig hatten, sich stets so stellten, daß sie vom Zelt aus gesehen werden konnten, und ihre Sachen, die sie für europäische Leckerbissen ansehen mochten, nur an den Ntangan selbst verkaufen wollten. Auch große Häuptlinge aus den Nachbardörfern waren eingetroffen mit starker Gefolgschaft. Alle in Waffen stolz daher schreitend, kamen sie mit einer Ziege oder Schaf an der Leine bis vor das Zelt. Der Posten rief mich heraus, ein Händeschütteln, ein lautes „Awu maha", die Hausjungen schleppten die Tiere und Lebensmittel fort, und würdig setzte sich der Häuptling nieder, um mit den Seinen geduldig auf das Gegengeschenk zu warten. Jetzt am Abend hatten die Ukalla-Männer Tanztrommeln hervorgeholt, Weiber und Männer sich Klappern an Armen und Füßen befestigt und unter melodischem Gesange tanzten sie, lautjauchzend, überall umstanden von den Soldaten, die zum ersten Male mit dem fröhlichen, harmlosen Jaunde-Völkchen in Berührung kamen. Ich hatte viel gehört von Land und Leuten, namentlich aus Morgens interessanten Schilderungen, der die Jaundes nicht genug zu loben weiß; aber der Eindruck, den ich in der herrlichen ersten Nacht im Jaunde-Lande empfing, übertraf weit meine schönsten Erwartungen, und voll Zuversicht sah ich dem weiteren Teile meiner Reise entgegen.

Es war so etwas ganz anderes, mit diesen unbefangenen, freiblickenden und sprechenden Naturmenschen zu reden, als mit den verschlagenen, hochmütigen und doch so kriechend freundlichen Küstennegern oder den stumpfsinnigen, finsterblickenden Ngumbas.

### Die Landschaft Jaunde und ihre Bewohner.[1])

Am 3. August überschritten wir den Njong-Fluß und kamen nun, wie ich wußte, in die eigentliche Jaunde-Parklandschaft. Der ganze dunkle Riesenbusch lag hinter uns. Im hellen Sonnenlichte aber marschiert es sich durch eine freundliche Landschaft, wo fröhliche Menschen wohnen, selbst auf bergigen Wegen besser als auf ebenem Pfade im finsteren, nassen Walde. Unsere Wanderung von hier bis nach der Station glich einem Triumphzuge. Die vielen Palmen gaben der Gegend ein

[1]) Hans Dominik: „Kamerun", S. 54. (Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin)



(Aus der amtlichen Denkschrift.)

Faktorei am Wuri in Jabassi (Kamerun).

(Aus der amtlichen Denkschrift.)

Faktorei am Wuri in Jabassi (Kamerun).

ganz besonderes Gepräge. Die hohen Urwaldbäume standen nicht mehr so dicht beieinander, das Unterholz war niedriger, fehlte wohl auch gänzlich oder machte großen, weiten, mannshohen Grassteppen Platz. An rauschenden Wassern lagen schattige Bambushaine. Überall weitgebaute, sauber gehaltene Dörfer. Die viereckigen Hütten in zwei Reihen am Wege, das Ganze abschließend und, quer vor die Dorfstraße gestellt, jedesmal ein luftiges Männerhaus. Mit mehreren Eingängen und hohen Palmenblattdächern machten diese schattigen Häuser, in denen stets eine große Anzahl niedriger Holzbetten stand, einen recht einladenden Eindruck. In ihnen brannte stets ein Feuer, und rauchend saß dort der Häuptling mit seinen Leuten und Gästen. Die Betten oder besser Pritschen bestanden aus dicht aneinander gebundenen Bambus- und Palmenrippen. Niedrige Holzblöcke und kunstvoll geschnitzte Sessel standen herum. In der Nähe des Männerhauses oder auch auf der Dorfstraße befand sich stets ein Tabaksbeet, denn selten trifft man einen Jaunde-Mann ohne die geliebte Tabakspfeife. Der Wandersmann hat in Jaunde stets einen aus Fell hergestellten Rucksack auf der Schulter, der alle möglichen notwendigen Gegenstände enthält und in dem vor allem der hölzerne Löffel untergebracht ist, der jeden Mann wie ein Reisestab und unentbehrlichstes Utensil begleitet.

Überall begegneten wir den reise- und vergnügungslustigen Jaunde-Leuten auf dem Wege. Sie marschierten, kaum rechts oder links schauend, in schnellem Tempo dahin. Mit lautem „Awu maha" grüßen sie Entgegenkommende, die mit „Aha" und „Wakehe" (Wo gehst du hin) antworten, meist aber bereits vorüber sind, ehe eine Antwort erfolgt, die sie auch gar nicht abwarten. Kommen die reisenden Jaundes dann in ein Dorf und sehen im Männerhaus die Dorfleute beim Essen sitzen, so haben sie sofort den Löffel zur Hand, langen mit ihm hinein in die Erdnußsuppe und den Bananenbrei und sagen erst guten Tag oder stehen Rede und Antwort, nachdem sie den Hunger gestillt haben. Wenn dann die Tagesneuigkeiten ausgetauscht sind und ein flüchtiger Dank gesagt ist, geht es weiter, und oft legen sie so, Tag und Nacht ohne sichtbare Ermüdung marschierend, 50 bis 60 km zurück.

Der Jaunde ist, seinem sehr lebhaften Temperament entsprechend, nämlich auch sehr beweglich und unternehmungslustig. Bald ist jemand im Nachbardorfe gestorben, bald ist anderswo eine „Aka batala" (ein Mannbarkeitsfest), ein „Abok" (ein großer Tanz); es gilt, auf Handelsgeschäfte oder Brautschau auszugehen, beabsichtigte Kriegszüge müssen besprochen werden — kurz, an Grund zum Reisen fehlt es nicht, und reges pulsierendes Leben herrscht im ganzen Lande. So bekamen wir fortwährend Menschen zu sehen, die dann zuerst wohl scheu in den Busch traten, später aber sich unserem Zuge anschlossen, um uns in dem nächsten Dorfe gründlich besehen und bewundern zu können. Führte dann der

Weg den Wanderer, der uns zugeschaut hatte, in ein ablegenes Dorf, wo man die reisenden Europäer noch nicht gesehen hatte, so ward er dort ebenso umdrängt, wie bei festlichen Anlässen ein Extrablattverkäufer des Lokal-Anzeigers in Berlin, und ganz wie ein Zeitungsgewährsmann pflegte der Jaunde-Mann das Geschaute ohne Rücksicht auf die Wahrheit so zu erzählen, wie er es hübsch fand. . . . . .

Die Bebauung des Landes ist, der starken Bevölkerung entsprechend, auch eine viel sorgfältigere als in dem Küsten- und Ngumba-Gebiet. Große Plantenhaine beschatten rundum die Dörfer, und früh morgens, schon mit Sonnenaufgang, pflegen die Frauen im Arbeitsanzug, d. h. mit ihrem Blätterschmuck achtern, zur Arbeit aufs Feld zu gehen. Die Männer machen nämlich nur die schwere, grobe Landarbeit, d. h. sie fällen in der Nähe ihres Dorfes, wo sie eine Farm anlegen wollen, die Bäume, reinigen das Land nach Möglichkeit von dem Unterholz und brennen die gefällten Stämme ab. Dann weisen sie die verschiedenen Teile der Farm ihren Frauen zu, die nun mit der Hacke an die Arbeit gehen, um kurz vor den Regenzeiten dem Boden die Maiskörner und Erdnüsse, den Koko oder Jams anzuvertrauen. Beginnt es zu regnen und keimt das Gepflanzte, so gilt es, die Farm fortwährend vom Gras und Unkraut zu befreien, das in dem jungfräulichen Boden ebenso schnell wuchert wie die junge, aus dem Samen getriebene Pflanze. Zum Schutz gegen die zudringlichen Ziegen und das Wild muß außerdem ein Zaun rund um das Feld gebaut werden. Die Jamswurzel, die in Jaunde besonders beliebt ist, muß zur Zeit gehäufelt werden und bedarf, ebenso wie die Kürbisse, einer Stütze für die rankenden Triebe, so daß die Jamskulturen der Jaunde von weitem wie große Hopfenfelder aussehen. Auch der Mais macht, namentlich in der Blütezeit, dadurch viel Arbeit, daß fortwährend die zahllosen Reisvögel von den jungen Blüten und Dolden verscheucht werden müssen. Die Jaunde-Frau hat deshalb tagsüber fleißig zu arbeiten, da sie außerdem noch das Essen kochen, Brennholz suchen und Wasser tragen muß, das in den Häusern in großen, tönernen Töpfen aufbewahrt wird. Überall in Wald und Feld rieseln muntere Bäche von den Bergen hernieder, und reichlich fallender Regen verleiht dem Boden eine solche Fruchtbarkeit, daß allenthalben zweimal im Jahre geerntet wird. Langsam zogen wir in den Morgenstunden auf breilen, gut ausgetretenen Wegen dahin, und überall in den Dörfern war unsere Ankunft ein Volksfest. Kaum waren wir von unserm Nachtquartier eine Stunde abmarschiert, so forderten uns die Dorfältesten schon auf, unter allen Umständen bei ihnen zu rasten, so daß wir vom Njang bis nach Jaunde nur ganz kleine Märsche haben machen können. Erst am 9. August erreichten wir mittags die Station, herzlich bewillkommnet von Herrn Zenker, der hier schon seit fünf Jahren hauste und in letzter Zeit von den Herren Staudt und Rabischung unterstützt wurde. So

hatten wir denn den eigentlichen Urwaldgürtel hinter uns und befanden uns an der Grenze des Wald- und Graslandes auf der vorgeschobensten Station in Inner-Kamerun.

### Ein Gottesgericht.[1])

Es handelte sich dabei um eine Frau; der Ort der Handlung war Sambu, ein Dorf nicht fern der Kongomündung. Ich begab mich aus Neugierde schon in aller Frühe zur Gerichtsstelle. Schon von weitem hörte man den Klang der Trommeln, und bald befand ich mich auf einer Lichtung im Walde, wo man einen kreisrunden Platz vom Grase gereinigt hatte. Vorläufig — die Sonne war eben aufgegangen — befand sich nur der Zauberer mit seinen Gehülfen da. Inmitten des kreisrunden Platzes waren vier Palmblattrippen von etwa 1½ m Länge in die Erde gesteckt und bezeichneten ein Rechteck. Die kurzen Seiten des Rechtecks waren durch einen Palmblattstreifen verbunden, von welchen in kleinen Zwischenräumen dreimal drei schmale, etwa 1½ m lange Palmstreifen herabhingen. An der einen Ecke, wo sich einige Körbe, Geräte des Zauberers enthaltend, befanden, steckte ein alter Kavalleriesäbel in der Erde. Allmählich sammelten sich um den Platz Gruppen von Eingeborenen, Frauen, Männer und Kinder. Endlich erschien die Angeklagte und nahm ein wenig seitwärts von der Richtstätte Platz.

Es war ein vielleicht 28 bis 30 Jahre altes Weib, von ihrer jungen Tochter begleitet; beide hatten das Gesicht mit roter Farbe bestrichen. Der Zauberer begann nun unter dem dumpfem Rasseln der Trommeln den Richtplatz zu umtanzen, den Kavalleriesäbel schwingend und geheimnisvolle Worte murmelnd. Dann setzte er ein das Gift bergendes Körbchen vor dem Osteingang der Richtstätte auf die Erde, kniete davor nieder, bestrich sein Antlitz und küßte dreimal den Boden; dasselbe wiederholte er am anderen Eingange; dann tanzte er wieder umher quer durch die Richtstätte, dabei immer unverständliche Worte vor sich hinsummend. Auf ein Zeichen von ihm schwieg die Musik, die Angeklagte zog sich mit den Frauen weiter in den Hintergrund zurück, und nun begann der Zauberer mit den Gehilfen die Zubereitung des Giftes.

Ein handgroßes Stück Rinde wurde aus dem noch reichen Vorrat des Korbes genommen, sorgsam gereinigt und abgewaschen, in Stücke geschnitten und auf einer Steinplatte, die von vielem Gebrauche bereits ausgehöhlt war, mit einem runden Stein zu feinem Pulver zerrieben. Dieses braune Pulver wurde alsdann angefeuchtet und aus dem Brei drei Kugeln von der Größe eines kleinen Hühnereies geballt. Die Kugeln blieben auf der Steinplatte unter einem weißen Tuche liegen.

---

[1]) E. Zintgraff: „Nord-Kamerun", S. 19 ff.

Während dieser Vorbereitungen machte sich im Hintergrunde eine große Bewegung bemerkbar. Der Ankläger wurde herbeigeführt, und der Zauberer schlug unter dem Schwur des Anklägers, daß er die reine Wahrheit sagen wolle, und daß er, wenn er lüge, nicht auf natürliche Weise sterben wolle, einen Nagel in eine Holzfigur ein zum besseren Angedenken an diesen Schwur. Der Ankläger behauptete alsdann — die Angeklagte selbst stand weiter zurück und nur ihr Bruder war anwesend — die Frau sei eine Zauberin und habe die Seele ihres vor kurzem gestorbenen Bruders gegessen. „Moio“ heißt sowohl Herz wie das klopfende Leben, das im Innern seinen Sitz hat, die Seele. Vielleicht, daß der Ankläger damit sagen wollte, die Frau sei schuld an der Krankheit und dem Tode ihres Bruders, den sie ja thatsächlich nicht getötet und dessen Herz sie noch weniger gegessen hatte.

Nachdem der Nagel ins Zauberholz getrieben worden war, scharte sich alles um die Richtstätte, der Zauberer führte unter dem Klange der Trommeln die sich kaum auf den Füßen haltende Frau, sie am kleinen Finger ergreifend, an jede Ecke des Rechteckes, um die Frau und die Palmblattrippe Kreise ziehend, gleichsam wie um sie an die Richtstätte zu bannen, und nachdem die Richtstätte noch einmal kreuzweise durchschritten war, ließ er sie inmitten des Rechteckes sich niedersetzen. Es trat zunächst eine tiefe Stille ein.

Nun begann der Zauberer die Anklagen zu wiederholen, die das Weib unter Thränen bestritt, während der außerhalb der Gerichtsstätte sitzende Ankläger, ein untersetzt älterer Mann mit wahrem Gaunergesicht, nur zuweilen ein halblautes Wort dazwischenwarf.

Sodann hielt der Zauberer dem Weibe alle ihre bis dahin begangenen Sünden vor, daß sie nach der Totenbestattung sich nicht sofort gewaschen, daß sie einmal mit blutigen Händen gegessen, daß sie ein andermal einem Fremden zuerst zu trinken gegeben, ohne selbst erst vorgekostet zu haben u. s. w., und forderte sie endlich, ihr die erste Pille reichend, auf, nun das Gift zu essen, um die Wahrheit der Anklage zu erproben. Zitternd begann jetzt die Arme die Pille hinunter zu würgen, während zuweilen die Trommel ertönte und der Zaubermann einen Tanz aufführte.

Man sollte denken, daß die Zuschauer der Sache einen gewissen Ernst entgegengebracht hätten; aber dem war nicht so, diese Prozesse sind zu häufig, nehmen doch oft mehrere Personen zugleich das Gift. Alles schwatzte und lachte durcheinander wie an einem Festtage. 20 Minuten dauerte es, da war der letzte Rest der drei Pillen verschluckt. Der Zauberer hieß die Frau aufstehen. Sie mußte nun innerhalb des Rechteckes hin und her gehen und dabei jedesmal die drei mittleren der an der schmalen Stelle herabhängenden neun Palmblattstreifen berühren; dies mußte so lange geschehen, bis die Entscheidung erfolgte. Unterdessen

nahm der Zauberer seine Bezahlung, die sehr reichlich war, einige Flaschen Rum kreisten; ich aber machte mich davon, da ich weder Zeit noch Lust hatte, den Tod der armen Frau mit anzusehen, von der ich somit auch nicht weiß, ob sie wirklich gestorben oder mit dem Leben davon gekommen ist.

## Nahrungs- und Genußmittel Kameruns.[1]

Als Nahrungs- und Genußmittel der Negerbevölkerung und vielfach auch der Europäer kommt praktisch im Tiefland die Kassada oder Maniok (Manihot utilissima), die Erdnuß (Arachis hypogaea), Kolanüsse, Bananen (Musa paradisiaca), sowie in hervorragender Weise die im ganzen Küstengebiet sehr verbreitete Kokosnuß in Betracht, deren Frucht in der mannigfachsten Weise ausgenutzt wird und in sich alle zur Erhaltung des Stoffwechsels erforderlichen Nährstoffe vereinigt.[2]) Ebenso ist die Kamerunküste an vorzüglichen Früchten, Mangopflaumen, der Frucht der Manigfera indica, Ananas (Ananassa sativa) u. a. reich. Das aus den Fruchthüllen der Elaeis gewonnene Palmöl dient Eingeborenen und Europäern bei der Bereitung der Speisen; aus ihr, wie auch aus der Raphiapalme wird Palmwein gewonnen; auch Gewürze, namentlich Pfeffer, liefert der Wald in reicher Menge. Die Plantagen am Westabhang des Kamerungebirges produzieren Kakao und Kaffee, sowohl arabischen, als auch, wenn auch nicht so reichlich, Liberiakaffee, dazu Tabak und Kardamom, Ingwer, Pfeffer, sowie fast alle europäischen Gemüse, letztere namentlich in ausgezeichneter Qualität im Gebirge und Hochland in 600 bis 900 m Höhe nach den in Buea und Bonjongo, sowie in Yaunde gemachten Erfahrungen. In hygienischer Hinsicht ist das von nicht zu unterschätzender Bedeutung. — Im Hochland tritt die Negerhirse (Sorghum) an ihre Stelle, welche nach Osten hin bis zur Küste des Indischen Ozeans eine der hervorragendsten Stellen unter den Feldfrüchten der Eingeborenen einnimmt; das Kamerungebirge ist in der entsprechenden Höhe nicht mehr dauernd bewohnt. Auch Yams (Dioscorea), Pisang, Koko, Colocasia und namentlich Mais gedeihen im Hochland. Letzterer sowie Hirse und Bohnen bilden in demselben die Hauptnutzpflanzen.

Von den für den menschlichen Haushalt in Betracht kommenden kommenden Haustieren sind Rinder, Schafe, Ziegen, Schweine, Hühner und Enten im ganzen Kamerungebiet häufig, auch Tauben halten sich gut. Milch wird, im Gegensatz zum Binnenlande und zur Ostküste Afrikas, nicht gewonnen, da die Eingeborenen sich scheuen, das halbwild im Busch sich herumtreibende Vieh zu melken. Ebensowenig ist von

---

[1]) Dr. Fr. Plehn: „Kamerunküste", S. 6 ff.

[2]) Die Analyse der Nuß ergiebt: 46,6 pCt. Wasser, 35,9 pCt. Fett, 5,5 pCt. Eiweißstoffe, 8,1 pCt. Zucker, 1 pCt. Mineralstoffe. Semler: „Trop. Agrikult.", I, S. 593.

regelrechten Schlächtereien die Rede. Wer von einem der Eingeborenen ein Stück Schlachtvieh erstanden, dem liegt es zunächst ob, sich dasselbe unter Führung des Besitzers selbst im Busch aufzusuchen und zu erlegen. Die von den Eingeborenen eifrig betriebene Fischerei liefert ziemlich reichlichen Ertrag; die Gebirgsbäche und das Meer enthalten zahlreiche eßbare und auch für den Europäer schmackhafte Arten; in den dem Tiefland angehörigen Unterläufen der Flüsse sind solche selten.

### Der Boden am Kamerungebirge.[1])

Wer diesen nährstoffreichen, mürben, milden und tiefgründigen Boden und die Vegetation, welche er trägt, gesehen hat, wird gestehen müssen, daß man in der ganzen Welt suchen muß, um eine ähnliche Güte der Natur wiederzufinden. Und derartiger Boden ist am Kamerungebirge nicht vereinzelt anzutreffen, sondern in weiter Ausdehnung.

Ja selbst die schlechtesten Böden der Bimbia-Plantage besitzen noch einen derartigen Reichtum an Pflanzennährstoffen, daß sie, abgesehen vom Kalkgehalt, unsere heimischen Böden und insbesondere auch die meisten ostafrikanischen Böden bei weitem überflügeln. Wenn es noch nötig wäre, die Güte des Bodens und Klimas am Kamerungebirge näher zu belegen, so braucht man nur den Urwald und die Pflanzungen der Eingeborenen daselbst zu betrachten — wie auch auf meinen photographischen Aufnahmen zu ersehen ist — um in Staunen über die Fruchtbarkeit des Landes auszubrechen. Ich würde dies nicht so stark betonen, wenn man nicht bei der allgemeinen Unkenntnis, welche in Deutschland über unsere Kolonien selbst in den gebildeten Kreisen noch herrscht, noch häufig auf die Ansicht stieße, daß Kamerun gleich Südwestafrika eine öde verlassene Sandwüste sei.

Man muß sich in der That wundern, wie es möglich ist, daß der hohe Wert Kameruns als Plantagenland so lange verschleiert blieb, und das um so mehr, als doch diese herrlichen Ländereien unmittelbar am Meere gelegen sind, so daß die Verschiffung der Produkte auf das leichteste und billigste bewerkstelligt werden kann. Das Dampfschiff ankert unmittelbar zu Füßen der Plantagen, kaum $^1/_2$ bis 1 km von denselben entfernt. Wir haben am Kamerungebirge genau dieselbe Gunst der Verhältnisse, wie sie auf der nicht weit entfernten portugiesischen Insel St. Thome vorliegt, die als eine der blühendsten Plantagenkolonien der Welt zu bezeichnen ist.

### Die Bimbia-Pflanzung.[2])

In dieser ersten Pflanzung ist der Beweis geliefert, welche großartige Zukunft der Plantagenbau am Kamerungebirge haben wird. Die

[1]) Prof. Dr. Wohltmann: „Der Plantagenbau in Kamerun", S. 18 ff.
[2]) Prof. Dr. Wohltmann: „Der Plantagenbau in Kamerun", S. 20 ff.

Bimbia-Pflanzung — nicht minder jedoch die zu M'Bamba und Bibundi — können sich ebenbürtig den hervorragenden Kakaoplantagen auf der paradiesischen Insel St. Thome zur Seite stellen, welche ich bei einem Besuch der 1000 ha haltenden Farm Monte Cafe, die unter der Leitung des deutschen Konsuls, Herrn Spengler, steht, Gelegenheit hatte kennen zu lernen. Ich will hierbei bemerken, daß jene Farm Monte Cafe wohl die größte und schönste Kakaofarm der Welt ist, und daß unser deutscher Landsmann, Herr Konsul Spengler, eben im Begriff steht, am Kamerungebirge eine neue, ähnlich große Kakao- und Kaffeepflanzung zu gründen. Wenn dieser erfahrene, gediegene Pflanzer in Kamerun Pflanzungen anzulegen beabsichtigt, dann dürfte wohl auch kein Praktiker und Geschäftsmann an der Güte des dortigen Bodens und Klimas noch irgendwie zweifeln und das Gedeihen von Unternehmungen am Kamerungebirge für unsicher halten.

Die Bimbia-Farm umfaßt ohne die Zweigpflanzung M'Bamba bereits 216 ha, wovon 162,5 ha mit Kakao und 8,5 ha mit Kaffee bestanden sind. Sie liegt sehr günstig unmittelbar am Meere und am besten Hafen Kameruns, in welchem noch so tiefe Schiffe zu jeder Zeit nicht weit vom Ufer ankern können. Der Kriegsschiffhafen ist ein altes Kraterbecken, und der Rand der Küste zeigt noch deutlich eine Reihe von kleinen Kraterkesseln, welche dem Hauptkrater angelagert waren oder auch nach seinem Erlöschen entstanden. Die Cyklop-Grotte, welche durch ein offenes, mit einem Boote passierbares Thor mit dem Meere in Verbindung steht, stellt einen solchen, noch wunderbar schön erhaltenen, sehr tiefen Nebenkrater dar und läßt deutlich erkennen, daß sich solche sechs bis acht an der Zahl an der heutigen Küste früher nebeneinander reihten. Das brandende Meer hat heute überall die an der Meeresseite gelegenen Kraterränder eingerissen.

Die Pflanzung ist mit Gebäuden, Trockenräumen, Wasch- und Gäreinrichtungen (in Auemühle), sowie einem sehr guten Wegenetz wohl und sehr praktisch ausgerüstet, besitzt eine vorzügliche Feldeisenbahn, so daß sie mit allen Hülfsmitteln der Neuzeit bewirtschaftet wird. Es ist bei der Einrichtung derselben keine Verschwendung getrieben, jedoch auch nirgend an dem, was nötig, in falscher Weise gespart. Man hat hier einen musterhaften, tadellosen, tropischen Betrieb vor sich, welchen näher kennen zu lernen aufrichtiges Vergnügen bereitet. Das ist das allgemeine Urteil nicht nur der flüchtigen Besucher von unseren deutschen Handels- und Kriegsschiffen, sondern auch des kritischen Fachmannes.

Bei der Pflanzung überläßt man jetzt das hängige und flachgründige Terrain dem Kaffee; dem Kakao räumt man den üppigen, tiefgründigen aufgeschwemmten Boden der ebenen Lagen und den tiefen Verwitterungsboden ein. Diese letzteren Bodenarten sind meist tiefbraun gefärbt und von ausgezeichneter chemischer und physikalischer Beschaffenheit. Die An-

pflanzung erfolgt beim Kaffee sowohl wie beim Kakao durch Auslegen der Bohnen, nachdem der Urwald während der Regenzeit gefällt und zu Schluß der Trockenzeit niedergebrannt ist.

### Die Kultur des Kakao.[1])

Die Aussaat der Kakaobohnen erfolgt entweder im Ausgang der Regenzeit (Oktober, November) oder zu Beginn derselben (im April). Es werden gewöhnlich drei Bohnen ca. 2 cm tief in ein Loch gelegt, und später entfernt man die schwachen Pflanzen und läßt die stärksten stehen. Um die junge Kakaopflanze in den ersten Jahren durch Beschattung vor den sengenden Sonnenstrahlen zu schützen, giebt man den Kulturen eine Deckfrucht, am liebsten die Platane, auch große Banane, Pferdebanane oder Plante genannt. Außerdem sorgt man für Schutz gegen glühende Sonne und gegen Stürme, indem beim Waldschlag und Waldbrand große, kräftige Urwaldstämme von Axt und Feuer verschont bleiben. Durch eine richtige Schattenspende kann man sehr zu einer gedeihlichen Entwickelung der jungen Kulturen beitragen. Eine junge einjährige Kakaopflanzung bietet sich zunächst dar als ein buntes Durcheinander von meterhohen, angebrannten Baumstümpfen, modernden Baumstämmen und Aesten, Planten und überragenden stattlichen Palmen nebst kräftigen, stämmigen Urwaldriesen mit breiten belaubten Kronen. Dazwischen sprießen dann im Geviert die jungen Stämmchen des Kakao, welche zu wiederholten Malen im Jahre mit dem Buschmesser, dem sogenannten Cutlaß, von dem überwuchernden Unkraut und Busch befreit werden müssen. Erst nach mehreren Jahren — weiche Hölzer zerfallen bereits nach ein bis zwei, harte Stämme oft erst nach acht bis zehn Jahren — ändert sich das anfänglich wirre Bild und dann gewinnen die Kakaobäumchen die Oberhand; sie unterdrücken alsdann Unkraut und Busch, wenngleich auch noch immer der Reinigung bedürftig.

Steht die Kultur zu dicht, so wächst sie 3 bis 4 m hoch, steht sie lichter und normal, dann wachsen die Bäume mehr in die Breite und erleichtern dadurch die Erntearbeiten. Der Stamm des Kakaobäumchens ist weißgrau und ähnelt in der Farbe dem unserer Birke. Unmittelbar an dem Stamm und den vorjährigen Zweigen sproßt die zarte, weißliche Zwitterblüte an einem schwachen Blütenstengel, aus welcher sich eine birnenartige Frucht entwickelt, die jedoch an beiden Enden etwas gurkenartig ausläuft. Innerhalb der Birne liegen im Fruchtmark die wertvollen Bohnen. Von den vielen Blüten, welche der Kakaobaum treibt, gelangt kaum der vierte Teil zur Frucht. Die Hauptblütezeit fällt in den März und April; die Fruchternte erfolgt von August bis Dezember; im Januar und Februar findet dann noch eine Nachlese statt.

---

[1]) Prof. Dr. Wohltmann: „Der Plantagenbau in Kamerun", S. 23 ff.


Bucht von Victoria (Kamerun).


Bucht von Victoria (Kamerun).

Man rechnet, daß die Kakaopflanzung bereits im vierten Jahre Ertrag liefert und daß im sechsten Jahre die Vollentwickelung beginnt. Der Kaffee liefert schon im dritten Jahre eine Ernte und hat sich im fünften Jahre bereits vollkräftig entwickelt. Auf dem üppigen Boden der Bimbiafarm setzt er jedoch trotz verschwenderischer Blüte in der Ebene nur taube Frucht an und kann dort nur auf dem bergigen, flachen Verwitterungsboden inmitten der Basaltgesteine und Lavabrocken mit Erfolg kultiviert werden.

Kräftige Kakaostämme tragen in Bimbia bis zu 50 und 60 Früchte im Jahre; im Mittel kann man jedoch nicht mehr als 15 bis höchstens 20 Birnen pro Stamm rechnen, von denen eine jede 39 bis 42 Bohnen zu enthalten pflegt, so daß ein Bäumchen rund 600 bis höchstens 800 Bohnen im Mittel liefert. Die Bohnen sind in der Birne ähnlich angeordnet wie die Maiskörner im Maiskolben, aber eine jede Bohne ist an der Achse flach gestielt und umgeben von einem süßsäuerlichen Fruchtmark, um welches sich eine feste Schale schließt.

Das Pflücken der Frucht geschieht unter möglichster Schonung des Stengels der Birne, weil an diesen gern die neuen Blüten ansetzen Sodann wird die Frucht aufgebrochen, die Bohnen werden mit zwei Fingern vom Mark befreit und in eine saubere Holzkiste (ohne Eisenbeschlag) gesammelt. Darauf gelangen sie in das Gärungshaus und werden in Haufen, lose bedeckt mit Segeltuch, einer 60stündigen Gärung unterworfen, bei welcher am ersten Tage eine Temperatur von 33° C., am zweiten eine solche von 37—38° und am dritten von höchstens 42° innezuhalten ist — was durch Lüften des Tuches kontrolliert werden kann —, damit der Kakao nicht zu dunkel brennt. Während der Gärung geht die violette Naturfarbe des Innern der Bohne in die schokoladenbraune Färbung über. Nach vollendeter Gärung werden die Bohnen auf der Bimbiapflanzung mit Händen gewaschen und schließlich durch einen kalten Wasserstrahl von dem anhaftenden schleimigen Fruchtmark gereinigt. Auf der Bibundipflanzung werden die Bohnen auf der Tenne durch Austreten gesäubert. Darauf beginnt die Trocknung, bei sonnigem Wetter auf großen Tischen in der freien Luft, bei nassem durch künstliche Wärme in den Trockenräumen, die so eingerichtet sind, daß sie auch die großen Tische, welche auf Schienen laufend gebaut sind, aufnehmen können. Außerdem sind Mayfarthsche Darröfen vorhanden, in denen man bei 50—55° C. den Rest der Feuchtigkeit entfernen kann. Ueber 70° C. in denselben zu gehen, empfiehlt sich nicht, da alsdann der Kakao leicht einen brennerigen Geruch und Geschmack annimmt. Die beste und billigste Trockenmethode bleibt jedoch immer die Sonne, wenngleich auch die Mayfarthschen Darren gute und schnelle Arbeit liefern. Wenn die Bohne getrocknet ist, ist sie versandfähig für Europa.

## Kautschuk.[1])

Kickxia elastica. Etwa 20 Bäume im Alter von 7 bis 8 Jahren wurden nach verschiedenen Methoden und mit ungleich großen Unterbrechungen angezapft. Nach den bisherigen Ergebnissen ist es unwahrscheinlich, daß in der Gegend von Victoria 100 g trockenen Kautschuks als Durchschnittsernte eines Jahres bei 7- bis 8jährigen Bäumen erreicht werden können. Doch muß betont werden, daß Kickxia in verschiedenen Gegenden ungleich ergiebig ist. Was die Anzapfungsmethode anbelangt, so haben sich wenigstens bei Bäumen bis zum Alter von 10 Jahren die von Dr. Strunck vorgeschlagenen Längsschnitte besser bewährt, als Spiral- oder Grätenschnitte.

Bei der Kultur der Kickxia sollte man sich bemühen, anfangs durch Beschattung, z. B. mit Mehlbananen („Planten"), einen einfachen Stamm zu erziehen, dann aber darauf auszugehen, daß der Stamm nicht zu sehr in die Höhe und dafür desto mehr in die Dicke wächst. Dementsprechend hat später eine Beschattung zu unterbleiben. An Kickxiastämmen, welche, wie dies häufig vorkommt, vom Boden an verzweigt sind, ist die Anzapfung sehr unbequem.

Die Bohrkäfer, welche in manchen Gegenden viele Kickxien schädigen, traten bisher im botanischen Garten nur sehr vereinzelt auf.

Hevea brasiliensis. Die im Berichtsjahre vorgenommenen Untersuchungen hatten das erfreuliche Ergebnis, daß frühere Angaben, wonach Hevea im botanischen Garten nur unbedeutende Kautschukmengen liefern soll, auf einem Irrtum beruhen. Höchst wahrscheinlich waren bisher die Schnitte nicht tief und breit genug angelegt worden. Die den Milchsaft enthaltende Rindenschicht ist nämlich bei Hevea viel weiter von der Oberfläche des Stammes entfernt als bei Kickxia, an deren Rinde schon leichtes Anritzen einen Austritt des Milchsaftes bewirkt.

Im September bis November 1906 wurden zwei etwa 10jährige Bäume angezapft durch schiefe, je 10 bis 20 cm lange Schnitte, die bei dem einen Baum in getrennten Rindenfeldern angebracht waren und innerhalb derselben dicht aneinanderlagen, bei dem andern sich ziemlich gleichmäßig über das untere Stück des Stammes verteilten. Der erstgenannte Baum lieferte in 40 Anzapfungstagen 520 g, der andere in 28 Anzapfungstagen 350 g trockenen Kautschuks. Die Bäume haben nicht im mindesten gelitten, sondern sehen ebenso gesund aus wie früher. Diesen Anzapfungen im Beginn der Trockenzeit reihte sich eine dritte an, welche an das Ende der Trockenzeit, in den Monat März fiel. Bei einem 10jährigen Baume wurde der Spiralschnitt in Anwendung gebracht. Die Ernte von 20 Anzapfungstagen betrug 250 g trockenen Kautschuks. Allerdings steht dieser Baum am Ufer des Limbeflusses, so daß er sich auch während der Trockenzeit im feuchten Erdreich befindet. Die günstigen

[1]) Aus der amtlichen „Denkschrift über die Entwicklung der Schutzgebiete in Afrika und der Südsee 1906/7."

Resultate dieser Anzapfungsversuche riefen bei vielen Pflanzern ein lebhaftes Interesse für die Kultur der Hevea brasiliensis hervor. Alle Hevea-Bäume des Gartens bilden schöne, gerade Stämme. Das Wachstum ist ein viel rascheres als bei Kickxia. Die Stümpfe von mehreren durch Tornados umgebrochenen Bäumen beginnen wieder kräftig auszutreiben. In dem jungen Hevea-Bestand, welcher sich auf Ueberschwemmungsland am Bonjongo-Wege befindet, ist früher der Boden mit Bataten bepflanzt worden; eine Bildung von kräftigen Batatenknollen ist auf diesem feuchten Boden natürlich ausgeschlossen. Dagegen erweist sich die Batate insofern als nützlich, als ihr Laubwerk den Boden völlig bedeckt und so das Aufkommen hochwüchsiger Kräuter verhindert.

Ficus elastica. Auch von diesem Baume ließen sich durchaus befriedigende Kautschukernten gewinnen und zwar sowohl am Ende der Regenzeit wie auch am Ende der Trockenzeit. Ein einziger Ast eines reichverzweigten Baumes, der im November angezapft wurde, lieferte in 3 Tagen 114 g trockenen Kautschuks. Wie bei Hevea sind tiefe und breite Schnitte erforderlich, die gegen die Längsachse des Stammes etwa um 54 Grad geneigt sein sollen. Ficus elastica läßt sich sehr leicht durch Stecklinge vermehren. Der Baum ist nicht auf tiefgründigen Boden angewiesen und findet, da seine Wurzeln sich flach ausbreiten, auch auf steinigem Gelände und an steilen Hängen zusagende Lebensbedingungen.

In verhältnismäßig kurzer Zeit erlangen seine Stämme und Aeste einen großen Umfang. Als günstiger Umstand ist es auch zu bezeichnen, daß in geringer Höhe über dem Boden kräftige, nahezu horizontale Aeste zur Ausbildung gelangen und so einer Anzapfung bequem zugänglich sind, und daß aus den Aesten Luftwurzeln bis zum Boden herabwachsen, welche allmählich zu Stammesdicke erstarken und gleichfalls einer Ausbeutung unterzogen werden können. Zwar nisten sich in den Wunden häufig schädliche Insekten ein. Aber ihre Tätigkeit pflegt sich auf enge Herde zu beschränken, und wird einmal ein Ast zerstört, so bildet sich bald an anderer Stelle ein neuer. Nur selten scheint es zu einer tiefgreifenden, allgemeinen Schädigung des Baumes zu kommen. Ueberdies dürfte es leicht sein, durch Verschließen der Wunde das Eindringen der Schädlinge zu verhindern. Diesbezügliche Versuche sollen demnächst vorgenommen werden. Vielleicht ist das Wachstum von Ficus elastica in dem hiesigen feuchten Klima ein etwas zu üppiges und bedarf rechtzeitiger Einschränkung zu dem Zwecke, einem nachträglichen Absterben einzelner Teile des Baumes vorzubeugen. Entsprechend dieser Vermutung wurden bei einzelnen jungen Bäumen die ersten Seitenzweige entfernt, was die Bildung eines kräftigen Hauptstammes erwarten läßt. Daß Ficus elastica Sonne braucht und durch Beschattung leidet, kann man hier häufig beobachten.

Die von Dr. Schlechter aus Sumatra beziehungsweise aus Neu-Kaledonien mitgebrachten beiden Ficus-Arten liefern ein klebriges, anscheinend minderwertiges Produkt. Es erschien deshalb ratsam, an diesen Pflanzen keine Zeit mit Anzapfungsversuchen zu verschwenden.

Landolphia. Die ersten Exemplare dieser in mehreren wertvollen Arten vertretenen Gattung haben sich zu niedrigen reich verzweigten Büschen entwickelt, wobei die erwünschte Ausbildung starker Stämme unterblieben ist. Zweifellos hängt dies damit zusammen, daß diese Waldpflanzen im Garten viel mehr Sonne erhalten haben als an ihren natürlichen Standorten. Von den jüngeren Landolphien stehen einige an einer stark beschatteten Stelle des Gartens. Hier hatte man aber nicht genügend für Entfernung der Unkräuter gesorgt, so daß die Landolphien teils erstickt wurden, teils in der Entwicklung zurückblieben. Somit läßt sich die Frage, innerhalb welcher Zeit die Landolphia-Stämme eine für die Anzapfung geeignete Dicke erreichen, noch nicht beantworten. Von der im Kamerungebirge, z. B. über Buea, wildwachsenden Landolphia Dawei wurden zahlreiche Pflanzen aus Samen gezogen. Bekanntlich heißt diese Liane in der Sprache der Bakwiris' „maniongo" und wird von diesem Volksstamme zur Kautschukgewinnung benutzt. In den Wäldern des nördlichen Küstengebiets wurden drei im Garten noch nicht kultivierte, gute Kautschuk liefernde Landolphia-Arten angetroffen, welche an den Blättern deutlich zu unterscheiden sind und auch bei den Eingeborenen verschiedene Namen führen. Die in den Garten gebrachten Stecklinge von jenen Pflanzen gingen leider ein.

## Die Küstenbewohner Kameruns.[1])

Der Küstenneger entspricht im großen und ganzen den Vorstellungen, welche man sich in Europa von den Negern zu machen pflegt. Zwar die Hautfarbe wechselt sehr. Hellbraune bis rotbraune Leute, ja ganze Stämme, sind gerade an der Küste nicht selten, und man kann sogar sagen, daß die Sudanvölker im Durchschnitt dunkler sind, am dunkelsten vielleicht gewisse Wüstenstämme. Ihrer Physiognomie nach sind sie dagegen durchweg echte Neger. Der Schädel ist rund und plump, das Haar wollig und steht gruppiert, die Stirn ist sehr verschieden, im allgemeinen mittelhoch und meist zurücktretend. Das Gesicht ist rund und breit. Die Nasenwurzel ist breit und flach, ebenso der Nasenrücken; die Nasenflügel sind stark aufgebläht, die Nase daher breiter als lang; die Nasenspitzen stumpf und aufgestülpt, so daß man in die Löcher hineinsieht. Die Lippen sind dick, wulstig und geschwungen; kurz, alle Fleischteile übermäßig entwickelt. Auch der Körper ist plump, knochig, muskulös und hat ein reichlich entwickeltes Fettpolster.

[1]) S. Passarge: Adamaua, S. 419.

### Ein Zwischenhändler.[1])

N'Gale war das richtige Bild eines westafrikanischen Zwischenhändlers. Auf verhältnismäßig leichte Weise reich geworden, besaß er in Budiman einige ansehnliche Gehöfte, deren einzelne Hütten mit Koffern, Kästen und Kisten angefüllt waren, welche die verschiedensten, in jenen Gegenden üblichen Tausch- und Handels-Gegenstände enthielten. Eine Anzahl alter und junger Weiber, sowie eine Schar von Kindern, zudringliche Zeugen seines ehelichen Glücks, bevölkerten das gut und reinlich gehaltene Anwesen. Er selbst war eine große, wohlbeleibte Gestalt mit einem wahren Gaunergesicht. Die dunkelbraune Hautfarbe seines von Palmkernöl glänzenden muskulösen Oberkörpers erschien durch ein helles Hüftentuch womöglich noch schwärzer. Seine Handgelenke schmückten breite Elfenbeinringe und seinen Hals eine Kette dicker hellgrüner Glasperlen, die sich prächtig von dem dunklen Nacken abhoben. Wie alle Kameruner, so führte auch er mit Vorliebe ein armlanges Stück Baumwollenzeug mit sich, entweder als „Taschentuch" über der Schulter oder als fest unterhalb der einen Brustwarze zugebundene Schärpe, woran sein Schlüsselbund befestigt war. Seine Stimme war tief und heiser, offenbar die Folge zahlreicher Zänkereien mit seinen Handelsfreunden; stets aber wußte er mit ihr durchzudringen, wobei ihm allerdings die Halsadern bis zum Zerspringen anschwollen. Auch der häufige Genuß eines mehr als zweifelhaften Alkohols mochte zu dieser Heiserkeit beitragen, die ich meinerseits nicht noch steigern wollte und ihm darum jeden Schnaps verweigerte das erste, um das jeder Kamerun-Häuptling, einige löbliche Ausnahmen abgerechnet, zu betteln pflegt.

### Eine Hängebrücke über den Mongo.[2])

Den Mongo überschreitet man bei Kombone vermittelst einer sehr geschickt angelegten Hängebrücke. Ob diese Hängebrücken eigene Erfindung der Waldlandstämme oder aber bloße Nachbildungen der im nördlichen Hinterlande im Graslande vorkommenden Brücken sind, ist schwer zu entscheiden; jedenfalls ist ihr Bau das Sinnreichste, was afrikanische Intelligenz und Technik hervorgebracht hat.

Brücken müssen nämlich dortzulande sehr hoch über dem Wasserspiegel angelegt sein, weil die Flüsse in der Regenzeit nicht nur oft viele Meter über ihren niedrigsten Wasserstand steigen und, wenn auch nur stundenlang, zu gewaltigen Strömen anschwellen, sondern auch riesige Baumstämme mit sich führen, deren in die Luft starrende Wurzeln jegliches Hindernis, daß sich ihnen in den Weg stellt, unwiderstehlich hinwegfegen. Da die Eingeborenen die Grundlegung von starken granitenen Pfeilern,

---

[1]) E. Zintgraff: „Nord-Kamerun", S. 6 ff.
[2]) E. Zintgraff: „Nord-Kamerun", S. 87 ff.

die allein solchen gewaltigen Anprall aushalten könnten, nicht verstehen, so haben sie die Aufgabe eines auch in der schlimmsten Regenzeit auf beiden Ufern ungehindert offen zu erhaltenden Verkehrs auf eine ebenso erfinderische wie einfache Weise durch Anfertigung von Lianenhängebrücken gelöst. Zur Befestigung dieser Brücken dienen je zwei auf den beiden Ufern sich gegenüberstehende Bäume. In der Höhe, in der man die Brücke über das Wasser führen will, sind die beiden Bäume des einen Ufers durch schenkelstarke, an hierzu geeigneten Aesten befestigte Querbalken miteinander verbunden. Diese Querbalken tragen ein von Ufer zu Ufer aus etwa 10 Lianen gedrehtes Seil von 10 Centimeter Durchmesser, die eigentliche Brücke, die in dieser Gestalt wie das gespannte Tau eines Seiltänzers aussieht; zu den oft 3 bis 4 Meter hoch über dem Erdboden befindlichen Querbalken führt eine Art breiter Hühnerleiter. Um aber auch den Händen einen Halt zu geben, sind gleichzeitig auf jeder Seite des Seiles in Schulterhöhe wieder zwei gleichlaufende dünnere Lianentaue etwa in Meterabstand gespannt und mit dem Hauptstrang durch senkrechte Stäbe und Lianen, die in spitzem Winkel sich unter dem Hauptstrang treffen und untereinander wieder verknüpft sind, verbunden, so daß eine Art Netz entsteht, worin die eigentliche Laufbrücke zu liegen scheint. Um beim Hinübergehen das Zusammenklappen der beiden Geländer zu verhüten, sind in Abständen von einigen Fuß jedesmal außen an den oberen Seitenlianen starke Baumgabeln befestigt, die sich herzförmig um das Flechtwerk und die Laufbrücke legen.

So lange die Brücken gut im stande sind, ist der Uebergang leicht, wennschon bei Ungeübteren das starke Hin- und Herschwanken Schwindel erzeugen kann. Mehr wie zwei Mann dürfen zu gleicher Zeit die Brücke nicht betreten und das Ueberschreiten erfordert stets etwa 2 bis 3 Minuten.

In diesen Gegenden zahlt man den Eingeborenen nichts für die Benutzung der Brücke, vielmehr besteht eine Verpflichtung für die Dorfgemeinde, im Interesse des öffentlichen Verkehrs die Brücken in gutem Zustande zu erhalten. Verunglückt ein Mann infolge einer mangelhaften oder gänzlich abgerissenen Brücke, wie ich den Fall erlebt habe, so haftet die Dorfgemeinde, auf deren Gebiet das Unglück vorgefallen, und hat für den Umgekommenen Schadenersatz an dessen Stamm zu leisten.

## Die Anfänge der Basler Mission in Kamerun.[1])

Am 23. Dezember 1886 landeten die ersten Basler Brüder in Bethel. Es waren die drei Württemberger Gottlieb Munz mit seiner jungen Frau, Christian Dilger und Johannes Bizer und der Badenser Friedrich Becher. Munz, der schon drei Jahre auf der Goldküste gearbeitet hatte, sollte das Unternehmen leiten. Schon unterwegs war

[1]) Paul Eppler: „Geschichte der Basler Mission 1815—1899", S. 355.

Becher in Altkalabar vom Klimafieber ergriffen worden; die erste Nachricht, die man in Basel aus Kamerun erhielt, war die Kunde, daß er am vierten Tage nach der Landung entschlafen sei. „Gott wollte unsere Mission," schrieb Dilger, „unauflöslich mit diesem Lande verbinden, indem er uns einen aus unserer kleinen Schar in Afrikas Erde betten ließ." Seitdem sind viele solcher Bande geworden. Dilger selber liegt dort begraben, und von all den vier Pionieren steht heute keiner mehr dort in Arbeit. Munz trat 1890 in eine andere Arbeit in der Heimat ein, nachdem er Frau und Kind in Kamerun begraben, die drei andern haben ihr Leben für die Mission gelassen. Von den 60 Missionaren, die bis zum Sommer 1899 ausgesandt wurden, haben 16 in Kamerun den Tod gefunden, dazu 5 Frauen. Aber manche von ihnen haben es sterbend bezeugt, daß ihr Weg nicht verfehlt sei und daß sie Großes für Kamerun erhofften. So als einer der letzten David Hermann, einer der Pioniere von Edie: „Armes Edie! Brüder, gebt Edie nicht auf: denn es wird dort herrlich werden." Die Leitung der Kamerunmission lag seit 1890 in den Händen von Heinrich Bohner, der sich seit 1863 auf der Goldküste reiche Erfahrungen im westafrikanischen Missionsleben gesammelt hatte.

Von den bestehenden baptistischen Gemeinden wurden die Basler Brüder sehr freundlich aufgenommen; es herrschte große Begeisterung. Als dem eingeborenen Prediger der Gemeinde zu Bethel Zwillingssöhne geboren wurden, wandte er sich an Missionar Munz, er solle sie taufen und ihnen die Namen Munz und Dilger geben. Die Missionare meinten freilich, Gottlieb und Christian würden besser passen, und gingen nicht darauf ein. Bald aber zeigte es sich, daß das Verhältnis zu diesen Gemeinden nicht ungetrübt bleiben könne. Besonders die in Bethel war seit Sakers Weggang an große Selbständigkeit gewöhnt, und doch hatten ihre Glieder die christliche und sittliche Reife zur Selbstregierung noch gar nicht erreicht, mit christlicher Zucht und Sitte war es bei ihnen übel bestellt. Es handelte sich darum, die Basler Gemeindeordnung auch hier zur Geltung zu bringen, und damit stieß man auf großen Widerstand. So kam es schließlich zu einem Bruch zwischen diesen Gemeinden und der Basler Mission im Jahre 1888 in Bethel, das Jahr darauf auch in Victoria. Die Missionare handelten dabei genau nach den Instruktionen des Komitees, denn in Basel sagte man sich, es sei viel besser auf diese kleinen Gemeindlein zu verzichten, als auf eine gute Grundlage christlicher Zucht und Ordnung. Hätte man nachgegeben, so hätte man sich auf alle Zeiten die Möglichkeit benommen, eine solide Arbeit zu leisten.

So wurden denn aus den anfänglichen Freunden Gegner, die eine energische Konkurrenz begannen und überall den eigenen Einfluß auszudehnen, den der Basler zu hemmen suchten, woraus den Missionaren

viel Herzeleid erwuchs. Dabei wurden sie von ihren Gesinnungsgenossen in England und namentlich von den deutschen Baptisten unterstützt, die denn auch deutsche Missionare aussandten. Doch ward es auch zu einem mächtigen Antrieb, vorwärts zu gehen und überall, wo Empfänglichkeit für das Evangelium vorhanden war, einzutreten und die Orte womöglich mit eingeborenen Gehülfen zu besetzen. Im Gebiet des Kamerunflusses hatte sich nämlich nur die in Bethel selbst wohnende Gemeinde von Basel losgesagt; auf den Außenstationen waren die Leute treu geblieben. Auch waren für diese einige brauchbare Mitarbeiter aus den Baptisten vorhanden, die bei Basel blieben. Als sich Bethel von Basel trennte, gehörten nominell neun Außenstationen dazu, die zum Teil ein bis drei Tagereisen von der Hauptstation entfernt lagen; schon damals dehnte sich also die Basler Missionsarbeit über ein verhältnismäßig großes Gebiet aus. Dazu gab es viel äußere Arbeit an den Missionshäusern und Kapellen. Zudem mußte man sich in die Sprache hineinarbeiten und sich überhaupt mit Land und Leuten vertraut machen. Das Heidentum, das die Missionare im Lande antrafen, trug einen recht düsteren Charakter. Bezeichnende Erscheinungen waren die sogenannten Losango, Geheimbünde, im Namen irgend eines heidnischen Gottes oder Teufels geschlossen, die ihren Teilnehmern eine furchtbare Schreckensherrschaft über ihre Stammesgenossen verschaffen, mit mancherlei Gewaltthaten verbunden. Nicht selten kamen Mordthaten vor, die mit dem Aberglauben zusammenhingen. Im Gebirge waren besonders Gottesgerichte mit Gifttrank üblich. Fast jeder Todesfall wurde auf Zauberei und Hexenwerk zurückgeführt. Auf tiefer Stufe stand und steht auch das weibliche Geschlecht. Die Weiber gelten als ein Stück des Besitztums, das man verkaufen, verschenken oder ausleihen kann; sie sind auch erblich. Die Sklaverei ist die Grundlage der sozialen Zustände. Die meisten Stämme des Innern waren von europäischer Zivilisation noch ganz unberührt. Die Duala an der Mündung des Kamerunflusses hatten sich des ganzen Zwischenhandels bemächtigt und spielten sich gern als die Herren des Landes auf, auch innerhalb der Gemeinden.

Einen bedeutenden Schritt vorwärts machte die Basler Mission im Jahre 1888 durch die Gründung der Außenstation Mangamba im Aboländchen, die bald zur Hauptstation erhoben wurde. Den Anfang in Mangamba, zehn Stunden landeinwärts von Bethel, machte ein angesehener Mann, der Häuptling Koto. Noch unter den Baptisten war er mit dem Evangelium bekannt geworden und hatte sich taufen lassen. Seine christliche Erkenntnis war freilich ärmlich genug; doch war er von rechtem Ernst und redlichem Eifer beseelt. Um des Evangeliums willen hatte er sieben oder acht Weiber, den größten Teil seines Besitztums, entlassen. Er war durchdrungen von einem starken Trieb, das Evangelium auch andern zu verkünden. So hielt er denn in der Wildnis des Abo-

Markt in Klein-Popo (Togo).

Markt in Klein-Popo (Togo).

ländchens selber Gottesdienste. Als dann Missionare nach Mangamba hinaufkamen, fanden sie dort zu ihrer nicht geringen Ueberraschung ein von frischem Geist belebtes Christenhäuflein. Koto stellte sich bald in den Dienst der Basler Mission. 1888 beschloß man, ein Lehrerhaus zu bauen; als aber der Bau angefangen war, zeigte es sich, daß eine Kapelle nötiger sei. So wurde das angefangene Lehrerhaus zur Kapelle erweitert. Seither wurde man immer wieder überrascht durch die schönen Bewegungen, die sich im Abogebiet zu Gunsten des Christentums zeigten. Die Missionare hatten von Anfang an den Eindruck, ein Zug zum Worte Gottes gehe durch das ganze Aboländchen hindurch. Was dort vorging, war eine Erquickung für das ganze Missionspersonal, das eben damals unter der Separation und Agitation der Baptisten und unter dem Eindruck mehrerer Todesfälle und vieler Krankheiten litt. Ja, es waren hauptsächlich die Berichte über die „Gottesmänner" aus dem Abolande, die das Interesse für die Kamerunmission in weite Kreise trugen und die Ausdehnung des Werkes ermöglichten. Hätte man nur von Separation und Todesfällen zu berichten gehabt, so wäre es wohl um die Lust an der Kamerunmission für lange geschehen gewesen.

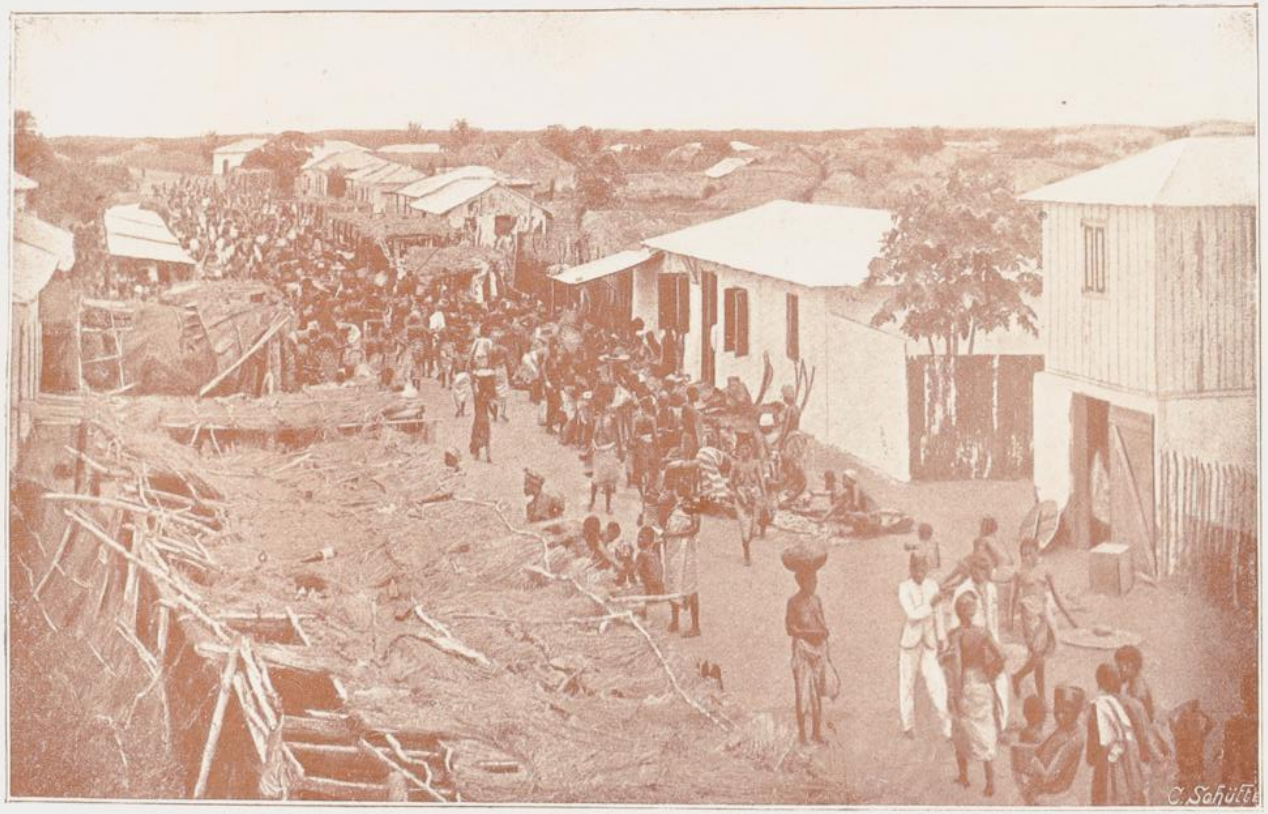
Obgleich man die wenigen verfügbaren Kräfte an der Küste wohl hätte brauchen können, entschloß man sich doch, in Mangamba ein kleines Häuschen zu zeitweiligem Aufenthalt der Missionare zu bauen. Daraus wurde in der Folge ein stattliches Bretterhaus, und schon im Sommer 1889 war die erste Station im Innern von Kamerun gegründet. Besonders erfreut war man über den großen Eifer der Leute, die alle am Bau mitgeholfen, wenn man auch diesen Eifer durch kleine Belohnungen in Gestalt von Tabaksdosen u. dgl. hatte rege halten müssen. Kaum hatten sich zwei Brüder dort niedergelassen, so kamen schon Heiden aus einem entfernten Gebiet mit der Bitte, man möchte ihnen eine Kapelle bauen. Ein Christ, der etwas zu lesen verstand und einige Kapitel der Bibel auswendig wußte, die er, das offene Buch in den Händen, hersagte, hielt Gottesdienst. Wenn er das Wenige, was er zu sagen wußte, den Leutlein verkündete, strömte so viel Volks herbei, daß er fürchten mußte, sein Häuslein möchte bersten. Da und dort im Lande bildeten sich Vereine von „Männern Gottes" oder „Gottesknaben", denn es waren meist junge Leute, die den lebendigen Gott anbeteten, den Sonntag beobachteten und sich besser zu kleiden pflegten. Als durch die Missionare neue Testamente ins Land kamen, galt es bald als Erfordernis, daß ein Gottesmann ein Testament besitze, auch wenn er es verkehrt in der Hand hielt. An einem Orte mochte die erste Anregung auch von einem Weibe ausgegangen sein, das an der Küste etwas vom Christentum erfahren hatte; sofort bauten die Leute eine kleine Kapelle und verlangten von dem Weibe, es solle ihnen predigen. Sie wies das Verlangen ab, und die Leute schickten nach Mangamba, der Missionar sollte zu ihnen kommen.

Von überall ergingen jetzt Einladungen und Bitten um Lehrer. Hatten die Missionare keine zur Verfügung, so baten die Leute wenigstens, ihnen Hausknaben, ihre Diener, abzutreten, daß diese ihnen mehr vom Evangelium erzählen könnten.

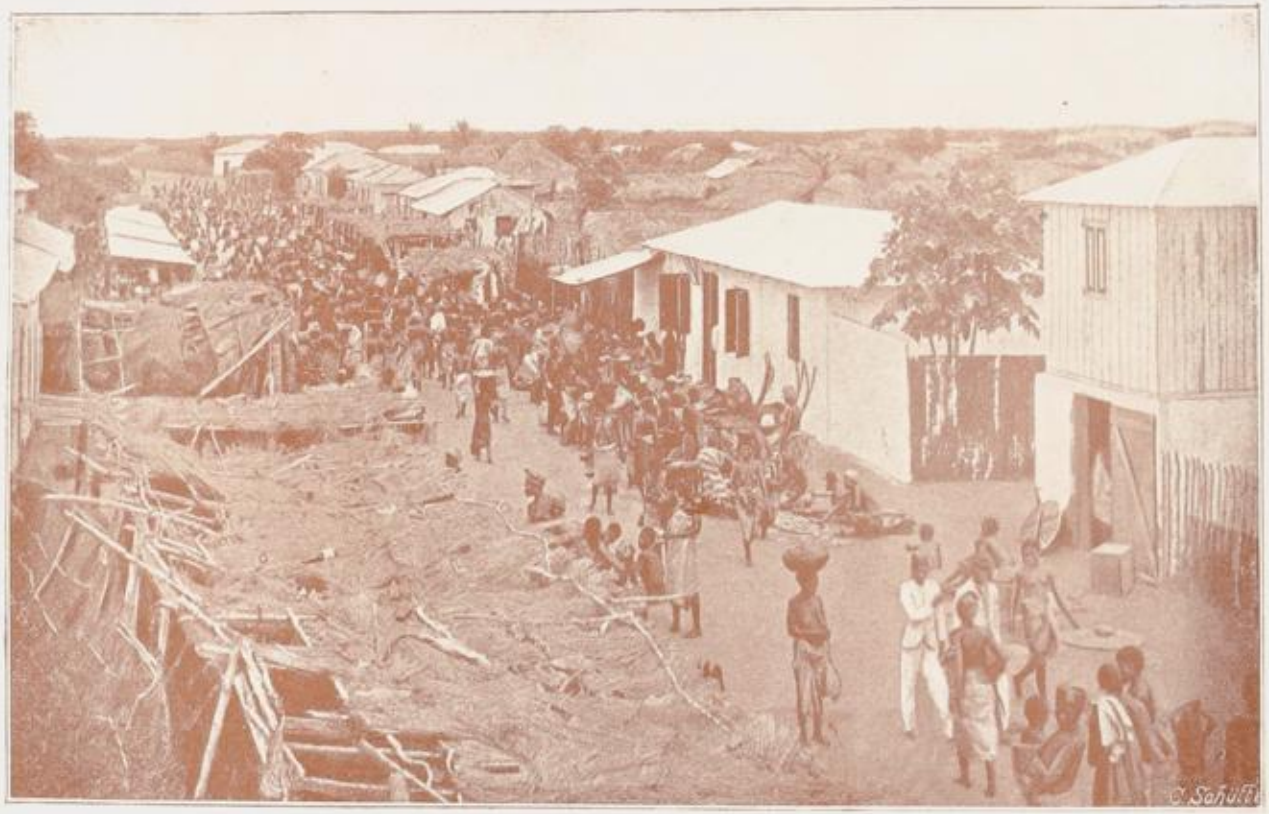
Natürlich erregten solche Bewegungen auch die Aufmerksamkeit und den Widerstand der Heiden. Zuerst widersetzten sich nur etwa die Verwandten der Gottesknaben. Wollten sie zur Schule gehen, so bekamen sie Schläge. Aber die Feindschaft der Eltern ermattete an dem Eifer der Jungen. Doch kam es auch vor, daß ein heidnischer Vater seinen „ungeratenen Sprößling" als Sklaven verkaufte. 1893 aber schlossen sich die Heiden förmlich zusammen, der Sache Gottes gemeinsam zu widerstehen und sie zu unterdrücken. An einzelnen Orten wurde es verboten, den Gottesdienst zu besuchen. Die Straßenpredigt wurde da und dort untersagt. Junge Männer und Knaben wurden sogar genötigt, einen Zaubertrank zu trinken, der sie zu Mitgliedern des Geheimbundes machen sollte. Sie setzten aber den Mißhandlungen ruhige Gelassenheit entgegen, obwohl starke, junge Leute darunter waren. Sie trugen denn auch den Sieg über die Heiden davon, und das Ergebnis war, daß das Christentum immer mehr Achtung und Anklang fand.

---

# IV. Togo




Markt in Lome (Togo).




Markt in Lome (Togo).

# IV. Togo

## a) Allgemeine Beschreibung des Landes.

### Lage und Erwerbsgeschichte.[1])

Togo, unsere kleinste afrikanische Kolonie (87 200 qkm), ist mehr als doppelt so groß als Schlesien, liegt an der Sklavenküste, im Osten durch den Mono von der französischen Dahomekolonie, im Westen durch den Volta von der englischen Goldküste geschieden. An der Küste 52 km breit, erstreckt es sich in fächerartiger Entfaltung bis zum 11. Grade nördlicher Breite.

Auf das Ersuchen von Bremer Kaufleuten, welche infolge englischer Umtriebe von den Eingeborenen in ihrem Handelsbetriebe gestört wurden, schloß Dr. Nachtigal im Auftrage der deutschen Regierung am 5. Juli 1884 mit dem Oberhäuptling von Togo ein Schutz- und Trutzbündnis ab. Allmählich wurde die deutsche Herrschaft in das Innere des Landes vorgeschoben und zunächst in Verhandlungen mit England (1. Juli 1890 und 1904) und Frankreich (24. Dezember 1885 und 9. Juli 1897) die Ost- und die Westgrenze festgelegt. Der Wunsch, im Norden den Niger zu erreichen, führte zur Entsendung der Togo-Expedition unter Dr. Gruner (1895), der es auch gelang, mehrere wichtige Verträge mit Häuptlingen des Hinterlandes abzuschließen, so daß bei den darauf folgenden Verhandlungen mit England und Frankreich die deutsche Nordgrenze wenigstens bis an das Gebiet von Pama und Gurunsi vorgeschoben werden konnte (9. Juli 1897).

### Bodengestalt. Bewässerung.

Der Strand der flachen Küstenregion ist durch die hier besonders starke und gefährliche Brandung (Calema genannt) aus angetriebenem hellfarbigem Sande aufgebaut worden. Eigentliche Häfen fehlen, auch der Hauptort Lome besitzt nur eine ungeschützte Reede; zur Erleichterung der Landung ist hier 1905 eine 300 m lange Landungsbrücke über die Brandung hinweg erbaut worden. An den 50—200 Schritt breiten Sandstreifen der Küste schließt sich ein etwas höherer, mit unentwirrbarem Dornbuschdickicht und einzelnen Kokospalmen bestandener ½ bis 1½ km breiter Damm an, der aus salzdurchtränktem Sandboden besteht und von schmalen Negerpfaden durchschnitten ist.

[1]) Siehe Seite 106.

Ein langgestreckter, schmaler (200—1000 m) Küstensee (oder besser ein Haff, als dessen Nehrung der Küstenstreifen anzusehen ist), der sich an zwei Stellen zum Togo und zum Wo-See verbreitert, von salzhaltigem Grundwasser und den spärlichen Wassermengen des Sio und Haho gespeist und durch massenhafte Zufuhr von feinen Trümmermassen gelbgrau gefärbt wird, trennt den Küstenstreifen vom eigentlichen Festland. Hinter der Lagune dehnt sich nach dem Landesinnern allmählich sanft wellenförmig ansteigend eine endlose Savanne aus, deren Südrand sich gegen die Lagune in einer Höhe von 5—15 m steil absetzt und deren roter Laterit- oder grauer Tongrund von einer starken Schicht schwarzer fruchtbarer Humuserde bedeckt ist. Die Gleichförmigkeit dieser Savanne wird durch ein reichlich bewaldetes Mittelgebirge, das an Höhe dem Rheinischen Schiefergebirge gleichkommt und aus Urgestein besteht, unterbrochen.

Nach Norden fällt es in steiler Böschung zum niedrigen (etwa 400 m), nach dem Innern zu allmählich sich senkenden Plateau des Westsudans ab.

Das Gebirge ist gleichzeitig das Quelland der meisten Wasserläufe. Es sind Regenflüsse oder für die Schiffbarkeit unbenutzbare reißende Bergströme. Der Mono ist indessen 100 km aufwärts schiffbar; der Volta trägt in der Regenzeit kleine Dampfer bis Kete-Kratschi und ist auch sonst über Yeggi hinaus schiffbar. Ein Wasserfall oberhalb Kete-Kratschis muß zu Lande umgangen werden.

## Klima. Gesundheitsverhältnisse.

Das Klima ist tropisch. Die Wärme beträgt im Jahresmittel an der Küste über 26 Grad Celsius. Die höchste Temperatur fällt in die Zeit des nordhemisphärischen Winters, die geringste in die Monate Juli bis September. Die Hitze wird durch eine tagsüber an der Küste wehende Seebrise gemildert und nimmt nach dem Innern zu allmählich ab. Mit dem Zenithdurchgang der Sonne treten die Regenzeiten ein, die durch Gewitter und Tornadoperioden eingeleitet werden und mit zwei Trockenzeiten abwechseln. Die erste Regenzeit dauert vom März bis Juni, die zweite (nicht selten ausbleibende) fällt in die Monate September bis November. Auf dem lufttrockenen, des Nachttaus entbehrenden und auch sonst wenig bewässerten Binnenplateau wechselt eine Regenzeit (Juli bis Oktober) mit einer Trockenzeit (November bis Februar) und einer Übergangszeit von veränderlichem Charakter. Im Gebirge, das die Seewinde auffängt, pflegen in jedem Monat Niederschläge zu fallen.

In den Sommermonaten herrschen infolge der starken Erhitzung des Bodens der Sahara an der ganzen Guineaküste kühle und feuchte Süd- und Südwestwinde, im Winter trockene Nord- und Nordostwinde, letztere

mitunter in Form des große Staubmassen mit sich führenden außerordentlich trockenen Harmatans.

Zwar sind die Seewinde des Sommers und das Fehlen des in Ostafrika und in Kamerun auftretenden Mangrovedickichts der Küste von günstigem Einfluß auf die Gesundheitsverhältnisse. Aber die nach der Regenzeit an der Küste und auch an vielen Stellen des Innern auftretenden Fieberkrankheiten (in der schwersten Form als Schwarzwasserfieber) machen das Land dennoch ungesund. Sonst sind Leber- und Milzkrankheiten, Aussatz, Genickstarre, Ruhr, Augenübel und eine als „Roter Hund" bekannte Hautkrankheit häufig. Im Norden scheint auch die Schlafkrankheit und an der Küste seit 1903 das Gelbe Fieber einziehen zu wollen. Die Pockenepidemien der Eingeborenen werden in neuerer Zeit durch regelmäßige Impfungen erfolgreich bekämpft. In Anecho ist im Jahre 1894 das Nachtigal-Krankenhaus errichtet worden.

## Pflanzen- und Tierwelt.

Die hin- und herwogende Gewalt des brandenden Meeres läßt auf dem Sandstreifen der Küste keine Vegetation aufkommen. Das Dornbuschdickicht des dahinter liegenden Walles ist bereits erwähnt worden. Die sumpfigen und sandigen Ufer der Lagune sind mit Gestrüpp aller Art umkränzt. Die Savanne ist mit 3 m hohem Gras bestanden und wird hin und wieder von Waldinseln oder einzelstehenden Stämmen der charakteristischen Steppenbäume (Affenbrotbaum, Fächerpalme, Weinpalme, Seidenwollbaum) unterbrochen.

Die Flußläufe in der Steppe werden von schmalen Galeriewäldern eingefaßt. An der Küste sind in zerstreuten Beständen wohl 200 000 Kokosbäume nach und nach angepflanzt worden; sie ziehen sich auch noch weit ins Binnenland hinein. Wildwachsend und angebaut findet sich ferner — zum großen Teil in dichten Wäldern — von der Küste bis zum Fuße des Gebirges die wirtschaftlich unschätzbare Ölpalme. Die Gebirgshänge sind mit dichtem Urwald bedeckt, die Kuppen und Kämme mit Gras bestanden. Die wellige Grasebene des Binnenplateaus zeigt niedrigeren Graswuchs und verkrüppelten Baumbestand. Waldinseln und Galeriewälder bestehen aus Akazien, Tamarinden, Seidenwollbäumen, Schibutterbäumen, Delebpalmen u. a. Auch hier fehlt der charakteristische Affenbrotbaum nicht.

Die Lagune ist reich an Fischen, auch Krokodile sind hier wie in den Flüssen häufig. Ungezählte Scharen von Wasservögeln tummeln sich im Rohre, dagegen sind größere Säugetiere hier wie in der dicht bevölkerten Ebene selten. Die Zwergantilope ist in der Steppe häufiger anzutreffen. In den Pflanzungen beobachtet man große Schwärme rotbrüstiger Tauben, in den Galeriewäldern den Riesenturako. Überhaupt ist die Vogelwelt in Togo reich vertreten (gegen 300 Arten). An der

ganzen Guineaküste findet man auch mehrere Arten unserer heimischen Vogelwelt als Wintergäste.

Erst auf dem Gebirge und auf dem Binnenplateau wird die Tierwelt mannigfaltiger. Von größeren Säugetieren finden sich Löwen, Leoparden, gefleckte Hyänen, Schakals, Tigerkatzen, Ginsterkatzen, Zibethkatzen, Servals, Büffel und Antilopen. Elefanten sind besonders in Adeli und Buem häufig. In den Wäldern tummeln sich Meerkatzen, Seidenaffen, Paviane und der riesige Nashornvogel. 35 Schlangenarten, darunter acht Giftschlangen, sind bereits aufgefunden worden. Die Flüsse, reich an Fischen und Krokodilen, beherbergen nicht selten auch die plumpen Flußpferde. Mehrere Raubvögel (Kappengeier, brauner Adler, Schopfadler) treiben im Gebirge ihr räuberisches Wesen. Einige Vogelarten, die der nordwestafrikanischen Vogelwelt angehören, sind bis zum Südrand des Gebirges vorgedrungen.

Unter den Insekten machen sich hier wie in Kamerun die Wanderameisen, Moskitos, Sandflöhe und Heuschrecken besonders lästig.

## Die Bevölkerung.

Die Bevölkerung (etwa 1 Million, außer 300 Weißen) gehört zu den Sudannegern. Die Stämme der Küstenebene bilden im Verein mit denen des benachbarten Dahome den Ewhe[1]) Sprachstamm. Es sind wohlgebildete, schlanke Leute von kaffee- bis schwarzbrauner Hautfarbe. Die im Gebirge hausenden Stämme (wie Akposso, Atakpama, Kebu, Borada usw.) sind gedrungener und kräftiger gebaut, aber auch weniger friedfertig als die Bewohner der Küstenebene. Obwohl mit diesen sicherlich stammverwandt, sprechen sie mehrere abweichende, wenn auch vielleicht grundverwandte Sprachen. Sie sind Fetischanbeter.

Auf dem Binnenplateau macht sich bereits der Einfluß der Fulbe und Haussa und damit des Islams geltend. Die Haussasprache wird dort überall neben der Landessprache verstanden. Die mageren und sehnigen Plateaubewohner haben es denn auch, im Gegensatz zu den Stammeszersplitterungen im Süden, unter diesem Einfluß zu größeren Staatenbildungen gebracht.

Die Ewhe sind gutmütig und friedfertig, dabei fleißig und leistungsfähig. Sie treiben Ackerbau und genießen in Eisen- und Lederbereitung, in der Töpferei, Weberei und Flechterei einen wohlverdienten Ruf. Auch vermitteln sie den Handelsverkehr zwischen der Küste und den Stämmen des Binnenlandes. Die Gebirgsstämme haben die Schmiedekunst nicht unerheblich entwickelt. Unter den Binnenstämmen wird Handel, Ackerbau, Viehzucht und Gewerbetätigkeit in hohem Grade gepflegt. Die

[1]) Das wh, wofür man auch vh oder ph schreibt, ist ein mit beiden Lippen, nicht wie bei uns, mit Oberzähnen und Unterlippen gesprochenes f. Wir bilden diesen Laut, wenn wir etwas Leichtes mit gespitztem Munde fortblasen wollen.


Die Lagune (Togo).

Die Lagune (Togo).

Mossi sind als Eselzüchter und Weber besonders bekannt, die Tschautyo treiben Pferdezucht, die Salagaleute widmen sich dem Handel. Zahlreiche Haussakarawanen durchziehen das Land.

### Produktion des Landes, Gewerbefleiß.

Die Haupterzeugnisse sind hier wie in Kamerun Palmöl und Palmkerne; dazu kommen Kokosnüsse, Kopra (der getrocknete Kern der Kokosnuß), Kautschuk, Erdnüsse, Mais, Nutzfasern (besonders von Weinpalmen), Kolanüsse und einige Nutzhölzer

Der Anbau von Baumwolle, mit dem seit 1901 Versuche gemacht worden sind, hat sich durchaus bewährt und nimmt einen geradezu erstaunlichen Aufschwung. Einer besonderen Förderung erfreut sich derselbe durch die vom Kolonialwirtschaftlichen Komitee errichteten und jetzt von der Regierung übernommenen Baumwollschule zu Nuatjä, die jetzt zu einer landwirtschaftlichen Schule erweitert ist. Nach dreijährigem erfolgreichen Besuch erhalten die Schüler 8 Hektar Land zur eigenen Bewirtschaftung und Ackergeräte.

Ackerbau ist im ganzen Schutzgebiet verbreitet; hauptsächlich werden Mais, in der Nähe des Gebirges Reis und außerdem Bananen, Planten, Jams, Süßkartoffeln, Taro, Kassada, Kohl, Spinat, Hirse, Bohnen, Zuckerrohr und viele Obstarten angebaut, auf der Hochebene des Innern auch Tabak und Baumwolle gezogen.

Die Plantagen der Europäer liefern Kautschuk, Kakao und die Produkte der Kokospalme. Von der Blüte des Ackerbaues gab die aus Anlaß der Eröffnung der Eisenbahn Lome-Palime vom 27.—31. Januar 1907 veranstaltete erste landwirtschaftliche Ausstellung zu Palime ein beredtes Zeugnis.

Auch Viehzucht wird überall getrieben, aber selten in größerem Umfange oder nach rationellen Grundsätzen. Das Rind findet sich in drei Arten; sonst werden Schafe, Schweine, Ziegen, Hühner, Truthühner, Perlhühner, Tauben gehalten, auf dem Binnenplateau auch Pferde und Esel gezüchtet. Der Fischfang wird eifrig betrieben, und der Fischhandel spielt daher eine ziemlich bedeutende Rolle. Der Jagd widmet sich berufsmäßig besonders die Bevölkerung der Hochebene.

An nutzbaren Mineralien finden sich in Togo Gold, dessen Abbau sich vorläufig allerdings nicht lohnt, und Eisen. Die Eisenerzlager von Banjeli sollen etwa 50 Prozent reines Metall enthalten. „Die Gewinnungskosten der Erze dürften, da nur Tagebau in Anwendung kommt, recht gering sein; denn Abraum ist kaum vorhanden, die Arbeitslöhne würden auch sehr niedrig sein.“ (Dr. Koert.) In der Nähe von Anecho wird Kalk gebrochen.

Die heimische Industrie ist hochentwickelt; sie beschäftigt sich besonders mit Weberei (mit einheimischer Baumwolle), Töpferei (z. B. in

Bolu an der Küste und in Tove im Innern), Ziegelbrennerei (in Gridji), dem Schmiedehandwerk (besonders in Nyambo am Agugebirge und in Atakpame), Flechterei (Matten, Körbe, Taschen, Hüte) und Holzschnitzerei.

## Handel und Verkehr.

An der Küste sitzt eine Anzahl europäischer (meist Bremer und Hamburger) Firmen, die den Ein- und Ausfuhrverkehr in der Hand haben. Die Haupthandelsplätze sind Lome und Klein-Popo. Der Verkehr mit den Gebirgsstämmen wird durch die Ewhe, mit dem Sudan durch die Karawanen der Haussahändler vermittelt. An Eisenbahnen besitzt die Kolonie die Küstenbahn Lome-Anecho (45 km), die am 27. Januar 1907 eröffnete Inland-Bahn Lome-Agome-Palime (123 km), zu der sich bald als dritte die Linie Lome-Atakpame (180 km) gesellen wird. Eingeführt werden hauptsächlich baumwollene Zeuge und Garn, Rum, Tabak, Salz, Eisenwaren, Feuersteingewehre, grobes Pulver usw. Die Ausfuhr beschränkt sich in der Hauptsache auf Palmöl, Palmkerne, Kakao, Mais, Kautschuk, Elfenbein, Baumwolle, Nutzhölzer. Sie hatte 1907 einen Wert von fast 6 Mill. Mark, die Einfuhr von 6,7 Mill. Mark. Ein vielbesuchter Handelsmittelpunkt im Innern ist Kete-Kratschi.

Mit dem Mutterland ist das Schutzgebiet durch die Dampfer der Hamburger Woermann-Linie verbunden (5 Dampfer in jedem Monat). Außerdem verkehren auch englische und französische Schiffslinien. Sieben Post- bezw. Telegraphenanstalten befinden sich in Togo. Sie sind mit Telegraphen unter sich und mit Accra im Westen, sowie mit Dahome im Osten verbunden und hierdurch an das internationale Telegraphennetz angeschlossen.

## Verwaltung, Schule, Mission.

An der Spitze der Verwaltung steht ein Gouverneur, zurzeit Herr Graf von Zech. Der Sitz der Regierung ist Lome. Eine eigentliche Schutztruppe hat das Gebiet nicht, dagegen eine Polizeitruppe von 150 Eingeborenen. Die Kolonie wird in acht Bezirksämter eingeteilt. Lome zählt jetzt bereits über 6000 Einwohner; auch Anecho auf der Nehrung gelegen, hat sich erfreulich entwickelt. Dagegen gehen die übrigen Küstenplätze immer mehr zurück.

In Sebe, der früheren Hauptstadt, besteht eine fünfklassige Regierungsschule, ebenso in Lome, wo auch eine Handwerkerschule sich befindet. Neben der norddeutschen (Bremer) und der Baseler Missionsgesellschaft wirken die Wesleyaner und die (katholische) Gesellschaft des Göttlichen Wortes (sogenannte Steyler Mission) mit gutem Erfolge für die Ausbreitung des Evangeliums.

## b) Aus den Berichten der Reisenden und Forscher.

### Durch das Agome-Gebirge.[1])

Die Straße nach Kpando führt nordwestlich über das Agome-Gebirge in das Thal des Volta. Der Weg, der von der Station angelegt ist, führt in Windungen in der großen Schlucht des Ähä bis auf den François-Paß. Zu beiden Seiten des Weges ziehen sich die 700 bis 800 m hohen Bergzüge entlang, und ziemlich steil fällt die tiefe Schlucht ab, die hier der Ähä bildet. Ein dichter Laubwald bedeckt die Höhen und in großen Kehren führt der ziemlich breit angelegte Weg trotz der Steigung verhältnißmäßig bequem auf den Paß. Eine lange Holzrinne leitet das Quellwasser bergab. Vor dem Wanderer thürmen sich die steilen Höhen auf, hinter ihm entfaltet sich ein herrliches Landschaftsbild. Von den einzelnen Absätzen, die den Weg unterbrechen, hat er Gelegenheit, einen Rückblick ins Thal zu werfen und von den Bergen von Agome Abschied zu nehmen. In einer Höhe von fast 600 m liegt die große Schlucht des Ähä vor ihm, die nach Süden hin den Gebirgsstock teilt; zu seinen Füßen blinken ab und zu die winzigen Häuser der Station und weithin ziehen sich die Bergketten, bis sie allmählich in das weite Thal übergehen. In zauberhafter Ferne erglänzt der Agu und belebt mit seinen hohen Gipfeln die weite Ebene, welche den Horizont abschließt. Plötzlich öffnen sich die Berge nach Norden und wir befinden uns auf dem kleinen Plateau des Passes. An den nördlichen Abhängen liegen noch kleine Hütten, in denen die Handwerker der Station wohnen. Wir berühren hier die nördliche und südliche Wasserscheide und verlassen somit die Thäler des Ähä; vor uns nehmen die Quellen des Tii oder Kolli ihren Lauf zur Ebene und durchschneiden in tiefen Schluchten die Gebirgsketten in fast nördlicher Richtung.

### Von Tongbe nach Kame.[2])

Wir nahmen von Tongbe aus noch den alten Weg, der quer über das Gebirge nach Kame und Leglebi und dann in der Ebene nach Kpando führt. Von Tongbe geht es auf einem schmalen ausgetretenen Pfade durch viele Mais- und Reisfarmen, die häufig von großen, schönen Bananen beschattet werden, bis man den Kolli erreicht, der hier in tiefer Schlucht die sanft ansteigende Hochebene durchschneidet und jenseits derselben in schroffen steilen Abhängen das felsige Gebirge zerklüftet. Erst jetzt beginnt der beschwerlichste Pfad, der bald in das tiefe Thal des Kolli, bald auf die steilen Höhen zu dem etwa 400 m hohen Kamegebirge führt, welches dem Wanderer einen wildromantischen Anblick gewährt. Ein schöner Urwald beschattet unsern Weg; überall findet man eine Art wild-

[1]) H. Klose: „Togo unter deutscher Flagge", S. 192.
[2]) H. Klose: „Togo unter deutscher Flagge", S. 194.

wachsender Mangopflaumenbäume, deren abgefallene gelbe Früchte auf dem Boden liegen und den Wanderer zum Essen einladen. Dieselben besitzen einen terpentinartigen Geschmack und werden gern von den Eingeborenen zum Löschen des Durstes genossen. Unten im Grunde murmelt der Tiibach, den man fünfmal zu überschreiten hat. Steil führt der Weg über Felsblöcke und Geröll den Bach hinunter, welcher den Reisenden öfter zu einem unfreiwilligen kalten Bade zwingt. So geht es eine Weile über große Felsblöcke an dem Bach entlang, der sich durch die Felsen hindurchzwängt, oft kleine Wasserfälle bildend; dann plötzlich muß man wieder 300 bis 400 m steil aufwärts, um nach wenigen Minuten nochmals in das Thal des Baches hinabzusteigen. Große Felsblöcke und Wurzeln erschweren den Marsch, und mühsam gleitet der Träger mit seiner schweren Last, welche jeden Augenblick hinunter zu fallen droht, den steilen Pfad hinab. Oftmals sind meterhohe Felsen zu übersteigen und mit Anstrengung kämpft man sich an den Wurzeln und Aesten der Bäume vorbei in dem ausgetretenen Pfade vorwärts. In der Trockenzeit fließen die Bäche spärlich; in der Regenzeit dagegen ist ihre Ueberschreitung nicht gefahrlos. Die reißende Strömung, welche große erratische Blöcke und Baumstämme mit sich führt, reicht häufig dem Wanderer bis an die Brust, und nur mühsam können dann die Lasten durch das Wasser befördert werden. Nach zweistündigem Marsche auf diesem Pfade erreichen wir das Bergdorf Kame, das ganz auf der Höhe liegt; wir begrüßen es als eine Erlösung von den überstandenen Mühen. Urwüchsige, schöne und kräftig gebaute Leute empfangen den Reisenden freundlich grüßend und bieten ihm herrliches, krystallhelles Quellwasser zum Trunke an. Das Dorf liegt einsam und verlassen auf einem kleinen Plateau zwischen hohen Bergen und Felsen, umgeben von dichtem Urwald. Kleine, viereckige Hütten ziehen sich an der Straße entlang, an der unter schattigen Bäumen der Marktplatz mit seinen primitiven, aus alten Baumstämmen hergestellten Bänken liegt. Auch wir machen hier Rast, um nach den Strapazen und Anstrengungen des Marsches einige Zeit der Ruhe zu pflegen.

### Hüttenbau der Ewheneger.[1])

Zu der wichtigsten Beschäftigung der Ewheneger gehört unstreitig der Bau ihrer Hütten. Jeder Ewheneger baut sich seine Hütte und sein Gehöft selbst auf. Er lernt dies schon in der Jugend, da er wie die übrigen Familienmitglieder bei dem Bau des Vaters fleißig mitarbeiten muß. Der Bau der Hütten ist im allgemeinen ein zwar sehr einfacher, indessen erfüllen sie vollkommen ihren Zweck und halten gut Stand gegen die Unbilden der Witterung. Die Form der Hütten ist bei den Ewheleuten ausschließlich viereckig; sie sind gewöhnlich 3 m breit, 5 bis 6 m lang und

[1]) H. Klose: „Togo unter deutscher Flagge", S. 264 ff.

werden von einem großen Giebeldach eingedeckt. Jede Hütte hat einen Eingang, der zugleich das Licht einläßt, da bei den wirklich typischen Eingeborenen-Hütten weder Läden noch Fensteröffnungen vorhanden sind. Meistens enthält die Hütte nur einen, selten mehrere Räume. Die Hütten werden in der Art gebaut, daß zuerst ein Gerüst von rohen Pfeilern und doppelten Querleisten aufgeführt wird, dessen ungefähr 2 m hohe Seitenwände aus rohen Stangen bestehen. Die Giebelseiten sind etwas höher, bis 3 und 3 1/2 m aufgeführt. Die Dachsparren sind, wenn Bambus vorhanden ist, aus diesem Material angefertigt, während die Querleisten des Daches aus Blattrippen der Wein- und Oelpalme bestehen. Die Wände werden zwischen den doppelten Leisten mit Lehm ausgefüllt, wozu öfters wegen ihrer Festigkeit Termitenhaufen verwendet werden. Um den Luftzug in der Hütte zu ermöglichen, bleibt zwischen dem Dach und den Giebelseiten ein freier Raum. Das Dach wird mit Gras eingedeckt, das ziegelartig übereinander liegt und auch dem stärksten Tornado Widerstand leistet. Der Fußboden wird aus Lehm zu einer Tenne festgestampft. Bei luxuriösen Bauten werden die Wände des Hauses mit hellgelber Erdfarbe, sowie die Kanten und die Einfassung der Thür mit einer roten Thonfarbe gestrichen. In den besseren Hütten findet man eine sogenannte Schlafbank, d. h. ein Brett, welches auf vier Pfählen ruht und auf dem eine 3 bis 4 Zoll starke, aus Gras geflochtene Schlafmatte liegt. Interessant ist es, wie der Neger sich ohne Moskitonetz in der Hütte gegen Ueberfälle der Moskito zu schützen weiß. Er hüllt sich vollkommen, selbst den Kopf, die Arme und Beine in ein großes Tuch ein und ist auf diese Weise vollständig geschützt. Ein Weißer würde in dieser Lage bei der großen Hitze fast ersticken und mehr leiden, als durch Stiche der Moskito, gegen welche man mit der Zeit fast unempfindlich wird. Bei den reichen Händlern findet man roh gezimmerte Holzbettstellen mit Moskitovorhängen aus europäischem Kattun; ihre Häuser haben auch schon Fensterluken, die mit Holzläden verschlossen werden. Die Eingänge zu den Hütten werden des Nachts mit Vorsetzern verschlossen. Die Vorsetzer bestehen gewöhnlich aus zusammengefügten Palmblattrippen. Das Dach wird zuweilen über die Seitenwände herabhängend durch Stützen gehalten und auf diese Weise ein Vorraum geschaffen, welcher gegen Sonne und Regen schützt. Wie wir schon früher erwähnt haben, befinden sich die Feuerstätten entweder vor der Hütte oder unter einem kleinen Grasdach, seltener in der Hütte selbst. Ferner findet man in jedem Gehöft den bekannten hölzernen Trog zum Fußstampfen, sowie Ställe für das Kleinvieh. Die Ställe sind in der Regel nichts weiter als ein kleiner Raum, der durch Knüppelhölzer abgesperrt ist und in welchem die Tiere des Nachts gehalten werden. In einer Ecke des Gehöfts ist auch häufig noch ein kleiner Raum zum Waschen abgeteilt. In ölreichen Gegenden findet man in den Gehöften kleine runde, gepflasterte Gruben,

welche zur Aufnahme und Gährung der Oelpalmenfrüchte dienen. Die Dörfer besitzen gemeinsam sogenannte Reiben, auf denen die Frauen Korn, Maiskörner, Pfeffer, sowie andere Früchte zerreiben. Diese Reiben bestehen aus einem viereckigen Lehmblock von ungefähr 1 m Höhe, der oben mit einem großen Stein versehen ist, auf welchem die Früchte mittels kleiner Steine zerrieben werden.

### Gottesurteile.[1])

Einer der gefürchtetsten Fetische ist in Anecho an der Küste der schon vorher erwähnte Fetisch Nanyo, der treulose Frauen durch den Priester mit dem Giftbecher bestraft. Derselbe wird, namentlich bei Mördern, wenn die Gerichte die Schuld oder Unschuld des Betreffenden nicht zu entscheiden vermögen, angerufen, um gewissermaßen ein Gottesurteil zu fällen. Der Priester des Nanyo fragt den Angeschuldigten, ob er den Mord begangen habe oder nicht; gesteht dieser die That nicht ein oder verweigert er die Aussage, so wird er dazu durch den Trank des Fetisch gezwungen. Bei dieser feierlichen Zeremonie werden dem Angeschuldigten die Haare sowie die Nägel an den Fingern und Füßen beschnitten. Der Fetischpriester holt alsdann einen Fetisch aus seiner Hütte und vergräbt ihn, sowie die Haare und Nägel, vor der Fetischhütte. Er beschwört darauf nochmals den Angeschuldigten, die Wahrheit zu gestehen, widrigenfalls er von dem großen Fetisch getötet werden würde. Der Priester ruft den Fetisch herbei und bittet um seine Unterstützung. Darauf wird dem Angeklagten eine Kalabasse mit dem Fetischtrunk gereicht, welche dieser leeren muß. Stirbt er von dem Gift, welches der Priester bereitet hat, innerhalb acht Tagen, so hat Nanyo durch den Tod die Schuld des Angeklagten gesühnt. Ein Totenfest wird nicht gefeiert, weil der Geist des Toten zur Sühne noch umherirrt. Die Leiche wird auf einem Gestell von vier Pfählen in den Busch oder an einen abgelegenen Ort getragen und den wilden Tieren und Geiern preisgegeben. So sieht man in den sumpfigen Gegenden bei Degbenu öfter die gebleichten Totengerippe solcher Opfer. Ferner wird häufig freiwillig von zwei Leuten oder Parteien, die sich streiten und den Beweis der Wahrheit antreten wollen, der Giftbecher getrunken. Auch auf andere Weise kann die Schuld von Dieben oder kleineren Missethätern durch den Fetisch bewiesen werden Der Priester stellt eine Schüssel mit siedendem Oel auf, in diese wird ein Ring geworfen und der Verdächtige gezwungen, den Ring aus der Schüssel herauszunehmen. Bevor er jedoch dieses Experiment ausführt, taucht er die Hände in eine andere Schüssel, die eine Abkochung von verschiedenen Pflanzengiften enthalten soll. Wahrscheinlich schützen diese vor der Verbrühung; doch glauben die Leute fest daran, daß der Schuldige

[1]) H. Klose: „Togo unter deutscher Flagge", S. 269 ff.

sich trotz dieses Präservativs verbrüht. Der Beschädigte wird als schuldig befunden und verurteilt. Wird jemand einer Lüge beschuldigt, so wird er ebenfalls vor den Fetischpriester geführt und dieser beweist zuweilen durch ein Wunder die Schuld oder Unschuld des Betreffenden und gleichzeitig die Macht des Fetischgottes. Im öffentlichen Palaver wird der Angeklagte von dem Fetischpriester beschworen, die Wahrheit zu gestehen; sagt er nach Ansicht der Leute nicht die Wahrheit, so werden ihm von dem Priester die Augen mit einem ätzenden Gift eingerieben. Das Gift beginnt alsbald zu wirken; in diesem Zustande wird dann der Gepeinigte nochmals verhört und ihm von dem Priester angekündigt, daß ihn, falls er die gewünschte Aussage macht, der große Fetisch von den Schmerzen erlösen würde. In dieser Hoffnung sagt der Betreffende alles aus, was von ihm verlangt wird, und so fällt er schuldig oder unschuldig seinem Ankläger und dem Fetisch zum Opfer. Der Priester befreit ihn nun von den Schmerzen, indem er ihm die Augen mit einer Flüssigkeit auswäscht, welche die Wirkung des Giftes wieder aufhebt. Ist der Unglückliche jedoch nicht willig, gegen seine Ueberzeugung zu sprechen, so wird er seinem Schicksal überlassen und verliert oftmals für immer sein Augenlicht. Wenn andererseits der Fetischpriester durch Geschenke und Opfer bestochen ist, so führt er durch ein Wunder des Fetisch die Freisprechung des Angeklagten herbei. Unter Vornahme der uns bereits bekannten Zeremonien und Anrufung des Fetisch wird der Angeklagte zur Aussage der Wahrheit ermahnt. Der Priester bestreicht nun auch seine Augen, aber nicht mit Gift, sondern mit einem unschädlichen Wasser, und zieht schließlich zur großen Verwunderung der umstehenden Menge Kaurimuscheln aus den Augen des Angeschuldigten, wodurch seine Nichtschuld erwiesen wird. Dieses Taschenspielerstückchen wird auf folgende Weise ausgeführt: Der Fetischpriester, welcher, nachdem er den Angeklagten ermahnt hat, nichts mehr spricht, bläst ihm mit einer Fertigkeit, welche die Umstehenden verblüfft, aus seinem Munde eine Kaurimuschel ins Gesicht und zeigt diese dann dem betrogenen Volke.

### Die Sklaverei bei den Bâsari.[1])

Die Sklaverei war, wenigstens früher, noch allgemein üblich; die meisten Sklaven stammten aus dem außerordentlich dicht bevölkerten Kabureland, und zwar verkauften die Kabureleute, wie mir verschiedene Bâsarileute mit Abscheu versicherten, ihre eigenen Angehörigen, angeblich, weil das Land seine Bevölkerung nicht mehr ernähren kann, was für große Teile des Kaburelandes wohl zutreffen könnte. Ein reeller Markt für Sklaven bestand nie; der Umschlagsplatz war aber in erster Linie für den

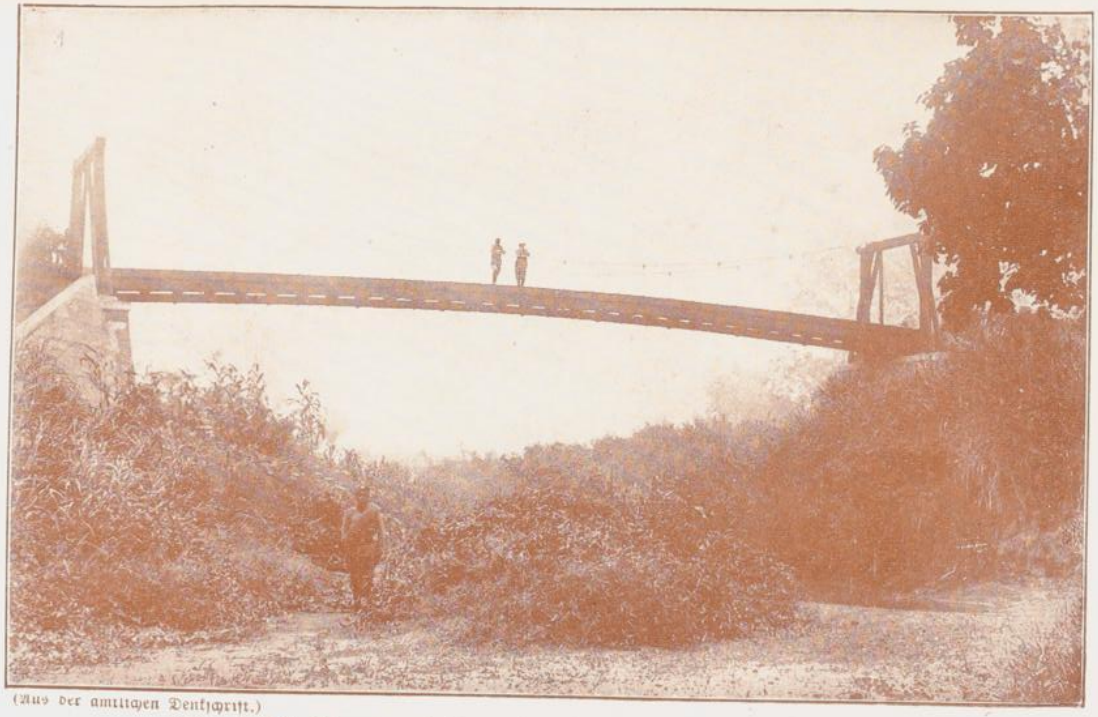
[1]) Fr. Hupfeld: „Land und Leute der Bâsari. Beiträge zur Kolonialpolitik, 1899/1900", S. 164.

Verkehr nach Südwesten Kabu und Sara. Für ein junges Mädchen oder einen kräftigen jungen Mann wurden dort bis 100 000 Kauris bezahlt; alte Leute kosteten nur mehr 10 000 Kauris, Kinder dagegen 40 000 Kauris. Das Los der Sklaven ist durchweg sehr milde: sie wohnen in dem Gehöfte ihres Herrn oder „Vaters" — die beiden Wörter sind gleich — und teilen, solange sie unverheiratet sind, dessen Tisch. Sobald als möglich aber giebt man ihnen Frauen beziehungsweise Männer, worauf sie ihre eigene Hütte, eigenes Feld und, wenn sie sich einigermaßen gut führen, ziemlich große Selbständigkeit bekommen und nur die Verpflichtung haben, jeden zweiten Tag für ihren Herrn zu arbeiten. Sie können auch selbst wieder Sklaven halten.

Eine eigentliche Freierklärung kennt man nicht, wohl aber wird verdienten Sklaven keine Arbeit mehr aufgetragen; vor allem aber gilt: beim Tode des Herrn wird der Sklave frei, sofern er erwachsen ist; Kinder, für die ja sonst niemand sorgen würde, bleiben zwar Sklaven, aber nur bis auch sie erwachsen sind. Der frei gewordene Sklave hat nunmehr die moralische Pflicht, den Kindern seines einstigen Herrn in der Not zu helfen; im übrigen ist er vollständig gleichberechtigtes Familienmitglied. Dies wenigstens scheint mir das allerdings seit dem letzten Dagombakriege nicht mehr ganz rein erhaltene, ursprüngliche Recht der Básarileute gewesen zu sein, und der dadurch so ungemein erleichterten Aufsaugung fremder Elemente ist wohl in erster Linie die erstaunliche Volkskraft zuzuschreiben, die Básari, soweit sich seine Geschichte zurückverfolgen läßt, stets entwickelt hat.

Seit der wirklichen Besetzung Básaris nach Abschluß des deutsch-französischen Grenzvertrages und seit der Erschließung des bis Anfang 1898 noch ganz unbekannten Kaburelandes hat natürlich der bisherige Sklavenhandel im wesentlichen aufgehört, und wenn man auch noch die Schuldsklaverei gänzlich beseitigt, wird bei den Básari die Sklaverei, die diesen Namen dort eigentlich garnicht ganz verdient, in einer kurzen Spanne Zeit ganz von selbst aufhören.

Gerade in der Schuldsklaverei besteht nun in ganz Nordtogo eine höchst frappierende Rechtsauffassung: Wenn A. in Fasau dem B. in Básari etwas schuldet und nicht bezahlen will, so fängt letzterer einem ganz unbeteiligten, beliebigen Dritten, sagen wir dem C. in Dako, ein Familienmitglied oder einen Sklaven weg. C. mag dann sehen, wie er sich schadlos hält; er kann dem A. jemanden wegfangen und diesen bei B. eintauschen, sich gerade so gut aber auch an einen Vierten, D., halten, und so fort. Das ist so eingewurzelt, daß es in Básari geradezu als ungehörig gilt, wenn B. sich direkt an A. halten wollte. Diese auf den ersten Blick unglaublich erscheinende Einrichtung wird unseren Begriffen etwas verständlicher, wenn wir von unserem jetzt gültigen Recht den Weg zurücknehmen zur römischen Auffassung des „ubi rem meam invenio, ibi vindico" und dann



(Aus der amtlichen Denkschrift.)

**Hängebrücke über den Haho an der Straße Lome-Atakpame (Togo).**

Spannweite 30 m. Tragkraft $3^1/_2$ t.

Bei Hochwasser liegt die Fahrbahn 1,5 m über dem Wasserspiegel.

(Aus der amtlichen Denkschrift.)

**Hängebrücke über den Haho an der Straße Lome-Atakpame (Togo).**

Spannweite 30 m. Tragkraft $3^1/_2$ t.

Bei Hochwasser liegt die Fahrbahn 1,5 m über dem Wasserspiegel.

noch einen Schritt weitergehen zu der in Nordtogo herrschenden Auffassung: „Wenn mir etwas wegkommt, so nehme ich mir irgendwo irgend etwas Gleichwertiges."

Selbstverständlich schädigt ein solches Vorgehen Handel und Wandel aufs Schwerste und bietet ewigen Anlaß zu kleinen Fehden. Das sehen die Leute auch eigentlich wohl ein und haben sich garnicht gewehrt, als die Regierung dagegen einschritt; nur ist diese nunmehr verpflichtet, dafür zu sorgen, daß ein Gläubiger auf einem anderen, speziell dem bei uns üblichen Wege zu seinem Gelde kommen kann.

Etwas anders liegt die Frage, wenn zwischen zwei Básarileuten ein Schuldverhältnis besteht, aber vom Schuldner abgeleugnet wird. In diesem Falle lädt ihn der Gläubiger zunächst vor zwei bis drei Aelteste und, falls dann noch keine Einigung erzielt wird, auf den Fetischplatz zum Gottesgericht. Hier muß der Gläubiger und eventuell nach ihm der Schuldner aus einem mit kochendem Palmöl gefüllten Topfe einen Ring herausholen, — wer denkt da nicht an das abendländische Mittelalter?!

### Ackerbau in Togo.[1])

Der Grund und Boden ist im Besitz der ersten Familien, welche sich hier angesiedelt und dadurch gewissermaßen das Land in Besitz genommen haben. Es ist somit das Eigentum der alteingesessenen Gemeinde. Dieser große Grundbesitz vererbt sich immer wieder vom Vater auf den ältesten Sohn, während die unbebauten Territorien zum Nießbrauch und zur Urbarmachung an andere Familienangehörige abgegeben werden. Bei der großen Ausdehnung der Ländereien der einzelnen Ortschaften und dem verhältnismäßig kleinen bebauten Terrain bleiben noch weite bebauungsfähige Strecken übrig. Aus diesem Grunde ist es auch später zugezogenen Familien ermöglicht, leicht Land zum Anbau zu erhalten. Die Erlaubnis wird ohne Schwierigkeiten erteilt, und so haben häufig reiche Leute, welche sonst keinen eigenen Grundbesitz haben, vermöge ihrer Sklaven und vielen Frauen größere und ergiebigere Farmen, als die Besitzer des Landes. Die einzelnen Ländereien sind allerdings in manchen Gegenden nicht genau abgegrenzt; häufig bilden Flußläufe, kleine Bäche oder auch große Bäume die Merkmale der Grenzen. Stellenweise, namentlich im Gebirge, werden die Grenzen durch gewisse Gräser, welche an denselben ausgesät werden, gekennzeichnet und festgelegt. Die perennierenden Pflanzen sind den Bewohnern sowie den Nachbarn genau bekannt und werden bei Grenzstreitigkeiten von den Parteien gewissermaßen als Grenzpfähle des Gebiets oder der einzelnen Besitztümer anerkannt. Falls die Grenzen nicht genau feststehen, so ist unser schwarzer Ackerbauer behufs Feststellung derselben auf eine einfache Methode ver-

[1]) H. Klose: „Togo unter deutscher Flagge", S. 133.

fallen. Er fällt auf dem zweifelhaften Gebiete einfach eine Palme; falls nun in längerer Zeit von den Nachbarn kein Einspruch erhoben und das Terrain, auf welchem die Palme gefällt ist, nicht als ihr Eigentum beansprucht wird, so sieht der betreffende Farmer dasselbe als seinen Besitz an. Es werden auf dem Gebiete Farmen angelegt, und damit sind alle Ansprüche eines anderen auf dieses Terrain ausgeschlossen. Wir haben gesehen, in welch einfacher Weise der schwarze Ackerbauer das Land rodet. Während der Trockenzeit wird der Busch in Brand gesteckt, die stehengebliebenen Bäume und der Busch werden mit der Hacke ausgegraben und ausgerodet, während die nutzbringenden Bäume fürsorglich verschont werden. Ebenso werden Schattenbäume für gewisse Pflanzen unberührt gelassen. Große, alte, ehrwürdige Riesen, die dem Bauer im Wege stehen, werden zu Fall gebracht, indem an die Wurzeln oder den unteren Stamm Feuer gelegt wird. Der Baum verkohlt langsam, und der übrig gebliebene Teil des Stammes wird noch als Feuerungsmaterial verwendet. Die einzelnen Zweige und Dornen werden als Schutz vor dem Wilde um die Farm gelegt. An den einzelnen offenen Stellen dieser Dornenhecke werden von dem schlauen Bauer und Jäger Fallen für das Wild aufgestellt. Die Asche der verkohlten Pflanzen bildet eine wertvolle mineralische Düngung. Die Pflanzen werden meistens nur ein Jahr auf derselben Fläche angebaut. Allerdings bleiben gewisse Pflanzen wie Kassava mehrere Jahre stehen und liefern so ebenfalls ihren Ertrag. Gewöhnlich wird jedoch jedes Jahr eine Farm angelegt. Der Boden bleibt dann sehr häufig noch einige Zeit zur Oxydation brach liegen und wird bei Beginn der Regenzeit gelockert und bebaut. Es sind somit zwei Saatzeiten, und zwar beginnt die Frühjahrssaatzeit im Februar und endigt im Mai. Die Frauen besorgen mit den Sklaven die Einsaat für das Frühjahrsgemüse. Es gehören hierher vorzugsweise Erdnüsse, Bohnen, Erderbsen, süße Kartoffeln, Zwiebeln, Pfeffer, ferner Spinat und die sogenannten Gardeneggs. Diese Gemüsearten bilden mit eine große Einnahmequelle der Frauen, da ihnen allein der Erlös aus denselben zukommt. Mit diesem Taschengeld bestreiten sie zumeist allein ihre Ausgaben für Tücher, Schmuck- oder Toilettengegenstände. Auf einem der nächsten Märkte wird die Ernte verhandelt und von dem Erlös die neue Equipierung angeschafft. Außer diesen Gemüsepflanzen werden noch im März und April, namentlich in der Ebene, große Mengen Mais, Yams dagegen im Mai oder Juni, häufig auch noch in der Sommersaatzeit angebaut. Der Yams wird in kleinen Stücken in Löchern, mitunter auch in kleinen Häufchen verpflanzt, die zum Schutze vor dem Wilde mit Reisig oder Gras eingedeckt werden. Die Sommersaatzeit beginnt vor der Regenzeit und dauert von Juni bis August. In dieser Zeit werden meistens die Reisfarmen angelegt und an der Küste die alten Kassavafarmen durch neue Felder ersetzt. Die Kassavafelder, welche fast drei Jahre Erträge liefern, werden, falls es

die Zeit erlaubt, in der Frühjahrssaatzeit angelegt. Ist auch die Einsaat vollendet, so dauert doch die Mühe und Arbeit bis zur Ernte der Pflanzen. Das Reinhalten der Felder ist keine Kleinigkeit bei dieser tropischen Vegetation, wo das Unkraut zum Verdrusse der schwarzen Bauern noch weit mehr als bei uns in Europa wuchert. So sind die Frauen und Kinder, meistens auch die Sklaven, in den Farmen das ganze Jahr über eifrig mit dem Ausjäten des schädlichen Unkrauts beschäftigt. Yams und Reis erfordern im allgemeinen eine höhere Kultur; man sieht daher diese Farmen fast immer wohl bestellt und von Unkraut frei. In den sandigen Küstengegenden, wo überall die dürftige Kassava angepflanzt wird, nimmt man es mit der Reinhaltung der Felder nicht so genau. Eine solche Kassavafarm sieht dann häufig wild aus, während ab und zu dazwischen einzelne Bananen oder auch Oelpalmen das romantische Bild beleben.

Während der Zeit der Feldbestellung verlassen zum großen Teil die jungen Familien das Dorf und lassen sich in der Farm nieder, wo sie während der ganzen Zeit in einigen kleinen Grashütten hausen. Mitunter kann man auf den Farmen auch kleine Wächterhütten sehen, welche den während der Ernte die Felder bewachenden Leuten als Unterkommen dienen. Jeder Dieb, der es wagt, auch nur ein paar Yamsknollen oder Reisstauden auszureißen, wird rücksichtslos von dem Eigentümer der Farm niedergeknallt, denn nach den überlieferten Rechtsanschauungen der Eingeborenen ist jeder Eigentümer berechtigt, einen auf der That ertappten Felddieb ohne weiteres niederzuschießen. Auch schützen die Leute ihre Felder gegen Vögel oder Wild durch Vogelscheuchen, die in kleinen Klappern oder Eisenglocken bestehen.

### Lome, die Hauptstadt der Togokolonie.[1])

Wer Lome vom Meere aus betritt, kommt zuerst in die Strandstraße, vor der unter einer Reihe von Grasschuppen die gesamte Bootsflottille der Stadt — sofern sie nicht zur See ist — Schutz vor dem Sonnenbrande findet. Ganz am Ostende erheben sich die Gebäude der katholischen Mission aus Steyl, voran das zweistöckige Haupthaus von 24 m Länge und 6 m Breite, dessen Außenwände weiß gestrichen sind und ringsum von einer Veranda umgeben werden. Das gleichfalls weiße Dach besitzt einen 10 m hohen Spitzturm, der zur Sicherheit gegen Gewitterschaden mit einem Blitzableiter versehen ist. Das Erdgeschoß dient als Kapelle und erste Schulklasse und enthält auch ein Sammelbecken für das Regenwasser. Im oberen Stocke wohnen die Missionare. Die Kapelle ist der „schmerzhaften Mutter Gottes" geweiht und dementsprechend bildlich geschmückt. Da der Raum nicht mehr genügte, wurde er letzthin durch einen Vorbau vergrößert, so daß jetzt gegen 300 Per-

[1]) Aus H. Seidel: „Lome, die Hauptstadt der Togokolonie", S. 11 ff.

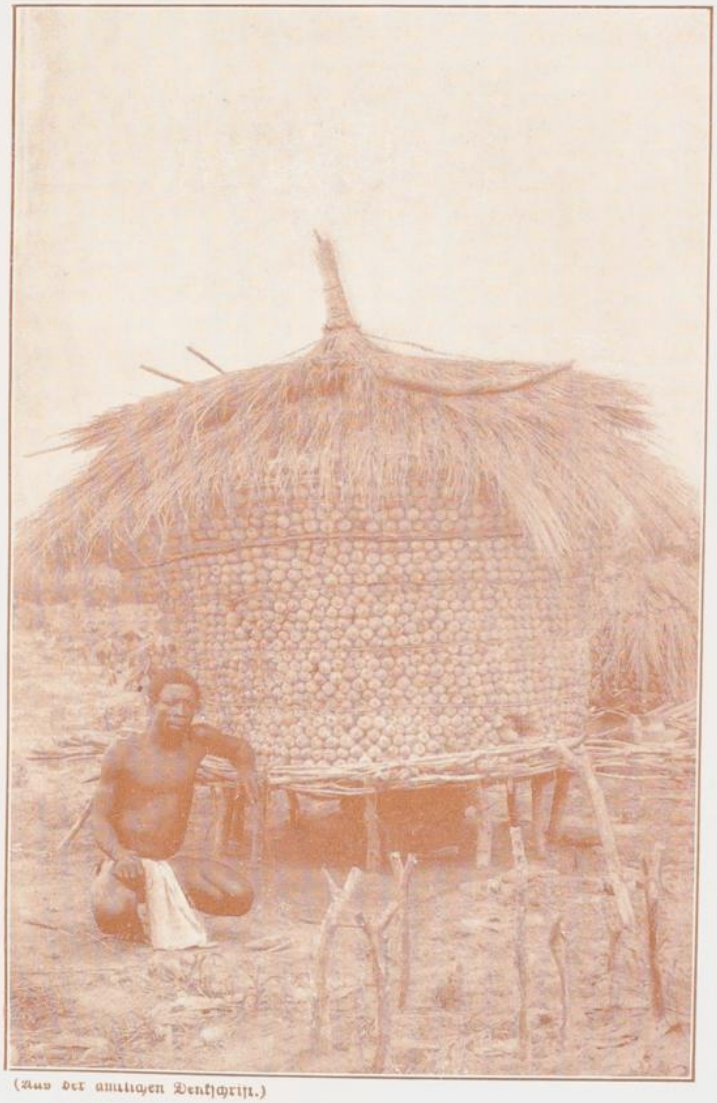
sonen stehend in dem Kirchlein Platz finden, denn Sitzbänke giebt es nicht. Die Mittel- und Kleinschule für 80 bis 100 Knaben ist in einem Nebengebäude untergebracht, wo außerdem die Vorratskammer, die Koch- und Waschküche, das Bad und die Tischlerei ihre Stätte haben. Im Frühjahr 1897 ist in Lome noch ein Frauenkloster eröffnet und mit fünf Schwestern besetzt worden, die sich dem Unterrichte der Negermädchen widmen sollen.

Ungefähr 300 m westlich der katholischen Mission liegt das deutsche Regierungsgebäude, ein großes, zweistöckiges Haus mit weit vorspringender Veranda im oberen Geschoß. Die Giebelseite schaut zum Meere hin. Der Unterbau hat dunkelgrauen Anstrich; das Dach ist weiß und trägt in der Mitte den hohen Flaggenmast. Außerdem besitzt Lome noch ein neues Beamtenhaus und mehrere ansehnliche Privatbauten jüngeren Datums, in denen es sich, wie in dem schmucken Zoll- und Postamte, selbst unter der heißen Sonne Afrikas recht bequem leben und arbeiten läßt.

Rechts und links um den Regierungssitz gruppieren sich die europäischen Faktoreien, zusammen zwölf an der Zahl, darunter sieben deutsche, drei englische und zwei französische. Die meisten haben in letzter Zeit bei dem erfreulichen Aufblühen des Handels ihre Warenlager bedeutend vergrößert und die Anzahl ihrer Verkaufsläden in der Stadt vermehrt. Um die Faktoreien dehnen sich Schmuckanlagen und Gemüsegärten aus, überschattet von hohen, wehenden Palmen oder dichten Laubbäumen.

Parallel mit der Strandstraße ziehen sich die Hamburger-, Bremer- und Marktstraße hin, die, gleich den übrigen, durch Beschüttung mit rotem Lehm einen festen, jederzeit gangbaren Mitteldamm erhalten haben. Am Schnittpunkte der Amutive-, Be- und Marktstraße liegt der geräumige, zum Teil schon gepflasterte Marktplatz, der — wie die Straßen — reichlich mit Palmen und Feigen bepflanzt ist und voraussichtlich in wenigen Jahren eine Zierde unserer Togohauptstadt sein wird.

In der verkehrsreichen Marktstraße haben sich die eingeborenen Kaufleute und die Haussahändler zahlreich niedergelassen und ihre Geschäfte eröffnet. Vor den Läden waren für die Käufer einfache Schutzdächer angebracht, die jedoch vor einigen Jahren in der ausnahmsweise starken Hauptregenzeit zum größten Teil einfielen. Als Ersatz dafür sind jetzt statt der leichten und dabei gar nicht so billigen Grasdächer weit solidere Vorbauten aus Wellblech aufgestellt worden, eine Neuerung, die von dem Marktpublikum mit aufrichtiger Freude begrüßt wurde. Inmitten des Marktplatzes erhebt sich ein Pfahl, an dem die auf frischer That ertappten Langfinger nach Landesrecht angebunden und durchgeprügelt werden Für die vielen auswärtigen Gäste ist solche Prozedur jedenfalls ein recht nützlicher „Anschauungsunterricht", um in ihnen etwaige unredliche Gelüste schleunigst zu unterdrücken. Leider sind diese bei unseren Schwarzen her-



(Aus der amtlichen Denkschrift.)

**Maismiete eines Eingeborenen nördlich Lome (Togo).**

vorragend entwickelt und machen weitgehende Schutzmaßregeln nötig. Jede Faktorei hält einen oder mehrere Wächter, die während der Nacht regelmäßig Haus und Hof umwandeln und dabei von Zeit zu Zeit pfeifen, um anschleichende Diebe zu vertreiben. Bei einem Brande, der im Sommer 1892 Lome heimsuchte, eilten natürlich auch die Faktoristen zu Hilfe. In ihrer Abwesenheit kamen jedoch Diebe, und zwar solche, deren Häuser selbst in Flammen standen, und bestahlen die Faktoreien. Daher kann Lome auch nicht eines Gefängnisses entraten, in dem die Missethäter je nach der Schwere ihres Vergehens in Haft gehalten werden.

Schon vor zwei Jahren konnte man in Lome die Bemerkung machen, daß der alte Marktplatz trotz seiner räumlichen Ausdehnung kaum noch für den täglich zunehmenden Verkehr genügte. Die Stadt ist deshalb dem Häuptling Adjalle von Amutive zu vielem Dank verpflichtet, daß er bei einem Besuche des stellvertretenden Landeshauptmannes in Lome der Kaiserlichen Regierung ein nahe gelegenes Grundstück von 180 Morgen Größe als Geschenk überwies. Da das Grundstück nördlich der Stadt in der Gabel zwischen Misahöh- und Amutivestraße liegt, so soll ein Teil desselben zu einem neuen Marktplatze eingerichtet werden.

Auch sonst geschieht alles Mögliche, um die Verhältnisse in der Stadt — und vorab die hygienischen — nach Kräften zu verbessern. Seit dem 7. März 1894 ist eine Bauordnung erlassen, die nicht nur der Feuersgefahr, sondern auch dem Umsichgreifen ansteckender Krankheiten wirksam zu begegnen sucht. Schwer empfunden wird noch immer der Mangel einer Feuerspritze. Bei einem nächtlichen Brande am 15. bis 16. Dezember 1894 mußte man das Löschen statt mit Wasser mit Sand besorgen, der bei den niedrigen Negerhütten leicht die Glut zu ersticken vermochte.

Strenge Vorschriften bestehen sodann über Art und Ort der Begräbnisse. Die alte Unsitte der Schwarzen, ihre Toten im Sterbehause, also mitten in Hof und Dorf zu beerdigen, wird nicht mehr gestattet. Es ist daher im Osten und auf freiem Felde ein großer Kirchhof angelegt und mit der Stadt durch einen guten Weg verbunden. Mindestens ebenso wichtig war die Regelung der öffentlichen Aborte, die zwar in Togo nicht fehlen, in ihrer ursprünglichen Gestalt aber mehr zum Schaden als zum Nutzen gereichten. Jetzt besteht aber ferner eine strenge Polizeiaufsicht zum Zwecke der Ordnung und Sauberkeit auf Straßen und Plätzen, die namentlich an den Markttagen leicht verunreinigt werden. Am 6. Mai 1894 erhielt Lome eine Neubestimmung über die Aufbewahrung der Vorräte von Pulver und sonstigen Sprengstoffen. Daraufhin wurde ein Kilometer außerhalb, etwa 12 Minuten von der katholischen Mission, an dem Wege nach Bagida ein Pulvermagazin erbaut.

Nahe der Bergstraße, auf einem Grundstück zwischen Markt- und Bremerstraße, hat sich seit dem Frühjahr 1895 die Norddeutsche Missionsgesellschaft angesiedelt. Einer ihrer eingeborenen Lehrer, namens Andreas

Aku, leitete Schule und Bekehrungswerk und benutzte für sein mühevolles Geschäft ein kleines, selbst erbautes Haus, das anfänglich äußerst primitiv eingerichtet war. Die Wände bestanden zur Hälfte aus Wellblech, zur Hälfte aus Grasmatten; auch das Dach war aus Wellblech hergerichtet. Die beiden Eingänge mußten vorläufig ohne Thüren bleiben; den Boden deckte festgestampfter und geglätteter Lehm. Es mangelte sogar an Schulbänken und Schultischen, nur ein Glockentürmchen für die Kirchenglocke war vorhanden. Aber mit Liebe, Eifer und Genügsamkeit hat Aku die erste dornenvolle Zeit überwunden und in Lome eine kleine Gemeinde gegründet und Schulkinder um sich versammelt. Mit Rücksicht auf diese gedeihlichen Anfänge erwarb die Norddeutsche Mission bald ein zweites Grundstück und ging an den Bau einer größeren Station, deren Kosten auf 20 000 *M.* veranschlagt wurden. Diese ist inzwischen fertiggestellt und am 28. Februar 1897 feierlich eingeweiht worden. Außer Schule und Kirche ist ein Europäerhaus und eine Wohnung für den einheimischen Lehrer mit den erforderlichen Nebengelassen hergestellt, so daß zwei deutsche Missionarfamilien und der Gehülfe Aku bequem darin Unterkunft finden.

## Schmiedehandwerk in Togo.[1])

Das Schmiedehandwerk ist im allgemeinen verbreitet. Die kleine, offene Hütte, in der es betrieben wird, besitzt eigentlich nur ein Schattendach. Nach dem Markt zu ist das Innere durch Wände von Palmblattrippen geschützt. Die Seiten nach dem Gehöft sind vollkommen offen und lassen bei der hohen Temperatur, die in einer solchen afrikanischen Schmiede herrscht, den nötigen Luftzug ein. Hier schwingt nun der schwarze Meister regelrecht seinen Hammer, und der Geselle zieht emsig den Blasebalg. Fast alle Werkzeuge, die man in dieser afrikanischen Schmiede bemerkt, sind europäischen Fabrikats. Jedoch liegt gerade hierin insofern Interesse, als man daraus ersieht, wie weit schon die europäische Kultur vorgedrungen ist und in welcher Weise die Werkzeuge von den schwarzen Meistern gehandhabt werden. Wir bemerken in der Hütte einen Ambos, einen Schraubstock und einen Blasebalg. Auch finden wir hier schon Blecheimer, in denen das nötige Wasser zur Abkühlung des erhitzten Eisens bereit gehalten wird. Ueberall liegen Steinschloßflinten und Hacken zur Reparatur umher. Unter den Schlägen des Hammers werden meist Messer oder Hacken zur Bearbeitung des Bodens angefertigt oder geschärft. Mit dem Zunehmen der Einfuhr von Flinten aus Europa liegt natürlich auch dem Schmiedehandwerk die Instandhaltung dieser großen Steinschloßflinten ob. Der Schmied in Yo schien zwar nur ein einfacher Arbeiter zu sein, machte aber doch auf mich einen

[1]) H. Klose, „Togo unter Deutscher Flagge", S. 174.

höchst intelligenten Eindruck. Das kluge Gesicht war von einem Knebelbart geschmückt, seine sehnigen Arme und die Muskeln, die aus dem leichten Zeugschurz bei jeder Bewegung hervortraten, zeugten von der nervigen Kraft, die dieses Handwerk erfordert. Unvorteilhaft nahm sich dagegen das stupide Gesicht seines Gehülfen aus, der mechanisch den Blasebalg bewegte. Der Meister gab mir sofort über sein Handwerk in freundlicher Weise Auskunft und ließ sich gern bei seiner Arbeit von mir photographieren.

Fast alle Schmieden bestehen, wie wir schon gesehen haben, nur aus einem kleinen Schattendach, unter welchem die primitiven Geräte aufgestellt sind. Die meisten sind jedoch nicht so reich ausgestattet, wie die beschriebene Schmiede in Yo. Der Ambos besteht häufig nur aus einem großen Stein; der Blasebalg ist aus einigen Ziegen- oder Schaffellen mühsam zusammengeflickt, während allerdings europäische Hämmer und Zangen fast in allen Schmieden des ganzen Ewhe-Gebietes und darüber hinaus Eingang gefunden. Aber auch mit dem primitiven Handwerkszeug verstehen es die Leute, Messer, Schwerter, Ackergerätschaften, häufig auch Schmucksachen aus eingeführten Metallen, Messing oder Silber zu verfertigen. Auch zeugen die großen, durchbrochenen Fetischschwerter von der hohen Geschicklichkeit dieser schwarzen Schmiede.

### Eine Otifahrt.[1])

Freitag, den 24. November 1899 6 Uhr 15 Minuten vormittags setzt sich die Fähre in Bewegung. Der Oti[2])ist 200 m breit und ohne Inseln, so daß wir auf schöner glatter Wasserfläche fahren. Kurz nach 8 Uhr kommen die Ufer enger zusammen, schroff steigen sie aus dem Wasser empor, und der Oti wird auf 80 m zusammengedrängt. Eine kleine Biegung, und wir fahren von unseren Sitzen auf; vor uns tummeln sich über 20 mächtige Flußpferde im Wasser, außerdem viele Alligatoren Ein Halten war nicht mehr möglich. Also durch! Schnell noch einige Befehle. Wir fahren dicht am rechten Ufer entlang. Im linken Kanu sitzen die beiden Soldaten mit ihren Karabinern; die Träger bedienen die Ruder. Die Hauptsache ist, daß kein Flußpferd unter die Fähre kommt und diese emporschleudert; dann sind wir verloren! Immer näher kommen wir. Ein mächtiges Tier ist gerade in der Fahrrinne. Langsam lege ich mein Gewehr an die Backe, von dem Schusse hängt alles ab. In solchen Momenten zittert die Hand nie, das Gewehr liegt wie in einem Schraubstock, der Schuß knallt, kerzengerade steigt das mächtige Tier, noch 14 m entfernt, in die Höhe, gerade recht, um einen zweiten Schuß in die Brust zu geben. Darauf versinkt es. Jetzt gilt es so schnell wie möglich weiter, die Ruder krachen förmlich. Es war höchste

[1]) Vergl. Preil, Deutsche Kolonialzeitung 1900, S. 550.
[2]) Ein Nebenfluß des Volta.

Zeit; 3 m hinter uns taucht der blutüberströmte Kopf wieder auf. Die Soldaten thun ihre Pflicht, und die erste Gefahr ist überwunden. Aber in demselben Moment muß ich meine Revolverkugeln, vier Stück hintereinander einem anderen Tiere ins Gesicht schießen in einer Entfernung von 5 m. Es taucht unter, um genau an der Stelle wieder emporzukommen, wo vor einer halben Minute unser Kahn gewesen war. Wieder ertönen Schüsse, die sich in ungezählten Echos in dem Cañon fortpflanzen, und auch das zweite Flußpferd wälzt sich tödlich getroffen im blutgefärbten Wasser. Hinter uns ertönt ein mächtiges Schnalzen und Knacken. Die Krokodile machen sich über die willkommene Beute.

Die anderen Flußpferde waren entflohen oder hielten sich ruhig unter Wasser. Wir fuhren weiter, nach zwei Stunden stießen wir noch einmal auf neun Flußpferde, die aber zu ihrem eigenen Glück in die Tiefe verschwanden. Eine Unmenge Inseln, durch zahlreiche Vertreter der Vogelwelt belebt, machen die Fahrt schwierig. Auf einmal erklingt in der Nähe ein Rauschen, das immer näher zu kommen scheint. Lauter und lauter wird es, meine Ahnung geht in Erfüllung, es kommen Katarakte. Was nun? Ich springe auf eine Insel, gehe durch das Wasser auf eine mächtige Sandbank und erklimme das 6 m hohe schroffe Ufer. Vor mir macht der Oti einen mächtigen Bogen; in der Ferne, ca. $2^1/_2$ km, kommen die Ufer auf 60 m zusammen. Ich zähle drei Katarakte, zwar nicht hoch, der mittlere eher Stromschnelle, aber trotzdem bedeutende Hindernisse. Ein Ausweichen über Land war nicht denkbar. Ich ließ die Lasten bis zu einer Insel vor dem dritten Katarakt tragen. Die Fähre kam dort nach $1^1/_2$stündiger angestrengter Arbeit unbeschädigt an. Freilich waren wir in der glücklichen Lage gewesen, die beiden ersten Hindernisse an günstigen Stellen zu passieren. Aber das dritte! Meine Messungen ergaben einen Höhenunterschied von 1,50 m, dabei große Granitblöcke im Wasser. An der Insel vor dem Katarakt wird noch einmal gehalten, die Lasten werden aufgebunden, dann ging es fort, pfeilschnell den tosenden Fluten entgegen. Ich selbst führte das Steuer mit einem Soldaten. Nun waren wir mitten in dem Gischt. Einen bangen Augenblick hing der vordere Teil der Fähre in der Luft, dieselbe knarrte und stöhnte, die Stricke rissen zum Teil. Mit äußerster Kraft stemmten wir gegen das Steuer, ein Ruck, ein Gekrache, und wir tanzten unterhalb des Wasserfalles mit zerbrochenem Ruder, Sonnendach, ein Loch im Kanuboden und beinahe alle Querriegel zerbrochen. Noch fünf Minuten und wir landeten 5 Uhr abends an einer Sandbank. Dort schlugen wir, sehr erschöpft, unser Nachtlager auf. $^1/_2$7 Uhr schlief alles unter dem Brausen der Katarakte.

Reisen in der Hängematte (Togo).

Reisen in der Hängematte (Togo).

B.

# Das Schutzgebiet Kiautschou in Ostasien

# B. Das Schutzgebiet Kiautschou in Ostasien

## a) Allgemeine Beschreibung des Landes

### Lage und Erwerbungsgeschichte.

Der deutsch-chinesische Handel hat sich in den letzten dreißig Jahren gewaltig gesteigert. Dennoch ist ihm Englands Handel noch bei weitem überlegen, und Frankreich wie Rußland machen große Anstrengungen, auch ihrerseits ihre Handelsbeziehungen auszubreiten. Um gegenüber diesem Wettbewerb bestehen und sich weiter entwickeln zu können, bedurften die deutschen Interessen eines festen Stützpunktes. Die chinesische Küste wurde daher von der deutschen Kriegsmarine nach einem passenden Hafen untersucht, und die Aufmerksamkeit richtete sich schließlich auf die an der Südküste der Halbinsel Schantung gelegene Kiautschoubucht.

Die Ermordung zweier deutschen Missionare seitens einer fanatischen Volksmenge gab den äußeren Anlaß zur Besetzung der Bucht, nachdem die mit dem Tsungli Yamen, dem chinesischen Auswärtigen Amt, eingeleiteten Verhandlungen wegen Ueberlassung derselben erfolglos gewesen waren. Jetzt zeigte sich die chinesische Regierung willfähriger. Am 6. März 1898 kam es zum Abschluß eines Vertrages, durch welchen das gesamte innere Wasserbecken der Kiautschoubucht bis zur Hochwassergrenze (einschließlich der Inseln Tschiposchan oder Huangtau und Yintau oder Potato Island) sowie die beiden seitlich des Eingangs vorspringenden Halbinseln Lauschan und Huangtau bis zu deren Begrenzung durch geeignete Höhenzüge und außerdem die der Bucht vorgelagerten Inseln (Toloschan und Thsalientau) auf zunächst 99 Jahre an Deutschland verpachtet wurden.

In diesem Gebiete, das etwa 920 qkm einschließlich des Wasserspiegels der Bucht umfaßt, hat China alle Hoheitsrechte an das Deutsche Reich übertragen. Aber noch mehr: das eigentliche Pachtgebiet wird halbkreisförmig von einer neutralen Zone eingeschlossen, die 50 km in das Landesinnere sich erstreckt und insgesamt einen Flächenraum von etwa 7100 qkm

umspannt. Auch hier ist die chinesische Regierung, ohne im übrigen auf die Oberhoheitsrechte zu verzichten, doch hinsichtlich aller ihrer Anordnungen an die Zustimmung der deutschen Regierung gebunden. Das wertvolle Recht, in der Provinz Schantung Kohlenminen eröffnen und Eisenbahnen anlegen zu dürfen, krönt die Errungenschaften dieses denkwürdigen Vertrages. Viele Gründe hatten dafür gesprochen, gerade diesem Hafen im Norden des chinesischen Reiches den Vorzug zu geben. Die großen Wasserstraßen des Riesengebietes und ihre Ausfallspforten waren bereits unter fremdem Einfluß. Der Sikiang wird durch die Handelsplätze Kanton, Makao und die Insel Hongkong, also in der Hauptsache durch englischen, und daneben portugiesischen Handel völlig beherrscht. Die Engländer waren es auch, die den Yangtsefluß durch ihre Niederlassungen in Schanghai ihrem Einfluß tributär gemacht hatten. Die ganzen südlichen und mittleren Teile des chinesischen Reiches boten also wenig günstige Aussichten für den Wettbewerb. Dazu kam, daß die Kiautschoubucht einen geschützten eisfreien Hafen mit guter Einfahrt und sicherem Ankergrund darbot, für die Kriegsmarine eine hervorragende Flotten- und Kohlenstation abgab, sich eines für Europäer zuträglichen Klimas erfreute, in seinem Ufergelände genügend Raum für die Anlage einer ausgedehnten Niederlassung gewährte und ein hinreichend wertvolles Hinterland besaß, um eine gedeihliche Entwicklung zu versprechen.

### Bodengestalt. Bewässerung.

Südlich von der Mündung des Hoangho streckt sich eine im Mittel 125 km breite Halbinsel in das Meer und scheidet die Tschilibucht vom Gelben Meer. An der Südseite dieser Halbinsel, da wo sie zum Festlande übergeht, öffnet sich die Kiautschoubucht, deren Einfahrt unter dem 36. Grad nördl. Breite liegt. Sie ähnelt in ihrer Form dem Jadebusen.

Längs der Südküste der Schantung-Halbinsel erstreckt sich ein Gneißgebirge, das durch tiefe Querthäler mannigfach zerrissen und zerklüftet wird. Da, wo das Meer in diese Einschnitte eingedrungen ist, sind tiefe Buchten mit meist enger Einfahrt entstanden; die geräumigste derselben ist die Kiautschoubucht. Nördlich von der schmalen Einfahrt erhebt sich die zerrissene Bergkette im Lauschangebirge als weithin sichtbare Landmarke bis zu einer Höhe von 1400 m, während der Tamoschan und und Huangtau im Süden nur eine Höhe von etwa 600 m erreichen. Dahinter wird die Bucht nochmals durch einen Landvorsprung eingeengt, der sich der Insel Tschiposchan gegenüber ostwärts ins Meer erstreckt. Die eigentliche Bucht hat eine Länge von 33, eine Breite von 26 km; im Bereiche des Küstengebirges fallen die Ufer meist steil ab, sonst sind sie flach oder leicht abgedacht und werden nur selten von einzelnen Hügeln unterbrochen. Die günstigen Tiefenverhältnisse der Bucht werden an der Nordost- und Westseite, je mehr man landeinwärts kommt, durch

große Sandablagerungen beeinträchtigt. Doch umfaßt die für Kriegsschiffe zugängliche Wasserfläche immer noch einen Raum von 56 qkm, vermag also der größten Flotte Unterkunft zu gewähren. Bei Ebbe fällt das Meer um 3 bis 4 m und legt einen breiten seichten Wattenstreifen trocken. Auch bei strenger Kälte bleiben die Ankerplätze für die großen Seeschiffe eisfrei. Gegen die heftigen Nordost- und Südwestwinde ist die Bai gut geschützt, zeigt aber doch einen ziemlich starken Seegang, wodurch zeitweise der Verkehr mit kleineren Fahrzeugen verhindert wird.

Die Provinz Schantung, zu der die Kiautschoubucht die wirtschaftliche Eingangspforte darstellt, ist zum großen Teil ein rauhes Gebirgsland, das von dem übrigen China durch umfangreiche Niederungen geschieden wird. Das vielfach gebrochene und zerklüftete, in seiner Hauptmasse aus Gneißen, Graniten und krystallinischen Schiefern bestehende Gebirge wird durch eine über 150 km lange und stellenweise bis zu 100 km breite Furche zerschnitten, die sich nord- und südwärts zu ausgedehnten Ebenen verbreitert. Der aus dem Innern kommende Hoangho, unfähig, das unvermittelt im Westen zur Ebene abfallende Gebirge zu durchbrechen, umgeht das Hindernis, weicht bald nach Norden, bald nach Süden aus und verursacht durch seine Ueberschwemmungen oft genug die schwersten Verheerungen.

Die Wasseradern der Provinz Schantung sind durchweg bedeutungslos. Ihr allgemeiner Charakter besteht in einer verhältnismäßig großen Breite des mit Sand gefüllten Bettes bei geringer Tiefe und Wasserführung. In die Kiautschoubucht mündet der von Norden kommende Kiauho, der zur Versandung der Bai am meisten beigetragen hat und den Verkehr mit kleinen Booten gestattet. Mit dem Laiho, der dem Pimosee (Pi-mo-hu) entströmt und gleichfalls für Kähne schiffbar ist, steht er durch einen zurzeit freilich verfallenen Kanal in Verbindung.

### Klima, Gesundheitsverhältnisse.

Der Sommer ist warm, indessen wird die Hitze infolge der ständig wehenden kühlen Seebrise und der großen Lufttrockenheit leicht ertragen. Im Winter tritt häufig leichter Frost und Schneefall ein, doch werden die Kältegrade Mitteleuropas nicht erreicht. Während im Sommer feuchte Südwestwinde vorherrschen, ist die Winterzeit durch trockene Nordwestwinde gekennzeichnet, die zudem die Sommerwinde an Stärke übertreffen. Regen und Nebel sind häufige Erscheinungen. Unter den deutlich unterschiedenen vier Jahreszeiten hat der Sommer bei weitem den stärksten Regenfall. Alles in allem gilt das Klima für das günstigste der ganzen Küste und ist dem Europäer durchaus zuträglich, besonders nachdem die unter der chinesischen Regierung verwahrlosten hygienischen Verhältnisse der Niederlassungen durch das Eingreifen der deutschen Verwaltung eine erhebliche Verbesserung erfahren haben. Daraus erklärt sich auch die er-

freuliche Tatsache, daß Tsingtau bei den Europäern Ostasiens mehr und mehr als Badeort in Aufnahme kommt.

## Pflanzen und Tierwelt.

Die natürliche Vegetation in der ganzen Provinz Schantung ist durch die sorglose Ausnutzung derselben so ziemlich vernichtet. Waldbestand ist fast nirgends mehr vorhanden, aber auch die Strauchvegetation und selbst die Gräser und Kräuter werden zur Beschaffung von Feuerungsmaterial nach kurzem Auftrieb immer wieder bis auf die Wurzeln zerstört. Nur den außerordentlich günstigen klimatischen und Bodenverhältnissen ist es zu danken, daß nicht auch die letzte Spur davon längst verschwunden ist, sondern sich eine gewisse spärliche Bedeckung von Gräsern und Gestrüpp immer wieder erneuert. In den Tälern und Ebenen ist die Vernichtung der natürlichen Pflanzendecke durch den üppigen Anbau von allerhand Nutzgewächsen wieder ausgeglichen; ihr blühendes Aussehen steht in einem überraschenden Gegensatz zu dem gänzlich kahlen Charakter der Berge. Eine umfangreiche und planmäßige Aufforstung, die auch der Verbesserung der Wasserverhältnisse zugute kommen wird, hat bereits angefangen, Wandel zu schaffen.

Die Tierwelt ist wenig mannigfaltig, daher denn auch die Jagd keine besondere Rolle spielt. Auf den Bergen dürfte zur Zeit der Bewaldung manches größere jagdbare Tier gelebt haben, wovon jetzt nicht viel mehr übrig geblieben ist. Nur Wölfe und Füchse sollen hier und da im Gebirge vorkommen. Sonst gibt es Fasanen, Wachteln und Hasen von einer kleinen Art. Zahlreich sind, wie in allen wasserreichen Niederungen Chinas, Wildenten und Gänse. Jagdfalken werden teils zur Hasenjagd, teils zum Einfangen kleiner Vögel und Kormorane zum Fischfang abgerichtet.

## Bevölkerung.

Die Provinz Schantung ist dicht bevölkert, doch ist das Bergland auf den Höhen dünn besetzt, während in den Tälern die Siedelungen oft dicht gedrängt liegen. Dagegen ist das Flachland im allgemeinen dicht bewohnt. Die offizielle Zählung von 1894 ergab 37½ Millionen Einwohner. Diese Zahl scheint indes übertrieben. Die Bewohner von Schantung unterscheiden sich merklich von den übrigen Chinesen. Sie haben durchweg eine dunkle, gelbgraue bis braungraue Hautfarbe, sind hoch gewachsen, schlank und körperlich gut gebildet. Der Gesichtsschnitt ist männlicher als im Süden. Die obere Augenlidfalte hängt weniger herab und daher geben die Augen in geringerem Grade den Eindruck einer schiefen Stellung. Richthofen, dem wir diese Beobachtungen verdanken, rühmt ferner ihr wohlgesittetes Betragen, ihre Intelligenz, Ordnungsliebe, Arbeitsamkeit und ihren geschäftlichen Sinn. Die Siede-

lungen tragen im allgemeinen den Charakter von Dörfern, welche durchschnittlich in architektonischer Hinsicht ahnsehnlicher sind, als in manchen Teilen Deutschlands. Da die Ziegelsteine zum Bauen wie zur Bedeckung blaugrau gebrannt werden und auch die weiße Tünche meist fehlt, so haben die Dörfer ein etwas düsteres Aussehen. Dazu sind Straßen und Häuser meist schmutzig. Die Fenster bestehen aus hölzernen, mit Papier überklebten Gittern. Viele Dörfer sind mit einfacher oder doppelter Umwallung umschlossen. „1906 wohnten in Tsingtau und Tapautau 1225 Europäer, 207 Japaner, 9 Inder und nahezu 28 000 Chinesen. Dazu kam noch die Garnison in einer Stärke von etwa 2200 Mann. Die Zahl der Chinesen im Landgebiete des Schutzgebiets wurde im gleichen Jahre auf 82 000 geschätzt." (Weicker.)

## Produktion des Landes.

Die Hauptbeschäftigung der Eingeborenen ist der Ackerbau, für welchen die breiten, wohlbewässerten Täler, die Abhänge der Gebirge und besonders die Randgebiete der großen Ebene gute Vorbedingungen bieten. Abgesehen von der unfruchtbaren Schantunghalbinsel leben die Bewohner daher auch in verhältnismäßigem Wohlstande. Alles irgend geeignete Land wird sorgsam in Kultur genommen und die Ergiebigkeit des Bodens durch ausgedehnte Brunnen- und Bewässerungsanlagen erhöht. Der Teestrauch gedeiht im allgemeinen nicht mehr, wohl aber der Reis, der vornehmlich in den wasserreichen Tiefebenen gewonnen wird. Ferner werden im Überfluß Weizen, Gerste, Hirse, Kauliang (Sorghum) und Bohnen, daneben Baumwolle, Mohn (für die Opiumgewinnung), Tabak, Hanf und Ölpflanzen angebaut. Das reife Getreide wird nicht abgemäht, sondern büschelweise aus der Erde gezogen, worauf man die Wurzeln und Ähren abhackt und die Drescharbeit meist gleich auf dem Felde mit dem Dreschflegel oder einer von einem Esel bewegten Steinwalze vornimmt. Die Gemüsekultur steht, wie überall in China, in hoher Blüte, und die europäischen Gemüsearten gedeihen vortrefflich. Der Obstbau (Aprikosen, Pfirsiche, Kirschen, Äpfel, Birnen, Wallnüsse usw.) dürfte noch einer erheblichen Entwickelung fähig sein. Maulbeerbäume, Götterbäume (Ailanthus) und zwei großblättrige Eichenarten werden zur Seidenraupenzucht angepflanzt. Eine Zizyphusart liefert die unter dem Namen chinesische Dattel geschätzte Frucht, und ebenso bilden die apfelgroßen Beerenfrüchte des hochstämmigen Kakibaumes frisch oder getrocknet ein beliebtes Nahrungsmittel.[1]) An Haustieren werden vornehmlich Esel, Maultiere und kleine schwarze Schweine gehalten; Rinder, Pferde und Kleinvieh sind seltener, Tauben, Enten und Hühner trifft man überall.

---

[1]) Nach Hassert, S. 228, nach Richthofen, S. 106 ff.

Der größte Reichtum Schantungs und die Grundlage für seine Entwicklung liegt aber in seinen Bodenschätzen. Die deutsche Gesellschaft für Bergbau und Industrie im Auslande bricht in Tschu-tschöng 100 km von Tsingtau Glimmer; in Ning-hai-tschou ssö. von Tschifu betreibt sie Bergbau auf Gold. Bei Poschan, 290 km von Tsingtau, findet sich 65-prozentiger Magneteisenstein. Weit wichtiger als alle diese Mineralien sind die ausgedehnten Kohlenlager Schantungs. Zu ihrer Ausbeutung hat sich gleich nach der Besitzergreifung Kiautschous die Schantung-Bergbau-Gesellschaft gebildet, die sich das Recht sicherte, das Land 15 km rechts und links der von der gleichfalls deutschen Schantung-Eisenbahn-Gesellschaft zu erbauenden Eisenbahn bergbaulich zu erschließen. Zuerst wurden die 184 km von Tsingtau entfernten Kohlenlager von Weihsien in Angriff genommen. Der wichtigste Schacht ist der Fangtseschacht. Am 30. Oktober 1902 traf der erste Kohlenzug in Tsingtau ein. In der Nähe des Fangtseschachtes sind seit kurzem der Minna- und der Annieschacht in Betrieb. Noch bedeutender als dies Revier ist das Kohlengebiet von Po-schan, das mit der Bahnlinie Tsingtau - Tsi-nan-fu durch eine 30 km lange Seitenbahn verbunden ist. Als drittes wird dasjenige von Itschoufu in Südschantung bald in Betracht kommen. Die Fangtsekohle hat sich bereits in Schanghai und anderen Küstenplätzen Absatzmärkte erschlossen, da sie der Japankohle mindestens gleichwertig ist.

Die gewerbliche Tätigkeit der Schantungleute ist gering entwickelt. Die ältesten Industrien entstanden in der Nähe der Kohlenlager. So ist Poschan ein bekannter Fabrikort, in dem Töpferei, Farbstoffbereitung, Glaswarenindustrie und Schmelzfabrikation in hoher Blüte stehen. Der wichtigste und gangbarste Stapelartikel aber sind die Strohborten, die hauptsächlich zur Hutfabrikation verwendet werden, aber zur Zeit unter dem Wettbewerb der japanischen und italienischen Fabrikate noch zu leiden haben. Trotzdem wurde 1906 für 14 Millionen Mark Strohborte ausgeführt. Die Deutsch-Chinesische Seidenindustrie-Gesellschaft hat in Tsangkau nahe bei Tsingtau eine Seidenspinnerei ins Leben gerufen, die mehr als 1000 Arbeiter beschäftigt. Sie stellt Seidengarn her, das in Krefeld weiter verarbeitet wird. Tsingtau führte 1906 bereits für 2,5 Millionen Mark Seide aus. Im Innern ist Weihsien der Hauptsitz der Seidenindustrie.

## Handel und Verkehr.

Handel und Verkehr haben seit Fertigstellung der 435 km langen Eisenbahn Tsingtau - Tsinanfu (1904) und des mit Molen, Schwimmdock, das Schiffe bis 16 000 t faßt, und Werftanlagen ausgestatteten Hafens einen gewaltigen Aufschwung genommen. Der Gesamthandel Kiautschous ist von 12,6 Millionen Mark (1900) auf 103,2 Millionen Mark (1906) gestiegen, hat sich also mehr als verachtfacht und wird den

Aus: Weicker, Kiautschou, das deutsche Schutzgebiet in Ostasien (Berlin, Alfred Schall, 1908.)

**Kiautschou (Jachmiao) Blick auf Tsingtau (Südwesten).**

Aus: Weicker, Kiautschou, das deutsche Schutzgebiet in Ostasien (Berlin, Alfred Schall, 1908.)

(Kiautschou) **Blick auf Tsingtau** (Südwesten).

von dem nahen Tschifu bald übertreffen. Aus dem Innern Schantungs kamen neben Kohle noch Bohnen und Bohnenkuchen, Öl, Baumwolle, Getreide, Obst, Strohmatten- und -borten, Seide, Topf- und Glaswaren mit der Bahn nach Tsingtau, die bereits im ersten Betriebsjahre (1905) einen Reingewinn von 3,8 Millionen Mark abwarf. Ins Innere führt die Bahn Bau- und Grubenholz, Baumwollengarn, Tuche, Eisen und Maschinen usw. Abseits der Bahn vermitteln den Verkehr auf schlecht gepflegten Straßen Schiebkarren und einrädrige Wagen, sowie Maultiere und Maultierkarren. Die Wasserstraßen Schantungs sind ohne Bedeutung. Ein weiterer Ausbau des Bahnnetzes ist nur noch eine Frage der Zeit. Bald wird der Endpunkt der Schantungbahn Tsinanfu mit Tsingkiang am Jangtse einerseits und andererseits durch ein deutsches Eisenbahnunternehmen mit Tientsin verbunden und damit an das internationale Eisenbahnnetz Peking-Moskau-Berlin angeschlossen sein. (Bahn Tsingtau - Berlin 10 600 km.) Von Tsingtau gehen Kabel über Tschifu und Schanghai nach Europa. Postanstalten besitzt das Gebiet 7, darunter Tsingtau mit einem Ortsfernsprechnetz. Den Verkehr mit dem Mutterlande vermitteln der Bremer Lloyd und die Hamburger Paketfahrt. 1906 liefen 425 Dampfer in Tsingtau ein. Seit 1. Januar 1906 ist Tsingtau dem chinesischen Zollgebiet einverleibt; das Hafengelände ist Freihafengebiet. 20 % des Einfuhrzolles sollen für die nächsten 5 Jahre dem Gouvernement überwiesen werden.

### Verwaltung, Schule, Mission.

Kiautschou ist vorwiegend als Stützpunkt der Marine in Ostasien gedacht. Es untersteht darum auch nicht wie die übrigen Kolonien dem Reichskolonial-, sondern dem Reichsmarineamt. Der Gouverneur (seit 1901 Vizeadmiral Truppel) ist darum auch immer ein höherer Seeoffizier, wie auch die übrigen höheren Verwaltungsstellen, soweit angängig, durch Marineoffiziere besetzt sind. Dem Gouverneur beratend zur Seite steht der aus 7 Beamten und 4 Bürgerschaftsvertretern sich zusammensetzende Gouvernementsrat. Die Rechtspflege erster Instanz liegt in den Händen eines Kaiserl. Gerichts, dem ein Oberrichter und zwei Richter angehören. 18 Laienrichter — 6 Beamte, die übrigen Kaufleute und Industrielle — helfen das Recht finden. Seit 1908 entscheidet auch ein Obergericht in zweiter Instanz. Zwecks Regelung der Angelegenheiten der eingeborenen Bevölkerung gliedert sich das Gebiet in den Stadtkreis Tsingtau und den Landkreis Litsun mit je einem Bezirksamtmann an der Spitze. In dessen Hand liegt auch die Rechtsprechung über die Chinesen, wobei er in schwierigen Rechtsfällen durch ein Komitee aus 12 eingeborenen Mitgliedern unterstützt wird. Die umfangreichen Aufforstungsarbeiten überwacht ein Gouvernementsoberförster mit zwei Förstern. Dem Gesundheitswesen steht ein Generaloberarzt der Marine vor.

Aus: Weicker, Kiautschou, das deutsche Schutzgebiet in Ostasien (Berlin, Alfred Schall, 1908).

## Ein vielseitiger Freund.

Die Regierungsschule in Tsingtau ist ein Reformrealgymnasium mit Vorschulklassen. 1908 hielt es zum ersten Mal die Reifeprüfung für den einjährig-freiwilligen Militärdienst ab. Der Mädchenunterricht liegt zurzeit noch in den Händen der Nonnen des katholischen Klosters. Versuchsweise hat das Gouvernement im Schutzgebiet auch zwei chinesische Elementarschulen mit besonders vorgebildeten chinesischen Lehrern errichtet. Besonders wichtig ist die Lehrlingsschule der Gouvernementswerft. Von Missionen wirken in Kiautschou die Berliner Mission, der Allgem. ev. protestantische Missionsverein, die amerikanische evang. Presbyterian Mission und die katholische Gesellschaft des göttlichen Wortes zu Steyl. Auch diese haben sich des Volksunterrichtes angenommen.

Seinem Zwecke entsprechend ist Tsingtau sowohl nach der See- als auch nach der Landseite hin befestigt und hat eine starke Garnison. Mit dieser zählt es etwa 32 000 Einwohner. Es ist ein europäischer Ort mit prächtigen Straßen und Gebäuden, elektrischer Straßenbeleuchtung, Kanalisation. Selbst seine Chinesenstadt Tapautau ist völlig modern und

allen sanitären Anforderungen entsprechend gebaut. Andere Orte des Gebietes sind Litsun, Tsangkou, Syfang. In der neutralen Zone liegen Kiautschou, das wohl noch volkreicher als Tsingtau ist, längst aber seine Bedeutung an diesen Ort abgetreten hat, ferner Tsimo und an der Bahn Kaumi. Das Mecklenburghaus im Lauschau ist eine Erholungsstätte für die Bewohner Tsingtaus, für seine Besatzung und die Mannschaft des dort stationierten Kreuzergeschwaders.

## b) Aus den Berichten der Reisenden und Forscher

### Das Lauschan-Gebirge.[1])

Vor uns erhoben sich die Granit- und Gneismassen des Lauschan-Gebirges in unbeschreiblicher Wildheit und in solcher Kühnheit der Formen, in solcher Oede und Abwesenheit jedweder Vegetation, daß jeder sie gewiß für viel höher halten würde, als sie wirklich sind. Aber darüber fehlen alle genaueren Angaben, denn eine Besteigung der einzelnen Spitzen oder gar eine Aufnahme dieses Gebirgsstockes ist niemals ausgeführt worden. Die einzigen halbwegs zuverlässigen Karten sind die englischen Seekarten, wenigstens was die Küstenentwickelung betrifft, und auf diesen Karten ist die höchste Spitze mit etwa 3500 engl. Fuß angegeben. Die höchste Erhebung bildet einen massigen, von der Küste etwa 10 km entfernten Stock, welchem die Chinesen den Namen Lau-Ting gegeben haben. Ting heißt im Chinesischen der Rangknopf auf den Hüten der Mandarine und würde im Deutschen in Bezug auf Berge etwa mit Kulm übersetzbar sein, während das Wort „Schan" Berg oder Gebirge bezeichnet. Aber war der Lau-Ting, den wir von dieser westlichen Seite des Gebirges aus sahen, wirklich der höchste des ganzen Lauschan, oder nur der höchste auf dieser Seite? Wolken umzogen die majestätische, dunkelbraune Spitze, Wolken hingen auch wie Baumwolle an den Seiten der zahllosen andern Spitzen, die wie gotische Türme über den Hauptgrat des vom Meere aus in nordwestlicher Richtung laufenden Gebirgszugs sich erheben. Gegen das Meer fällt der Grat steil ab, und die Brandung umspült die ungeheuren Trümmer, welche ihm vorgelagert sind. Nirgends ist die geringste Spur von Baumwuchs oder auch nur Gras oder Sträuchern zu entdecken, nirgends eine Spur von Erde, nirgends ein Fluß, ein Gebirgsbach oder auch nur eine Quelle.

Die steilen Hügel bis hinauf an die höchsten, so kühn aufstrebenden Felsnadeln sind mit gewaltigen Steintrümmern bedeckt, jede einzelne Höhe ist vielfach gespalten und geht der Zerbröckelung entgegen. Die Regenfluten haben tiefe Schluchten in diese dunkelbraunen, kahlen Massen gerissen, und zur Regenzeit, wenn die Wassermassen in großen Sätzen über die Trümmer und Felsstufen herabströmen, muß der Lauschan von der

[1]) von Hesse-Wartegg: „Schantung und Deutsch-China", S. 38.

Seeseite aus einen noch großartigeren Anblick darbieten, als wie er sich uns Ende März zeigte. Ich kann mich nur erinnern, im nördlichen Algerien, dann in Arizona in der nördlichen Sierra Madre und auf Hawai ähnliche Wildheit gesehen zu haben. Die Dolomiten sind großartiger. Das Berglabyrinth des Sinai ist trotz seiner größern Höhe und Masse doch freundlicher, weil es eine hellere Färbung besitzt und keine derartigen Trümmerfelder zeigt, die etwa geborstenen Lavaströmen ähneln. Und dabei ist der Lauschan rings umgeben von den fruchtbarsten Ebenen und Thälern. Vielleicht war es die Erinnerung an diese unmittelbar vorher gesehenen Thäler, welche den Gegensatz verschärften, diese Wildheit kräftiger hervortreten ließen.

## Die Bucht Kiautschou.[1])

Die Kiau-Bucht liegt 390 Seemeilen nördlich von der Mündung des Yangtse, so daß man sie von Schanghai aus mit gewöhnlichen Dampfern in etwa 30 Stunden erreicht. Die Ansteuerung ist eine bequeme und wenn man sich der gegen die herrschenden Winde, den Nordost- und den Südwest-Monsun, gleich gut bedeckten Einfahrt nähert, sieht man zur Rechten der Bucht die mehr als 1000 m hohen Granitfelsen des Lauschan emporragen, während die Höhen zur Linken sich nicht über 200 bis 300 m erheben. Rechts erblickt man alsdann eine kleine Einbuchtung mit einer Landungsbrücke und zwei Forts und einigen größeren Baulichkeiten. Hier liegt das Dorf Tsintau mit Zollhaus, Telegraphenstation und dem Amtsgebäude des chinesischen Generals. In dem letzteren hat sich jetzt die deutsche Verwaltung vorläufig ein Unterkommen geschaffen. In dieser kleinen Bucht haben die deutschen Schiffe während des Winters 1897/98 gegen die Nordwinde vollständig geschützt gelegen, und die von den Chinesen auf einem Riff hergestellte, etwa 180 m lange Steinmole durch einen Landungssteg aus eisernen Schraubenpfählen, mit dessen Herstellung ebenfalls schon von den Chinesen begonnen war, so weit verlängert, daß die Dampfboote auch bei Niedrigwasser dort anlegen können. Der Platz ist, wie gesagt, gegen die rauhen Nordwinde geschützt und in dieser Hinsicht vermutlich im Winter den meisten Plätzen im Innern der großen Bucht vorzuziehen. Es ist deshalb zu erwarten, daß sich hier alsbald die erste deutsche Niederlassung ansiedeln wird.[2])

Von den 2 Seemeilen breiten Einfahrten haben 1,5 Meilen eine für die größten Schiffe ausreichende Tiefe. Die Bucht mißt in jeder Richtung etwa 12 Seemeilen, doch fallen weite Flächen bei Niedrigwasser trocken, so daß der für tiefgehende Schiffe in Frage kommende Raum etwa einer Kreisfläche mit 4 Seemeilen Durchmesser oder einer deutschen Quadrat-

---

[1]) G. Franzius: „Kiautschou", S. 98.

[2]) Inzwischen geschehen. D. H.

Aus: Weicker, Kiautschou, das deutsche Schutzgebiet in Ostasien (Berlin, Alfred Schall, 1908).

**Blick in den Pflanzengarten (Kiautschou).**

Aus: Weicker, Kiautschou, das deutsche Schutzgebiet in Ostasien (Berlin, Alfred Schall, 1908).

**Blick in den Pflanzengarten** (Kiautschou).

meile entspricht. An dieses Becken schließt sich nach Nordost noch eine Rinne von 4 Seemeilen Länge mit 1000 m Breite und mindestens 6 m Tiefe bei Niedrigwasser.

Da der durch Ebbe und Flut erzeugte Wasserwechsel etwa 3 bis 4 m beträgt, also etwa so viel wie bei uns an der Nordseeküste, so liegt ein Vergleich der Bucht mit dem Jadebusen nahe, und man kann sich also eine den Jadebusen an Ausdehnung noch übertreffende Wasserfläche denken, an welche sich nach Nordost noch eine Rinne von der Größe des Kieler Hafens anschließt. Das Klima der Provinz Schantung wird allseitig als das gesundeste in ganz China bezeichnet. Die Wärme in Kiautschou, das etwa auf dem Breitengrade von Sizilien liegt, ist während des Sommers zwar noch groß, aber die Trockenheit der Luft läßt sich leichter ertragen. Im Winter giebt es namentlich nachts ganz kräftigen Frost, doch soll die Bucht nach den Angaben der Bewohner nur auf den nordwestlichen Wattflächen zeitweise Eis zeigen. Wie allgemein versichert wurde, erwächst daraus der Schiffahrt durchaus kein Hindernis. Nebel und Schnee sind selten.

Die herrschenden Winde, der Nordost- und Südwest-Monsun, sind gleichzeitig auch die stärksten. Taifune sollen selten sein, doch muß mit ihnen gerechnet werden, wie es leider der Taifun des Juli 1896 bewiesen hat, in welchem der „Iltis" auf der Fahrt nach Kiautschou an der Südküste von Schantung strandete. Wenn auch die Bucht gegen alle Winde derart gedeckt ist, daß sie einen sehr geschützten Ankerplatz bildet, so wird sich doch infolge ihrer großen Ausdehnung aus jeder Richtung soviel Seegang erzeugen, daß z. B. ein Löschen und Laden der Schiffe mit Hülfe von Leichterfahrzeugen zeitweise ebensowenig möglich sein wird, wie der Verkehr mit leichten Booten. Die Bucht bildet zwar eine ausgezeichnete Reede, doch müssen die eigentlichen Hafenanlagen, wie in allen solchen Fällen, so auch hier noch geschaffen werden.

### Das Klima von Schantung.[1])

Der Gang der Temperatur nach den Jahreszeiten hat einen kontinentalen Charakter, d. h. er bietet Extreme von Wärme und Kälte. Da die Mitteltemperatur des wärmsten Monats, wie zuerst Fritsche erkannte, in allen Küstenprovinzen von China im Meeresniveau nahezu gleich ist, die Wintertemperatur dagegen von Süd nach Nord in sehr starkem Verhältnis abnimmt, so machen sich für den Norden die Extreme ebenso in einer abnormen Kälte im Winter, wie in einer abnormen Wärme im Sommer geltend. Dies ist besonders für Peking bezeichnend. Weit gemäßigter schon ist Schantung. Januar und Februar sind kalt und rauh; im Mai soll der Uebergang zur Sommerwärme schnell er-

[1]) von Richthofen: „Schantung", S. 76.

folgen, und diese im Juli und August ihren höchsten Grad erreichen, um im Oktober wiederum mit raschem Wechsel einem kühlen Herbst zu weichen. Auf den Karten von Fritsche liegt die Provinz im Januar zwischen den Isothermen von — 4° und 0°, im Juli zwischen denen von 26° und 27°; diese Zahlen entsprechen einer mittleren Mittelwinterkälte wie in Deutschland, dagegen einer Hochsommerwärme wie in Algier und Athen, Batavia und Singapur; doch werden im Winter die Kälteextreme von Deutschland selten erreicht. Das Jahresmittel liegt zwischen 12° und 13°, d. i. wie Mailand und Bordeaux. Die Eisbildung im Winter ist nicht beträchtlich. Tschifu gilt für eisfrei, und bei Kiautschou bildet sich Eis an den nördlichen Rändern der Bai, aber es soll nie großen Umfang erhalten und nicht lange andauern. Das Gefühl der Kälte wird allerdings gesteigert durch die heftigen Winde und den unvollkommenen Schutz der chinesischen Wohnungen. Im Frühjahr empfand ich den Wechsel kalter Morgen und Abende und großer Wärme in den Mittagsstunden. Es war eine Folge des heiteren Wetters und der trockenen Luft. Die Hitze des Sommers ist wahrscheinlich im Inneren sehr fühlbar, besonders wenn im Spätsommer heftige Regen eintreten und die Luft feucht ist. An der See wird sie gemildert; so wird Tschifu als Sommerfrische und See-Badeort von den Fremden aus Schanghai aufgesucht.

### Vegetation von Schantung.[1])

Kahle Berge und üppiger Anbau in Thälern und Ebenen, das ist jetzt der Charakter von Schantung. Es giebt keine Wälder, außer wo ihnen der geheiligte Grund in den Umgebungen von Tempeln Schutz gewährt hat. An einigen Stellen fand ich Pflanzungen von Kiefern mit zehn- bis zwölfjährigem Umtrieb. Gruppen hoher Bäume, insbesondere in der Umgebung der Dörfer, und zusammenhängende Pflanzungen von Obstbäumen oder Maulbeerbäumen entschädigen etwas für den Mangel an Wäldern, aber der Gesamteindruck kahler Berge heftet sich an die Erinnerung der Landschaft. Es kann nicht immer so gewesen sein. In einer Gegend, wo die Winterkälte den vollkommenen Winterschlaf der Vegetation gestattet und bereits im Vorfrühling Niederschläge beginnen, die dann zunehmen, bis im Hochsommer eine übermäßig starke Befeuchtung erfolgt, da sind die Bedingungen für das Bestehen eines Pflanzenkleides bis zu den Kämmen der Gebirge gegeben; die heiligen Haine der jetzigen Tempel könnten und sollten sich in einem Waldteppich über Hügel und Berge erstrecken. Dies ist früher der Fall gewesen. Aber, wie in anderen alten Kulturländern, hat auch hier seit früher Zeit der

[1]) von Richthofen: „Schantung", S. 80.

Mensch die Bäume sorglos verbraucht. Wo es keine mehr gab, wurden die Sträucher vernichtet und, wenn sie wieder sproßten, auch deren Wurzeln ausgegraben. Als dieses Zerstörungswerk vollendet und die Zahl der Bewohner weiter gewachsen war, ging man dazu über, Gräser und Kräuter zur Feuerung zu benutzen. Schon im Herbst verdorren sie und brennen gut. Da aber die trockenen Blätter und Halme wenig Masse geben, ging man daran, die Wurzeln zu verwenden. Im März und April sah ich die Leute in Scharen mit deren Auskratzen beschäftigt; an den Berggehängen und Feldrainen war das Zerstörungswerk in vollem Gang. Man hat dazu ein raffiniertes Instrument ersonnen, welches in Kanton angefertigt und in Massen eingeführt wird. Am Ende eines langen Stiels befindet sich eine Harke mit zehn bis zwölf Sprossen aus Bambusstäbchen, die am Ende scharf zugespitzt und krallenförmig abwärts gebogen sind. Zieht man dieses Instrument mit einigem Druck über eine Grasfläche, so greifen die Krallen in den Boden und raufen die Vegetation mit einem Teil der Wurzeln aus. Zuweilen gelingt es einem, die holzigen Wurzeln eines ehemaligen Strauches zu entdecken; mit Neid betrachten die anderen den glücklichen Besitzer eines so wertvollen Brennstoffes. Dies ereignet sich in Schantung jetzt freilich nur selten.

Klima und Boden sind hinreichend gut, daß sich die abgegrasten Stellen aus dem Rest der Wurzeln und neu zugeführten Samen wieder mit einem grünen, blütenreichen Teppich bedecken. Man gestattet ihm auch, wie mir gesagt wurde, eine Entwickelung, indem an jeder Stelle die Vernichtung in zweijährigem Umtrieb geschieht. Immerhin muß es auf den ersten Blick auffallen, daß im mittleren und südlichen China, wo die Bevölkerung ebenfalls sehr dicht ist und die Berge ebenso in früheren Zeiten entwaldet worden sind, eine außerordentlich schöne Strauchvegetation, besonders von Azaleen, Rhododendren und vielen anderen Sträuchern mit Blätter- und Blütenpracht alle Hügel bedeckt, und auch eine Baumvegetation sich stets wieder spontan einstellt. Man gelangt dort zu dem Schluß, daß in den Monsunländern alle Zerstörung die Baumvegetation nicht zu vernichten vermag, wie in den Mittelmeerländern, wo es im Sommer nicht regnet und der vernichtete Wald sich nie wieder von selbst einstellen konnte. Denn hier in China erneuern die sommerlichen Regen stets die Bedingungen für die Entwickelung der Samen und das Festwurzeln der Pflanzen im Boden. Sind auch im Norden die Winter- und Frühlingsniederschläge geringer, so sollte man doch den Sieg der Schaffenskraft der Natur, hier das Zerstörungswerk des Menschen ebenfalls, wenn auch in etwas geringerem Maß, zu sehen erwarten. Die Ursache des Kontrastes, welcher, wie für Schantung, so für alle Nordprovinzen gilt, liegt in den kalten Wintern.

## Schilderung der Bewohner von Schantung.[1])

Auffallend ist bei den Bewohnern von Schantung, wenn man von Süden kommt, die dunkle, gelbgraue bis braungraue Hautfarbe, die sich zwar in den nördlichen Provinzen häufig findet, aber mir hier ein allgemeineres Attribut zu sein schien. Die Leute sind hoch gewachsen, schlank und körperlich gut gebildet. Der Gesichtsschnitt ist männlicher als im Süden; die obere Augenlidfalte hängt weniger herab, und daher geben die Augen in geringerem Grad den Eindruck einer schiefen Stellung. Es findet sich nicht selten Bartwuchs an Kinn und Oberlippe, und im Westen begegnete ich mehrfach einem Typus, welcher durch diesen, wie durch die Gesichtsbildung überhaupt, an die bekannten Darstellungen des Confucius erinnert, so daß dieser auch äußerlich ein echter Abkömmling seiner Heimatprovinz gewesen zu sein scheint. Im Süden würde man einen solchen Typus vergeblich suchen.

Auch durch ihr wohlgesittetes Betragen erweisen sich die Bewohner von Schantung als des großen Sohnes ihres Landes würdig. Selbst wenn die Neugier sie in Scharen herandrängte, benahmen sie sich stets fast ausnahmslos mit gutem Anstand, so daß ich sie manchmal ungern aus dem Zimmer wies, in das es sie mächtig zog. Die alten Männer, deren ich besonders im nördlichen Teil der Provinz eine überraschend große Zahl bemerkte, haben ein ehrwürdiges Ansehen. Zuweilen ließ sich ein Greis in den höchsten Lebensjahren zu uns führen, um doch einmal die fremden Eindringlinge zu sehen, von denen er so viel gehört hatte. Die Knaben sind intelligent und geweckt und erscheinen geeignet, zu einer fortgeschritteneren Generation herangezogen zu werden. Mehr als einmal geschah es, daß ein Mann der gebildeten Klasse herankam, um mir mit Stolz seine heranwachsenden Söhne vorzustellen. Neben Ordnungsliebe zeichnen sich die Leute durch Arbeitsamkeit aus, und sie waren zur Zeit meiner Anwesenheit durch Opiumgenuß nicht geschwächt, der der hohen Kosten wegen wenig Eingang finden konnte. Dies kann sich jetzt, da in der Provinz selbst viel Opium gewonnen wird, geändert haben. Uebrigens herrscht, wie allenthalben in China, ein Gegensatz zwischen Stadt und Land. Blickt man auf die Felder, so erhält man den Eindruck emsigen Fleißes. Mit dem frühesten Morgengrauen sind die Leute draußen, und in später Abendstunde sieht man sie noch immer dort beschäftigt. Die Mutter hackt die Löcher für den Samen, der Sohn wirft die Körner hinein, der Hausvater verteilt aus einem Korb den Dünger sorgfältig auf jedes Korn, die kleinen Kinder sitzen daneben auf dem Feld. Dort geht ein Vater hinter dem mit Kühen oder einer Kuh und einem Esel bespannten Pflug; er wird von seinen Söhnen bei der Arbeit unterstützt. Am Wohnhaus wird der Compostdünger von einem

---

[1]) von Richthofen: „Schantung", S. 93.

Esel, der an einer Stange um eine Axe geht, mittels eines Mühlsteines gemahlen; dann wirft man den Dünger auf Haufen, so daß auch nicht ein Körnchen des kostbaren Stoffes verloren geht. Ueberall auf dem Land das Bild der Arbeit. Auch in den Marktflecken herrscht reges Leben an den Markttagen, wenn auch die Beschäftigung nur im Kaufen und Verkaufen besteht. Sieht man sich aber in den Städten um, so glaubt man, daß die meisten Leute nichts zu thun haben. Sie bewegen sich langsam und stehen müßig umher.

## Ein Dorf in Schantung.[1])

Betritt man ein Dorf, so schwindet allerdings der Reiz, den es aus der Ferne bietet; denn auch hier fehlt nicht der Schmutz in den Straßen und Häusern, der ein allgemeines Attribut von China ist. Man gewahrt an den Häusern den Mangel an rechten Winkeln und geraden Linien, welcher einen der vielen Gegensätze von ganz China überhaupt zu Japan bildet. Die Fenster bestehen, wie überall, aus hölzernen, mit Papier überklebten Gittern und erreichen hier eine mäßige Größe, welche ein Bedürfnis nach Licht bekundet. Kommt der Fremde in die schmale, meist mit Steinplatten unvollkommen belegte Dorfstraße, so bellen ihn Hunde einer gemeinen, allgemein verbreiteten Rasse an und belästigen ihn, sind aber, wie allerwärts in China, zu feige, um ihm jemals ein Leid anzuthun. Schweine kleinen Schlages mit auf den Boden herabhängendem Bauch sind privilegierte Inhaber der Dorfstraße und erhalten Zulaß in die Häuser. Dazu kommen die üblen Gerüche, die nie fehlen, wo Chinesen eng zusammen leben. Abfälle aller Art, die nie hinweggeräumt werden, Ausdünstungen der offenen Kochherde, Salzfische in den Kramhandlungen, dazu der spezifische Geruch, der der Rasse eigen ist und den nur der Fremde bemerkt, das wirkt alles zusammen, um die Nerven unangenehm zu berühren. Und doch gedeiht der Chinese zu kräftigem, hohem Alter in einer Atmosphäre, die der Europäer als verpestet empfindet. Giebt es somit auch genug Unästethisches zu überwinden, so stehen doch die Dörfer von Schantung verhältnismäßig hoch. Manche Einrichtung, abgesehen von der Bauart, weckt heimische Erinnerungen, so z. B., wenn die Dorfbewohner sich des Abends auf dem Dorfplatz unter einer Gruppe hoher Bäume, die unseren Dorflinden entsprechen, zusammenfinden. Hier sitzen sie stundenlang auf Steinen, die im Umkreis angeordnet und vom Alter geglättet sind, rauchen ihre Pfeife und unterhalten sich über die Tagesereignisse. Sehr weit reicht dabei ihr Blick natürlich nicht. Was im Dorf und in der Kreisstadt vorgeht, mag wohl am meisten ihr Interesse in Anspruch nehmen. Dann kommen die Nachrichten, welche die durchreisenden Fuhrleute von weit her bringen,

[1]) von Richthofen: „Schantung", S. 99.

darunter Klänge von sonderbaren Barbaren in Tschifu, welche jene gesehen, aber nicht gesprochen haben. Anordnungen der Provinzialbehörden, größere Ereignisse in der Reichshauptstadt, wie sie sich nach und nach, meist in sehr veränderter Gestalt, durch das Land verbreiten, werden auch ihre Rolle spielen. Nirgends verliert der Bauer den ihm eigenen Charakter des Mißtrauens und des konservativen Beharrens.

Die Dörfer im Norden haben im allgemeinen einen städtischen Anstrich durch das Zusammendrängen der Häuser, die vielen offenen Kaufläden und durch die Enge der Gassen. Bei der Rebellion der Nienfei, welche Schantung im Jahre 1867 heimgesucht hatte, wurden sie teils mit einfacher, teils mit doppelter Umwallung umgeben. Es sind dicke Mauern, die meist aus ungebrannten Lehmziegeln gebaut und mit Schießscharten versehen sind. Sie gewähren den Zugang zum Dorf nur durch enge Thore. Im Süden der Provinz ist die Anordnung lockerer, die Häuser reihen sich zu beiden Seiten einer breiten Dorfstraße. Einen unfreundlichen Charakter bedingt die Abgeschlossenheit der Privathäuser; ihre Straßenfront ist oft eine Mauer mit enger Pforte; durch sie gelangt man in den Hof, zu dessen Seiten sich die Wohnräume befinden.

### Der Schiebkarren.[1])

Auch für das gebräuchlichste aller Werkzeuge des kleinen Frachtverkehrs, den Schiebkarren, reichen auf ebenem Boden die Fußpfade aus; doch werden für sie auch breitere Wege angelegt, die in besonderen Fällen mit Steinplatten belegt sind. Der chinesische Schiebkarren hat ein Problem vollkommen gelöst, das andere Völker kaum überlegt zu haben scheinen, nämlich mit dem geringsten Verbrauch an Kraft auf einem schmalen, aber glatten und ebenen Pfad eine große Last fortzubewegen. Auf der Achse eines hohen Rades ruht ein horizontales, festes Lattengestell, welches das Rad umfaßt und sich nach hinten in zwei Handhaben verlängert. Das Rad läuft in einem senkrechten Gestell von ähnlicher Art, welches sich von der Plattform erhebt. Diese einfache Konstruktion gestattet nun, die Fracht aufzulegen und mit ihr das ganze Gestell zu überbauen, so daß der Schwerpunkt der Last auf der Achse ruht. Der Karrenschieber hat kein Gewicht zu heben, wie es bei europäischen Karren der Fall ist, sondern nur die in labilem Gleichgewicht befindliche Last zu balanciren und in ihrem Fortstoßen die Reibung zu überwinden. Ein Mann vermag den Umzug einer ganzen Familie auf Strecken von mehreren Tagereisen zu besorgen. Mann und Frau lagern auf Betten und ihrem wenigen Gerät zu beiden Seiten des Rades, und für einige Kinder findet sich auch noch Raum. Soll Steinkohle oder andere geschüttete Fracht geladen werden, so wird die Plattform an den Rädern korbartig umkleidet.

---

[1]) von Richthofen: „Schantung", S. 101.

In der Theorie leistet dieses uralte Fahrzeug vorzügliche Dienste, und es würde auf den asphaltierten Straßen unserer Städte sehr brauchbar sein; aber in China wird nichts gethan, um die Reibung auf ein geringes Maß herabzusetzen. Zunächst wird die Achse nicht geschmiert: Holz reibt sich an Holz oder rostigem Eisen, und von weitem hört man schon das rhythmische Quieken des Radumlaufes. In Schanghai, wo dieses Vehikel früher sehr gebräuchlich war, wurde das unangenehme Geräusch so stark, daß die Polizei das Schmieren der Achsen anordnete und die Unterlassung bestrafte.

In allen ebenen oder flach welligen Teilen der Provinz geschieht der Haupt-Frachtverkehr mittels dieser Schiebkarren. Besonders groß wird ihre Zahl in den Gegenden der Kohlengruben. Sie laden hier meist 300 bis 400, aber auch bis 600 Kilogramm; doch sind die Wege eine Kette von Hindernissen. Selten erregt während einer langen Reise ein Anblick so fortdauerndes Mitleid, als der dieser Kärrner. Sie keuchen und schwitzen, um Widerstände zu überwinden, die mit der größten Leichtigkeit aus dem Wege geschafft werden könnten; aber sie sind so daran gewöhnt, daß sie selbst am wenigsten daran denken würden, die Hälfte der Kraft, welche sie zum Schieben des Karrens über einen Stein brauchen, auf dessen Fortschaffung zu verwenden.

### Die Seidenraupenzucht.[1])

Die Zucht der Seidenraupe und die Seidenweberei blüht heute besonders im Norden und Südwesten der Provinz. Vornehmlich ist es ein braungelbes Seidengewebe, als Rohseide oder als Bastseide auch in Deutschland wohlbekannt, von der die meiste in Schantung hergestellt wird. Die leichteren Sorten werden zu Damenkleidern, Staubmänteln, Kissenüberzügen, Vorhängen, die schwereren zu Herrenanzügen benutzt. Die meiste Rohseide nimmt den Weg noch immer über Tschifu, doch ist auch in diesem Artikel die Ausfuhr über Tsingtau von Jahr zu Jahr gestiegen.

An diese in Schantung altheimische Industrie hat nun die Deutsch-Chinesische-Seiden-Industrie-Gesellschaft angeknüpft. Anderthalb Stunden von Tsingtau entfernt, in Tsangkou, steht die Seidenspinnerei. 1904 ist der Betrieb aufgenommen worden. Eine große Schwierigkeit bestand darin, für den, vom chinesischen natürlich verschiedenen Betrieb die nötige große Anzahl Arbeiter zu bekommen. Die Gesellschaft löste die Aufgabe sehr geschickt. Sie wählte unter den auf ihre Aufforderung hin sich meldenden chinesischen Knaben etwa hundert körperlich und geistig besonders gut entwickelte aus. Diese wurden zunächst in einer besonders für sie errichteten Schule in deutscher Sprache,

[1]) Aus Weicker: „Kiautschou, das deutsche Schutzgebiet in Ostasien". (Berlin, Alfred Schall, 1908.)

Lesen, Schreiben, Rechnen, etwas Geographie und in chinesischer Literatur unterrichtet. Diese Schüler waren dann monatelang die einzigen Arbeiter, bis sie so weit geschult waren, daß sie nun selbst wieder andere Arbeiter anlernen konnten. Dabei wurde aufs neue die Erfahrung gemacht, daß es nötig ist, den chinesischen Arbeiter fest zu disziplinieren und zu organisieren, wenn man in einem modernen Betriebe, wie dem einer Seidenspinnerei, eine wirklich gute Leistung von ihm erreichen will. Darum ist die Verwaltung des Unternehmens auch daran gegangen, ihre Arbeiterschaft auf Grund fester Arbeitsverträge in der Nähe der Fabrik fest anzusiedeln. So wohnen jetzt in geräumigen Arbeiterwohnungen, nach Geschlechtern getrennt, 900 bis 1000 unverheiratete männliche und weibliche Arbeiter. In jeder Kaserne leben etwa 100 Arbeiter unter der Aufsicht chinesischer Hausväter und Hausmütter. Für die verheirateten Arbeiter ist ein Dorf mit Straßen und Plätzen erbaut; jedes Familienhaus hat einen Garten und etwas Ackerland. Jetzt wohnen hier an 300 Personen. Natürlich entsprechen sämtliche Anlagen allen hygienischen Anforderungen. Ein eigenes Hospital wird von chinesischen, europäisch geschulten Ärzten geleitet. Die Fabrik in Tsangkou stellt nur das Seidengarn her. Verwebt wird dieses zum größten Teil in Krefeld. Die Kiautschou-Seidenstoffe sind anerkannt vorzüglich, sind waschbar und sehr dauerhaft. Sie sind weit besser als die durch viele Knötchen und Unregelmäßigkeiten gekennzeichneten chinesischen Bastseidengewebe. Seltsamerweise schätzt das Publikum zum Teil noch gerade diese Fehler des Gewebes als Zeichen der „Echtheit". Insgesamt sind von Tsingtau 1906 für über 2½ Million Mark Seide ausgeführt worden.

## Forstpflege und Forstschutz im Kiautschougebiet.[1])

Daß die Verwaltung in Tsingtau sich die Pflege des Waldes von Anfang an so ganz besonders hat angelegen sein lassen, gehört zu ihren größten Verdiensten. Ein leichtes Stück Arbeit war das nicht. Vor 1000 Jahren noch, so berichten die chinesischen Chroniken, war auch der Lauschan noch bewaldet. Je weiter die ausschließlich ackerbautreibende Bevölkerung Schantungs sich ausbreitete, desto mehr vernichtete kleinbäuerliche Wirtschaft auch hier den Wald. In bergigem Land ist das noch verhängnisvoller als in der Ebene. Das Wasser, zumal die wolkenbruchartigen Güsse in der Regenzeit schwemmen alles Erdreich von den Hängen ab, und es bleiben die nackten kahlen Felsenhügel. So mußte auch im Schutzgebiet erst wieder eine Erdschicht gebildet und das Wasser festgehalten werden. Beides geht ja Hand in Hand. Darum wurden die Ränder der natürlichen Wasserrinnen, der Ravinen, bepflanzt, damit diese

[1]) Aus Weicker: „Kiautschou, das deutsche Schutzgebiet in Ostasien." (Berlin, Alfred Schall, 1908.)

nicht immer mehr vom Wasser verbreitert würden. In den Ravinen wurde das Wasser durch Steindämme aufgehalten. Es setzte das, was es von verwittertem Gestein herunter gewaschen hatte, dort ab. Bald war die Ravine zugeschlämmt. Wurde so das Wasser in seinem verderblichen Lauf aufgehalten, so trug es dann gleichzeitig dazu bei, den durch seinen reichen Gehalt an Feldspat leicht verwitternden Fels in Erde umzuwandeln. Wegen dieser Wasserdämme usw. mußte das Forstgelände ganz besonders gehütet werden. Wohl wollte es auch vielen Europäern gar nicht in den Sinn, daß die deutsche Polizei ihre „verbotenen Wege" nun auch ins „freie" Ostasien verpflanzen wollte. Aber wer es gesehen hat, wie durch Zertreten auch nur eines kleinen Steindammes die mühsame Arbeit vieler Monate vernichtet wird, dem erscheinen die strengen Vorschriften, die jedes Betreten des Waldes außerhalb der Wege verbieten, durchaus gerechtfertigt. Steht erst ein ordentlicher Wald da, werden die Warnungstafeln schon von selbst mit zuwachsen und verschwinden. Alle diese Maßnahmen, Wasser und Boden festzuhalten, haben sich selbst in dem bisher regenreichsten Jahr 1903 bewährt. Früher war das Wasser nach langdauernden Niederschlägen in 10—12 Stunden abgestürzt, jetzt verläuft es sich langsam erst in fünf und mehr Tagen.

So lustig nun die jungen Pflanzen auch in diesem neuen Boden gediehen, die trockenen, regenarmen Monate von Oktober bis Juni hätten ihrem Leben bald wieder ein Ende gemacht. Trocknet doch der Boden an vielen Stellen in dieser Zeit bis zu 40 cm tief aus. Sie mußten jahrelang regelrecht begossen werden. Und wie schwierig war's, den Chinesen beizubringen, daß der Unterschied von Mein und Dein sich auch auf scheinbar so allgemeine Güter wie Kiefernzweige und Graswurzeln bezieht. Der Chinese ist nicht diebisch, aber Wald in der Nähe einer Chinesenstadt ist ungefähr ebenso gefährdet, wie bei uns ein vereinzelter Obstgarten in einer großen Vorstadt. Der Kummer unserer Forstleute draußen waren auch die häufigen Waldbrände. Es gibt keinen leidenschaftlicheren Raucher als den Chinesen. Mit wenig Ausnahmen heißt es hier: „Ich und mein Pfeifchen sind immer beisammen." Völlig achtlos werden da täglich eine Unzahl brennender Streichhölzchen weggeworfen. Was Wunder, daß in der trockenen Zeit oft täglich Waldbrände waren, 1903 sogar einmal elf an einem Tage. Seit der Chinese aber einsieht, daß ein weggeworfenes Streichholz und ein Arm voll Kiefernzweige mit ein paar Dollar doch zu hoch bezahlt sind, ist es auch mit Waldbrand und Walddiebstahl besser geworden. Und ist dann wirklich etwas gewachsen, kommt aus den armen chinesischen Beständen jenseits der Grenze der Kiefernspinner (Gastropacha pini) auf die fette Weide des Schutzgebietes. Da gilt es fleißig Raupen lesen lassen. Im Juni und Juli 1906 wurden 17 Millionen Raupen gelesen. An den Rändern der Nadelholzbestände wurden Schutzstreifen von Laubholz ge-

pflanzt und Laubbäume in die Kiefern eingesprengt. Um die Bäume davor zu schützen, von Hasen benagt zu werden, wurden die Stämme erfolgreich mit einer Mischung von Karbolineum (1 Teil) und Kalkmilch (2 Teile) bestrichen. So hat Forstpflege und Forstschutz ganz besondere Mühe erfordert. Aber dafür bedecken sich auch die Höhen um Tsingtau und von Jahr zu Jahr immer weiter hinaus auch die Höhen in den Prinz-Heinrich-Bergen und im Lauschan mit fröhlich aufstrebendem Wald.

Der Hauptbaum ist die Kiefer. Sie gedeiht vorzüglich und weist Jahrestriebe bis zu 95 cm Höhe auf. Die Kiefer gibt schon zeitig Nutzen. Selbst minderwertiges Material, wie Reisighaufen, ist den chinesischen Garköchen ein so schätzbarer Artikel, daß sie bis 7 Mark für einen Haufen bezahlen, der in Deutschland für 60 Pfennige weggeht. Große Nachfrage ist auch nach Weihnachtsbäumen. Es wird das Schutzgebiet auch der Christbaummarkt für die chinesische Küste sein. Unter den Laubbäumen steht an erster Stelle die Akazie (Robinia pseudoacacia). In zwei Jahren wächst sie aus dem Samen gezogen 5—6 m hoch. Manchem, der froh war, in seinem Garten gleich so schnell etwas ordentlich Grünes zu haben, wird die Akazie jetzt zu üppig. „Die ich rief die Geister, werd' ich nun nicht los," und auf den Wegen, auf den Beeten, immer wieder schlägt da aus und will den ganzen Garten für sich mit Beschlag belegen die Akazie. Vor allem werden die Bergwerke Akazie als Grubenholz brauchen. So erblüht hier unserem Forst einmal ein konkurrenzloses, sicheres Geschäft. Auch Platanen werden als Park- und Alleebäume gezogen, daneben Eichen, Erlen, Lärchen, Ulmen, Kastanien, Walnüsse.

Natürlich rauscht noch kein hoher Wald da auf den Bergen um Tsingtau. Das wird noch manches Jahr dauern. Noch ist alles bloß ein- bis zweimannshohe Dickung oder niedrige Schonung. Aber es wird dort einmal hoher Wald wieder stehen, und diese Gewißheit rechtfertigt jede auf den Forst im Schutzgebiet verwandte Mühe.

Schon jetzt fängt der Wald an, sich segensreich geltend zu machen mit seinem belebenden Grün auf allen Bergen und dadurch, daß er das Wasser festhält und die Luft mit seinem frischen harzigen Duft erfüllt.

Eine weitere wichtige Aufgabe erfüllen unsere Forstleute in Tsingtau, indem sie den Chinesen eine rationelle Forstwirtschaft vormachen und, soviel sie können, sie zur pfleglichen Behandlung auch ihres eigenen Waldes erziehen. Unentgeltlich werden Kiefern- und Akazienpflanzen abgegeben. Regelmäßig wird nachgesehen, ob die Eigentümer sie auch sachgemäß verpflanzt und behandelt haben. Leute aus den Lauschandörfern und von jenseits der Grenze werden in den Tsingtauer Forstanlagen beschäftigt und systematisch angelernt. Dieses, den so segensreichen Gedanken der Aufforstung zu verbreiten, bringt auch schon materiellen Gewinn: allein 1906 flossen der Forstkasse 16 000 ℳ für

Pflanzen zu, die sie der chinesischen Regierung in Tsinanfu und der Schantung-Eisenbahn- und Bergbaugesellschaft geliefert hatte. Diese bepflanzt ihre Eisenbahndämme und die Umgebung ihrer Schächte mit Akazien.

Sehr erfreulich ist es, wie mit dem Wald auch die Schar der gefiederten Sänger von Jahr zu Jahr zugenommen hat. 1903 hat die Wachtel, 1905 die Bachstelze zum erstenmal dort überwintert und gebrütet. Den Schlag des Finken und das Lied der Drossel, den heimatlich vertrauten Ruf des Kuckucks hört man von Jahr zu Jahr immer häufiger. Immer mehr finden diese Zugvögel Tsingtau und seinen Wald so anziehend, daß eine Art nach der anderen sich dauernd das Schutzgebiet zum Aufenthalt wählt. Die Watten sind belebt von einer Unzahl verschiedener wilder Enten und von wilden Gänsen und Reihern. In den Zugzeiten, im Frühjahr und Herbst, fallen Schnepfen, Wachteln und Bekassinen zu Tausenden in den Bergen und in den Feldern um Tsingtau ein, und dann und wann auch „sieht man in schwärzlichtem Gewimmel ein Kranichheer vorüberziehn". Die in ganz China sehr häufige Elster mit ihrem schmuckhaften Gefieder ist auch in Deutsch-Schantung „gemein", und der Allerweltsfreund, der Sperling, ist hier gegen die Insektenplage ein willkommener Bundesgenosse. Natürlich fehlt es auch nicht an Raubvögeln aller Art, wie Adler, Sperber, Falken u. a. An jagdbarem Wild kommt bis jetzt nur der Hase zahlreich vor. Der Hase im Schutzgebiet ist kleiner als der unsere, meist grau gefärbt und hat auch sonst viel vom Kaninchen an sich. Auch seine Vermehrung ist „kaninchenhaft". Zwar macht er durch sein Benagen der Bäume, das sog. „Verbeißen", den Forstleuten viel zu schaffen, aber Jagd gehört nun einmal zum Walde, und so denkt niemand daran, dem Hasen anders nachzustellen als mit Pulver und Blei der zahlreichen Nimrode Tsingtaus. In den vielzerklüfteten Felsen finden Füchse und Dachse sicheren Unterschlupf. Seit 1904 sind auch Fasanen mit Erfolg ausgesetzt worden, und wenn die mit Reh- und Damwild bis jetzt gemachten Versuche halten, was sie versprechen, wird die Strecke bei den Tsingtauer Jagden bald auch ein paar brave Böcke oder einen kapitalen Schaufler aufweisen.

## Tsingtau und seine Umgebung.[1])

Wir sind vor der Kiautschoubucht angelangt. Wir fahren genau nach Westen. Von Norden und von Süden springt das Land vor und läßt eine 3 km breite Einfahrt frei. Hinter dieser holt dann die Bucht in weitem Bogen nach Norden hin aus. Kaum zu erkennen ist das Ufer im Norden und Nordwesten: ein wenig größer noch als der Bodensee ist die

[1]) Aus Weicker: „Kiautschou, das deutsche Schutzgebiet in Ostasien". (Berlin, Alfred Schall, 1908.)

Kiautschoubucht. Auf dem Landzipfel, der von Norden her die Bucht von der See abgrenzt, liegt Tsingtau. Nach Nordwesten hin schaut es auf die Bucht, nach Süden hinaus in die freie See. Von See aus sehen wir, wie das Land von der Küste aus hügelig ansteigt und, wenigstens nach Osten und Nordosten, schon wenige Kilometer landeinwärts durch rasch aufstrebendes Gebirge wie von einem Kesselrand umschlossen wird. In flachem Bogen erkennen wir auf der Seeseite einen Badestrand mit einer großen Anzahl fahnengeschmückter, bunter Badebuden am Ufer. Weiße Prellsteine und eine Reihe Bogenlampen an hohen schlanken Masten kennzeichnen eine Straße, die hoch und dicht am felsigen Ufer hinläuft. Zahlreiche Villen heben sich malerisch von dem terrassenartig nach der See zu abfallenden grünen Gelände ab. Mehrere Häuserblocks sind sofort als Kasernen kenntlich. Es werden zusammenhängende Häuserreihen sichtbar, mitten darin, alles andere überragend, mit breiter Front das Gouvernementsgebäude. Zwei feste Landungsbrücken führen vom ebbetrockenen, aufgemauerten Ufer hinaus ins tiefe Wasser. Hier legen die Boote der Dampfer und Kriegsschiffe an, die da auf der Außenreede ankern, unfern der kleinen Arkonainsel, deren rotes Leuchtfeuer nachts die Boote vor den gefährlichen Untiefen in ihrer Nähe warnt. Wir bleiben aber nicht auf der Außenreede, wir wollen in den eigentlichen Hafen von Tsingtau hinein. Dazu müssen wir noch um eine weit vorgeschobene, schmale Landzunge herum. „Yu nui san" wird sie allgemein genannt. Eigentlich ist ihr Name „Tuan tau". Es ist eine der häufiger sich findenden falschen Ortsbezeichnungen. Durch ein Mißverständnis der der Sprache unkundigen ersten Verfasser der Karten — schon der englischen — sind sie entstanden. Die's besser wissen, sagen wohl mal ein Wort, aber: „sei im Besitze, und du wohnst im Recht" usw. Schließlich kommt ja nicht viel darauf an. Hier auf Tuan tau oder Yu nui san streckt ein großer Leuchtturm als nächtlicher Wegweiser 17 Seemeilen weit in zwei breiten Lichtstrahlen seine leuchtenden Arme aus, einen nach See zu und einen in die Bucht hinein. Von hier aus drehen wir hart nach rechts, nach Norden. Noch eine halbe Stunde langsame Fahrt, und unser Dampfer macht an der Mole im Hafen von Tsingtau fest.

Auch Laienaugen sehen, daß mit diesem Hafenbau ein schönes Stück Arbeit geleistet worden ist und jetzt seiner Vollendung entgegengeht. Zwei über 100 m breite und 6—700 m lange Molen, Mole I und Mole II genannt, parallel zueinander und 150 m voneinander entfernt, ragen in das Hafenbecken hinein. Was ist da geschafft worden: viele hundert Pfähle in den Grund zu rammen, dann den Pfahlrost einzubetonieren, die gewaltigen Ufermauern aufzuführen, den Innenraum der Mole mit Tausenden von Wagenladungen Sand aufzufüllen! In weitem Bogen umschließt eine 5 km lange Umfassungsmole das ganze, 293 Hektar große

Hafenbecken. Diese Umfassungsmole wird an ihrem, der Mole II gegenüberliegenden Ende zu einem 200 m breiten Werftgebiet. Dort rauchen die Essen der Tsingtauer Werft. Dort liegt auch das gewaltige Schwimmdock verankert und hebt der gigantisch in die Luft ragende große Kran seine Riesenlasten bis zu 150 t = 150 000 kg. Selbstverständlich haben alle Molen Eisenbahnanschluß. Dieser Hafen, der durch den Molenringwall ebenso vor dem bei ablandigem Wind in der Kiautschoubucht gefürchteten Seegang, wie vor der Gefahr der Versandung geschützt ist, ist samt seiner Fahrrinne 9,5 m tief ausgebaggert, so daß auch die größten Schiffe ihn benutzen können.

Da vom Handel selbst in einem besonderen Kapitel berichtet werden muß, begnügen wir uns hier damit, nur einen Blick auf das Bild um uns zu werfen. Auf den Molen dasselbe Hafenbild wie überall in der Welt, wo Schiffe laden und löschen und Kohlen nehmen, natürlich chinesisch gefärbt. Hier bringen chinesische Kulis, von der Sonne kupferbraun gebrannt, in langer Reihe einer hinter dem anderen, Bohnenkuchen heran. Jeder trägt 2 oder 3 der wie flache Mühlsteine geformten runden Platten. Dort haben immer zwei an einer Tragstange zwischen sich einen großen, schweren Packen strohgeflochtener Bänder, in einer Strohmatte eingeschnürt. Mit kurzen, schnellen Schritten laufen sie und balancieren schier über die schmale Laufbrücke, die an Bord des Dampfers führt. Hier schleppen andere schwere Holzbalken beiseite, die der amerikanische Viermasterschuner aus Amerika oder Japan gebracht hat. Daß die 20 und mehr Träger gleichen Takt halten, begleiten sie ihre Arbeit mit rhythmischem, wie stoßweises Seufzen klingendem „ho, ho, ho, ho", und daß sie bei gutem Mut bleiben und keiner es sich leicht macht auf Kosten der anderen, fährt ein Chinese, der das Manöver leitet, gelegentlich mal mit laut klatschendem Bambus zwischen die taktmäßig nickenden Köpfe. Bei all diesen Arbeiten tragen die Chinesen ihren Zopf, um unbehinderter zu sein, um den Kopf geschlungen — à la Defregger —, und in der Zopfschlinge da oben oder im Leinengürtel , der die blauleinene, weite Hose festhält, steckt regelmäßig das kleine Tabakspfeifchen, ohne das man selten jemand, Mann oder Frau, sieht. Jede kleine Pause wird benutzt, sich hinzuhocken und schnell ein Pfeifchen zu rauchen. Aber nicht etwa das berüchtigte Opium. Aus gradstieliger Pfeife mit fingerhutgroßem Kopf wird der denkbar harmloseste Tabak geraucht. — Ehe die Waren verladen werden, liegen sie meist noch in den aus Wellblech erbauten Lagerhäusern — Godaun genannt —, deren der Lloyd und die Hapag[1]) und jede größere Firma eines oder mehrere auf der Mole oder in ihrer nächsten Nähe stehen hat.

[1]) Name für Hamburg-Amerikanische-Paketfahrt-Aktien-Gesellschaft, aus den Anfangsbuchstaben der fünf Wörter gebildet.

Haben wir Glück, so finden wir, um in die Stadt zu kommen, als Droschke einen mit zwei Ponys bespannten Wagen mit chinesischem Kutscher. Mit größerer Wahrscheinlichkeit werden wir uns mit einer Rickscha begnügen müssen. In ganz Ostasien, schon von Kolombo an, ist dieser kleine zweirädrige, meist nur einsitzige Wagen, in dessen Gabeldeichsel sich ein Kuli spannt, in Gebrauch. Gegen Regen und Sonne hat der Wagen ein leichtes, niederzuklappendes Verdeck. Setzt man sich zum erstenmal in ein solches Gefährt, so berührt es zunächst etwas peinlich, daß ein Mensch als Zugtier vor einem trabt und der Schweiß, wie auf einem Pferderücken, auf den braunen, nackten Schultern da vor einem perlt. Aber bald gewöhnt man sich daran, bewundert die Ausdauer der Lungen und Muskeln — in schnellem Trabe eine halbe Stunde und mehr zu laufen, ohne auszuruhen, ist dort nichts Besonderes —, lernt durch Vergleich die Leistungsfähigkeit der Rickschakulis beurteilen und feuert dann später selber oft recht energisch mit „quai, quai!" „schnell!" die säumigen braunen Waden an. Da die Straßen breit genug sind, und der Verkehr meist noch nicht allzu beengend ist, können zwei Rickschas bequem nebeneinander fahren. Mit „man mandi", „langsam", mäßigen wir das Tempo unseres eifrigen Rickschakulis und können uns unterwegs alles Einschlägige erzählen.

---

C.

# Die deutschen Schutzgebiete in der Südsee

## I. Kaiser Wilhelmsland


Ansicht der Pflanzung Stephansort (Kaiser Wilhelmsland).

Ansicht der Pflanzung Stephansort (Kaiser Wilhelmsland).

# C. Die deutschen Schutzgebiete in der Südsee

## I. Kaiser Wilhelmsland

### a) Allgemeine Beschreibung des Landes.

#### Lage und Erwerbungsgeschichte.

Kaiser Wilhelmsland, der Bismarckarchipel, die nördliche Gruppe der Salomons-Inseln sowie die Inselgruppen der Karolinen, Palau und Marianen und der Marshallinseln bilden zusammen ein Verwaltungsgebiet; aus praktischen Gründen sind diese vier Gebiete indessen im folgenden getrennt behandelt worden. Mit dem Namen Kaiser Wilhelmsland bezeichnet man den nordöstlichen Teil der das Verbindungsglied zwischen Asien und Australien bildenden Insel Neuguinea. Das westliche Drittel der Insel ist in holländischem, das südliche in englischem Besitz. Ursprünglich stand das Schutzgebiet, ebenso wie der Bismarckarchipel und die Salomonen unter der Oberhoheit einer Privatgesellschaft, der Neuguinea-Kompagnie, durch deren Beauftragte am 16. November 1884 in Friedrich Wilhelmshafen die deutsche Flagge gehißt wurde. Am 17. Mai 1885 und am 13. Dezember 1886 wurde die Kompagnie durch Kaiserliche Schutzbriefe in ihrem Besitz seitens des Deutschen Reiches anerkannt. Seitdem hat sie die Verwaltung durch einen von ihr zu ernennenden Landeshauptmann selbständig geführt, bis sie im Jahre 1899 ihre Hoheitsrechte an das Deutsche Reich abtrat und von da ab den Charakter einer Kolonialgesellschaft im engeren Sinne angenommen hat.

#### Bodengestalt. Bewässerung.

Die 800 km lange Küste ist reich gegliedert. Die stärkste Einbuchtung ist der Huongolf; nordwestlich davon liegt die fast ebenso tief eingeschnittene Astrolabebai,[1]) deren Küstengelände das Kulturzentrum der Kolonie darstellt. Ein Teil dieser Bai ist der geräumige Friedrich Wil-

[1]) Nach einem französischen Schiff, das zuerst darin Vermessungen vornahm, so genannt.

helmshafen. Finschhafen, zwischen Huongolf und Astrolabebai gelegen, war der Sitz der ersten Ansiedlung. Die Küste wird in ihrem gesamten Verlaufe von Korallenriffen begleitet, die indessen die Schiffahrt nicht erschweren. Auch eine lange Reihe von Inseln ist der Küste vorgelagert; die größten sind: die Karkarinsel, die Longinsel und die Rookinsel. Eine gewaltige Gebirgskette, aus Gneis, Granit und krystallinischem Schiefer bestehend, durchzieht das Schutzgebiet in der Richtung von Nordwest nach Südost; einzelne Gipfel ragen bis zu einer geschätzten Höhe von 4 bis 5000 m hinauf. Im einzelnen ist das Gebirge noch nicht erforscht. Von diesem Rückgrat aus laufen niedrigere Bergketten der Küste zu; andere sind ihm vorgelagert. Hierher gehören, in der Richtung von Nordwest nach Südost, das Viktor Emanuelgebirge im Quellgebiet des Kaiserin Augustaflusses (3600 m), das Bismarckgebirge (4300 m), das Krätkegebirge (3500 m, eine vulkanische Erhebung) und das Rawlinsongebirge (1200 m). Der Ottoberg im Bismarckgebirge ist vermutlich die höchste Erhebung des Schutzgebietes. Zwischen den Ausstrahlungen des Zentralgebirges und zwischen der Küste und den Vorbergen breiten sich mehr oder minder ausgedehnte Ebenen aus. Die bedeutendsten Niederungen sind die fruchtbare, waldbedeckte Astrolabeebene am unteren Laufe des Gogolflusses, das vom Kaiserin Augustafluß durchströmte Flachland im Norden und die Ramuniederung zwischen beiden. Das Vorland fällt an vielen Stellen in deutlich ausgeprägten Terrassen zu der aus Korallenkalk bestehenden Küste ab.

Wie die Küste durch gut geschützte, geräumige Häfen mit vortrefflichen Einfahrten und eine ganze Reihe guter Reeden ausgezeichnet ist und daher leichten Zugang gewährt, so ist auch das Innere des Landes durch mehrere tiefe binnenwärts führende Flußläufe an vielen Stellen leicht zu erreichen. Der bedeutendste Strom des gut bewässerten Schutzgebietes ist der Kaiserin Augustafluß, der dem Viktor Emanuelgebirge entströmt, noch 700 km von der Küste entfernt eine Breite von 300 m und eine Tiefe von 4 m aufweist und allem Anscheine nach bis zum Fuße des Gebirges schiffbar ist. Auch der Ramu, der nicht weit vom Kaiserin Augustafluß mündet und aus dem südöstlichen Teil des Schutzgebietes kommt, ist bereits 450 km weit, teils mit einem Dampfer, teils mit einem Boote befahren worden. Beide Flüsse erschließen dicht bevölkerte Niederungen mit vortrefflichem Kulturlande. Kleinere Wasserläufe sind der Gogol und der Kabenau, die sich in die Astrolabebai ergießen, sowie der Markham- und der Franziskafluß, die dem Huongolf zueilen.

### Klima. Gesundheitsverhältnisse.

Kaiser Wilhelmsland liegt unmittelbar südlich vom Äquator und zeigt daher ein ausgesprochen tropisches Klima, das indessen durch die Einwirkung des Meeres und die bedeutenden Bodenerhebungen vorteilhaft

beeinflußt wird. Der wärmste Monat ist der Februar mit einer mittleren Temperatur von etwa 27°, der kälteste der Juni mit 25°. Mit steigender Höhenlage erleiden indessen diese Temperaturen einen schnellen Abfall. Der Regenfall ist reichlich, besonders in dem Küstenstrich zwischen Kap König Wilhelm bis Kap Croisilles. Eine eigentliche Trockenzeit fehlt; es regnet in allen Monaten. Die Zahl der Regentage und die Menge des Regenfalles wechseln indessen in den verschiedenen Gegenden. Gewitter sind weder zahlreich noch stark. Orkane scheinen nicht vorzukommen. Auch Stürme sind selten und wenig heftig. Vom Mai bis zum November weht der Südostpassat, während die andere Hälfte des Jahres Nordwestwinde aufweist. Beide bringen Regen und bedingen daher das erwähnte Fehlen einer Trockenzeit.

Das gleichmäßig feuchtwarme Klima ist der Gesundheit des Europäers in vieler Beziehung nachteilig. Fieber und Dysenterie sind besonders in der Zeit des Nordwestmonsuns häufig und treten mit großer Heftigkeit auf. Auch Influenza kommt mitunter vor. An allen diesen Uebeln haben auch die Eingeborenen in gleicher Weise zu leiden. Dazu kommen die Nachteile, die durch das Aufwühlen des Urwaldbodens bei der Anlage von Niederlassungen und Pflanzungen für die Gesundheit entstehen, und die sich naturgemäß gerade in der ersten Zeit der Erschließung besonders stark bemerkbar machen mußten.

### Pflanzen- und Tierwelt.

Die Vegetationsdecke ist infolge der reichlichen Bewässerung, des fruchtbaren Bodens und der gleichmäßigen Wärme üppig und kraftvoll. Sie zeigt eine große Zahl einheimischer Arten. Die Küste wird teilweise von einem Mangrovegürtel eingefaßt. In den Niederungen, besonders an den Flüssen, finden sich stellenweise weite Grasfluren von Alang-Alang (imperata arundinacea), die der Entwicklung anderer Pflanzenarten hinderlich und daher wirtschaftlich von geringem Wert sind. Der weitaus größte Teil des Schutzgebietes aber, und zwar Gebirge wie Tiefland, sind von tropischem Urwald bedeckt, der aus den verschiedensten Laubholzarten zusammengesetzt ist. Unter ihnen die Arekapalme, die Kokospalme, die Sagopalme, der Brotfruchtbaum, Banianen, Pandangs und allerlei wertvolle Bau-, Nutz- und Farbhölzer, daneben Bambusgewächse, wildes Zuckerrohr, Gummilianen und Baumfarne bemerkenswert.

Im Gegensatz dazu ist das Tierleben schwach entwickelt. Raubtiere und Affen fehlen gänzlich. Auch sonst sind die Säugetiere nur durch wenige kleinere Arten, wie Beuteltiere, Kängurus, Beutelbären, Ameisenigel, fliegende Hunde, vertreten. Schweine und Hunde sind eingeführt und zum Teil verwildert. Die Vogelfauna läßt viele Gattungen, wie Flamingos, Spechte, Finken, Fasanen, Hühner, gänzlich vermissen, während Papageien, Kakadus, Loris und Tauben in großer Mannigfaltigkeit und

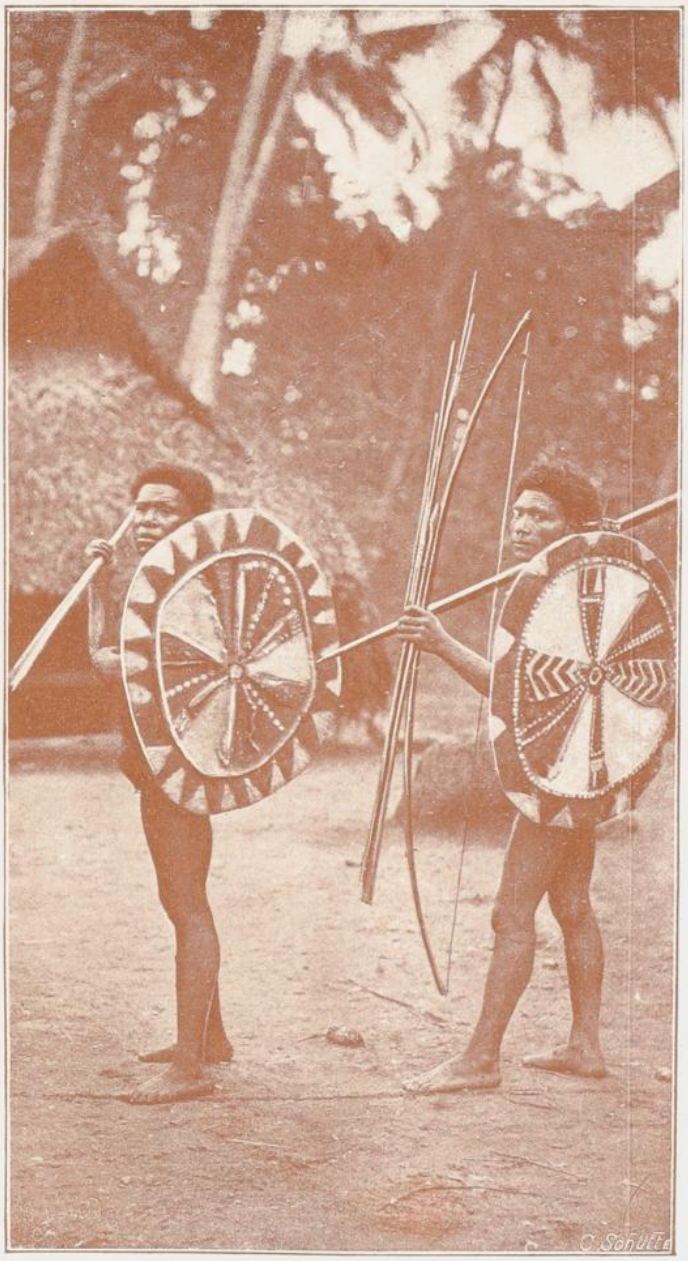
Farbenpracht vorhanden sind. Der bekannteste Vertreter der Vogelfauna ist der Paradiesvogel, der größte der Kasuar. Ferner verdienen Hervorhebung der Nashornvogel, die Großfußhühner, Eisvögel, Glanzstare, Honigsauger usw. Meer und Flüsse sind außerordentlich fischreich, der Fischfang daher hoch entwickelt. Unter den Reptilien sind besonders das Krokodil und eine Seeschildkröte bemerkenswert. Giftschlangen scheinen nicht vorzukommen. Perlmuscheln sind häufig, und eine Holothurienart, der Trepang, wird als Leckerbissen nach China und Japan ausgeführt.

## Bevölkerung.

Die Bevölkerung des Stillen Ozeans wird gemeiniglich in drei Gruppen geschieden, die Melanesier, die Polynesier und die Mikronesier. Die Eingeborenen von Kaiser Wilhelmsland, über deren Anzahl bisher zuverlässige Schätzungen nicht vorliegen, rechnet man zu der ersten Gruppe, die man auch mit dem Namen Papua bezeichnet. Ihr gemeinsames Kennzeichen ist der krauswellige, korkzieherartige Haarwuchs. Im übrigen zeigen sie nach Hautfarbe, Gesichtsbildung und Sprache weitgehende Verschiedenheiten. Die Sprachenzersplitterung ist ungewöhnlich groß; selten reicht das Herrschaftsgebiet einer Sprache über zwei oder drei Dörfer hinaus. Die Sprachen zerfallen in zwei Gruppen, deren eine als die melanesische (im engeren Sinn), die andere als die papuanische bezeichnet wird. Die Kleidung beschränkt sich auf die Bedeckung der Hüftgegend. Schmuck, Bemalung und Tätowierung sind sehr beliebt, bei den Männern mehr als bei den Frauen. Als Waffen sind Wurfspeere, Bogen, Schilde, Steinkeulen, Steinschleudern und Knochendolche in Gebrauch. Daneben sind an der Küste auch Feuerwaffen schon verbreitet. Staatliche Bildungen gehen nur selten über den Umfang eines Dorfes hinaus. Jede Familie pflegt eine Hütte für sich zu bewohnen; die Junggesellen bewohnen gemeinsam eine größere Behausung, die gleichzeitig als Gemeindehaus benutzt wird. Als Nahrungsmittel dienen in erster Linie die Erzeugnisse des Pflanzenreiches, besonders das Mark der Sagopalme, Kokosnüsse und Brotfrüchte, Bananen, Taro, Bataten und Jams. Die Fleischnahrung beschränkt sich auf Hunde- und Schweinefleisch. Daneben werden reichlich Fische gegessen. Auch die Menschenfresserei kommt an vielen Stellen vor. Im allgemeinen stehen die Papuas auf tiefer Kulturstufe.

## Produktion des Landes. Gewerbfleiß.

Der Ackerbau der Eingeborenen ist wenig umfangreich und beschränkt sich auf den Lebensmittelbedarf. Die von Europäern gemachten Anbauversuche erstrecken sich auf Kokospalmen, Kautschukpflanzen, Kakao, sind aber abgesehen von den Kokospalmen noch nicht abgeschlossen. In erster




Eingeborene aus Bogadjim (Kaiser Wilhelmsland).

Linie ist der Boden der großen Ebenen von vortrefflicher Beschaffenheit und gewährleistet im Verein mit den günstigen klimatischen Bedingungen ein gutes Gedeihen der meisten Tropenkulturen. Unter den wildwachsenden Pflanzen ist vornehmlich die Kokospalme hervorzuheben. Wichtig sind auch die Sago- und die Nipapalme, der Brotfruchtbaum, wildes Zuckerrohr und verschiedene eßbare Knollengewächse. Dazu kommen mehrere Kautschukgewächse, Faserpflanzen und Nutzhölzer. Die Viehzucht der Eingeborenen beschränkt sich auf Schweine und Hunde. Die gewerbliche Betätigung steht auf der untersten Stufe. Viele Stämme leben noch jetzt in völliger Steinzeit. Größere Ausdehnung hat beispielsweise das Töpfereigewerbe. Waffen, Geräte, Boote und Schnitzarbeiten zeugen nicht selten von einem gewissen künstlerischen Geschmack.

## Handel und Verkehr.

Der Handel ist gering entwickelt und beruht durchgängig auf dem Tauschverkehr. Zwar ist eine eigene Münze von der Neuguinea-Kompagnie eingeführt worden; ihre Verwendung ist jedoch noch sehr beschränkt. Haupthandelsgegenstände der Eingeborenen sind Kopra (der getrocknete Kern der Kokosnuß), Perlmutterschalen und der oben erwähnte Trepang. Gesamteinfuhr 1906: 917 000 ℳ, Ausfuhr 49 000 ℳ. Mit dem Mutterlande ist die Kolonie durch eine Zweiglinie des Norddeutschen Lloyd verbunden, die von Hongkong über Manila nach Friedrich Wilhelmshafen, Simpsonhafen und Sidney geht. Der Verkehr an der Küste und mit den Inseln des Bismarckarchipels vermitteln eine Anzahl Privatdampfer und Segler. Eine direkte telegraphische Verbindung mit dem Schutzgebiet fehlt. Dagegen bestehen bereits vier Postagenturen.

## Verwaltung. Schule. Mission.

Am 1. April 1899 ist die Verwaltung des Schutzgebietes Deutsch-Neuguinea laut Vertrag zwischen dem Deutschen Reiche und der Neuguinea-Kompagnie vom 7. Oktober 1898 auf das Deutsche Reich übergegangen. Der Gouverneur (z. Zt. Dr. Hahl) hatte seinen Amtssitz in Herbertshöhe auf Neupommern. Vor kurzem ist der Amtssitz nach dem gesünderen Simpsonhafen verlegt, wo auch der Norddeutsche Lloyd seit 1905 eine Werft hat. Eine Polizeitruppe zur Aufrechterhaltung der Ordnung beläuft sich etatsmäßig auf 282 Mann.

Friedrich Wilhelmshafen, seit dem 1. April 1899 Sitz eines kaiserlichen Richters, ist gleichzeitig Zentralpunkt des wirtschaftlichen Hauptbetriebes der Neuguinea-Kompagnie. Daselbst befindet sich auch eine große Kokospflanzung. Zu dem Bezirk Friedrich Wilhelmshafen gehören außerdem die Pflanzung Jomba und die Station Potsdamhafen. Dazu

kommen noch eine Anzahl von Handelsstationen. Andere Niederlassungen mit Europäern sind Stephansort, Finschhafen, Berlinhafen, Eitape. Das Missionswerk wird von zwei evangelischen Gesellschaften: der Rheinischen Missionsgesellschaft, der Neuendettelsauer Missionsgesellschaft und der Katholischen Missionsgesellschaft vom göttlichen Wort in Steyl betrieben.

## b) Aus den Berichten der Reisenden und Forscher.

### Die Küste der Astrolabebai.[1])

Der Anblick der Küste von Astrolabebai überraschte und befriedigte uns alle gar sehr. Das waren nicht die langweiligen, in gleichmäßiges Grün gekleidete Berge, wie wir sie aus dem Bismarckarchipel gewohnt waren, sondern die Landschaft wurde, je weiter wir in die Bai hineinkamen, um so ansprechender. Sie ist rings von hübschen, dicht bewaldeten Bergreihen umschlossen, hinter denen gegen Süden stattliche Gebirgszüge hervorragen, von denen die höchsten an 10 000 Fuß hoch sein mögen und wohl zum System des Finisterre-Gebirges gehören. Die in den Schluchten lagernden weißen Wolkenmassen, welche so sehr weißen Schneeflocken ähnelten, gaben diesem schönen Gebirgsbilde einen erhöhten Reiz. Wir passierten die kleine Insel Bilibili, deren Bewohner in großen, kunstvoll gebauten Kanus herbeieilten und in freundlicher Weise Verkehr anzuknüpfen suchten. Aber wir mußten diesmal ihren Versuchungen ausweichen, galt es doch zunächst Port Constantin aufzusuchen, wie sich später zeigte, keineswegs ein Hafen, sondern eine kleine Buchtung, welche wenig Sicherheit gewährt. — Vergebens spähten wir nach Siedelungen, aber das mit dichtem Urwald bekleidete Ufer war wie ausgestorben! Wie sich später zeigte, liegen die Dörfer im Dickicht des Urwaldes versteckt und verraten sich dem Kenner meist durch nichts als kleine Gruppen Kokospalmen und eine besondere Baumart, welche sich durch die einfarbige, lebhaft gelbe Belaubung auszeichnet. Diese „gelben Bäume", welche sich übrigens an der ganzen Ostküste Neu-Guineas finden, markieren sich in dem dunklen Grün des Urwaldes sehr auffallend und erregen schon von weitem Aufmerksamkeit. So wurde von unseren Seeleuten die besonders hohe und dichte Gruppe gelber Bäume bei dem Dorfe Bogati oder Bogadschi,[2]) welches die Karten deshalb als „gelbes Dorf" bezeichnen, anfänglich für ein Segel gehalten.

### Im Finisterre-Gebirge.[3])

Eine Viertelstunde später kamen wir in etwa 900 m Meereshöhe an das höchstgelegene Fischwehr, das ich im Finisterre-Gebirge gesehen habe.

---

[1]) Dr. O. Finsch: „Samoafahrten", S. 31.
[2]) Gewöhnlich Bogadjim genannt. D. H.
[3]) H. Zöller: „Deutsch-Neu-Guinea", S. 122.

An den senkrecht steil abfallenden, gewöhnlich grünschwarzen Felswänden wurden die von den (jetzt in der Dürre ausgetrockneten) Wasserfällen herrührenden gelben Marken immer häufiger.

In 950 m Meereshöhe mündete auf dem rechten Ufer[1]) mit starkem Gefälle ein von Nordnordost kommender Zufluß, den wir wegen seines wilden und zerklüfteten Bettes den Felsenbach getauft und auf dem Rückmarsch bis zur Höhe von 1150 m über dem Meere erforscht haben. Ein seitwärts von dieser Felsenschlucht sich erhebender hoher Gipfel hatte uns zu diesem Aufstieg veranlaßt, da wir hofften, daß er uns einen Blick auf die See sowie einige Peilungen von Vorgebirgen und Inseln ermöglichen würde. Tatsächlich war das Bachbett nichts weiter denn eine Reihe von Wasserfällen, durch die wir uns in halsbrecherischer Kletterei mühsam hinaufarbeiteten. Obwohl selbst solche Schluchten ein schnelleres Vorwärtskommen gestatten als das mit Dickicht bestandene Buschland, so sind sie doch keine verlockenden Straßen und zu weiterm Eindringen nicht benutzbar. So viel haben wir, ohne auf die Höhe zu gelangen, festgestellt, daß zwischen dem erwähnten Bergzuge und der Küste noch eine andere niedrigere Kette liegt, von der einige höhere Gipfel herüberblickten. Dann erblickten wir jenseits des Kabenau in Südsüdost eine steile, vereinzelte, nach ihrer Gestalt fast nadelförmig zu nennende Bergspitze. Als wir von dem Bache aus in den Wald kletterten, wo das Gelände viel ebener war, wurden wir durch das Auffinden großer Mengen von Rottang oder Stuhlrohr ein wenig aufgehalten, eine kleine Pause, die Herr Yelliot zur erfolgreichen Kakadu- und Papageienjagd benutzte. Neben der leichteren Verteidigung bei kriegerischen Angriffen und dem größern Wildreichtum auf den waldbestandenen Höhen muß es wohl der Mangel an Ackerland in den tiefeingeschnittenen Tälern und Schluchten sein, was der Papua zur Bevorzugung der Bergrücken und der kleinen Hochflächen veranlaßt. Meine Vermutung, daß alle diese Seitentäler, so unwegsam sie zu sein scheinen, dennoch die Verkehrsstraßen der dünn gesäten Eingeborenenbevölkerung seien, wurde auch in diesem Falle durch das Auffinden eines mit der Steinaxt behauenen großen Stückes Holz bestätigt.

Ein paar rauschende Wasserfälle am rechten Kabenau-Ufer waren das Vorspiel zum Eintritt in die sechste Felsenschlucht und zu einem der wildesten, düstersten, großartigsten, romantischsten Landschaftsbilder, deren ich mich zu entsinnen vermag. Man stelle sich zwischen senkrechten Felsen und zu mindestens 1000 m ansteigenden Bergabstürzen eine höchstens 3 m breite Schlucht vor mit tiefem krystallklaren Wasser, eine Schlucht, in die keine Sonnenstrahlen hineindringen und in der es so kühl ist wie in einem Eiskeller. Prächtige Farne, liebliche violette und purpurrote

[1]) Des Kabenau-Flusses. D. H.

Blumen, die sich überall eingenistet haben, vermehren durch den Gegensatz die Wirkung des Großartigen. Dabei tropft es gleich Tränen von den stellenweisen mit Moos bekleideten Felsen herunter. Wenn diese engste und schwierigste Stelle, die wir im Flußbett passiert haben, auf uns alle einen derartig überwältigenden Eindruck gemacht hat, daß sie uns Wunden, zerschundene Beine und mit ihren Trägern ins Wasser gefallene Gepäckstücke vergessen ließ, so spricht das wohl deutlicher als alle Beschreibungen. Viel Zeit haben wir dem Naturgenusse nicht widmen können. Um Stellen, wo das Wasser so tief war, daß es uns bis über den Kopf gereicht haben würde, zu umgehen, mußten wir auf allen Vieren, an Felsenwänden, die kaum einen Halt gaben, entlang kriechen oder uns auf Abstürze von mehrfacher Manneshöhe hinaufarbeiten. Fortwährend hieß es hinaufklettern auf glitschige Blöcke und wieder hinabsteigen ins Wasser, dessen Tiefe nur allzu oft täuschte und wo man nur allzu leicht abermals ausglitt. Die allerengste Stelle nahm uns gerade eine halbe Stunde lang in Anspruch. Dann folgten noch eine Stunde lang zwischen dicht aneinander herantretenden Felswänden scheinbar endlose Schlängelungen des Flusses, so daß es schien, als ob wir gar nicht mehr aus diesem labyrinthischen Einschnitt heraus zu Licht und freier Luft gelangen würden. Auch hier trugen die Felsgehänge, wo sie nicht ganz senkrecht waren und die dunkle Naturfarbe zeigten, bisweilen noch Buschwerk.

## Körperliche Bildung der Eingeborenen in Kaiser Wilhelmsland.[1])

Die Eingeborenen von Kaiser Wilhelmsland sind in ihren äußeren Anlagen im großen und ganzen von guter Statur, mittelgroß, schlank, in der Regel weniger muskulös und kräftig als die Europäer und mit üppigem, dunklen, krausen Haarwuchs versehen. Wie überall in Neuguinea, so haben auch hier Mischungen und die Verschiedenheit in der Ernährung und Beschäftigung Abweichungen von der Regel hervorgerufen. Wie bereits oben hervorgehoben wurde, finden sich Anklänge an den malayischen Typus auf Gressien-, Bertrand- und den benachbarten Inseln, ferner auch in der Bunu-Landschaft und besonders im Dorfe Matukar und am Ama-Fluß. Die Eingeborenen auf der Matty-Insel[2]) erinnern in ihrem Äußern an die mongolische Rasse und sind vermutlich Abkömmlinge von vor längerer Zeit dorthin versprengten Chinesen, die sich mit der vorgefundenen Papuabevölkerung vermischt haben. Weiter finden wir bei den Eingeborenen auf dem Sattelberg gewisse Ähnlichkeit mit den Australnegern. Die Jabim in der Gegend von Finschhafen wiederum zeigen wie auch die Papuas am oberen Augusta-Fluß und am

---

[1]) Dr. Krieger: „Neuguinea", S. 141.

[2]) Aufgefunden 1892 von dem 1897 verstorbenen Ludwig Kärnbach.

Hatzfeldthafen einen hervorstechend semitischen Typus, während die Eingeborenen an der Astrolabebai mehr an den kaukasischen erinnern.

Die Hautfarbe variiert vom tiefsten Schwarzbraun bis zum hellsten Gelbbraun; bisweilen finden sich ganz ungewöhnliche Abweichungen, und hier und da tauchen Albinos auf. Sehr dunkle Hautfärbung zeigen auch die Eingeborenen am Angriffshafen, am Augusta-Fluß, in der Hansa-Bucht, in der Gegend von Hatzfeldthafen, Finschhafen und auf Dampier. Mehr dunkel als hell sind die Papuas an der Krauel-Bucht, in der Banu-Landschaft, am Huon-Golf, die Salens und die Leute südlich von Parsee-Point; nördlich von Parsee-Point ist die Bevölkerung von hellroter bis dunkelbrauner Färbung, und eigentümlich berührt hier wie am ganzen Huon-Golf das gänzliche Fehlen der Augenbraunen. Von etwas hellerer Hautfärbung sind die Leute am Berlin-, Dallmann- und Großfürst Alexis-Hafen, wie im Archipel der zufriedenen Menschen und an der Astrolabebai. Die hellste Hautfärbung in Deutsch-Neuguinea, heller als die der Malayen, haben die Matty-Insulaner. Die Männer sind hier über mittelgroß, kräftig gebaut, die Frauen kleiner und zierlicher. Beide Geschlechter weichen im übrigen Aussehen ganz von dem Papuatypus ab. Die Augen sind geschlitzt, die Nase ist nicht so breit wie sonst bei den Eingeborenen von Deutsch-Neuguinea, das Haar ist schlicht und wird von den Männern in langen korkenzieherartigen Strähnen von 70 bis 80 cm Länge getragen. Die Frauen scheiteln es in der Mitte, bei den Kindern ist es stark und lockig.

Im übrigen unterscheidet sich die Bevölkerung der kleinen Nebeninseln nicht allzuviel von der der Hauptinsel, im allgemeinen nicht mehr als die Küstenbewohner von den Bergbewohnern; allerdings verfügt die Bergbevölkerung von Kaiser Wilhelmsland über stärkere Beinmuskeln und einen kräftiger entwickelten Unterkörper als die Strandbevölkerung, deren Arme und Oberkörper dagegen durch die Bewegung des Ruderns mehr entwickelt sind. Ferner haben ohne Frage in reichen Kopra- und Sago-Bezirken die gut genährten Papuas ein besseres Aussehen als die Bevölkerung, welche in Gegenden wohnt, wo der Boden mit Kasuarinen bestanden und weite Flächen mit Alang-Alang bewachsen sind.

### Gesundheitsverhältnisse.[1])

Die Hauptfeinde des Europäers sind die Malaria und die Dysenterie, die beide mehr in der nassen als in der trockenen Jahreszeit auftreten, aber am meisten in den Zeiten des Ueberganges von einer Zeit zur anderen.

Man hat es jahrelang verstanden, selbst in näher interessierten Kreisen, den Glauben aufrecht zu erhalten, als seien unsere Südsee-Besitzungen,

[1]) Tappenbeck: „Deutsch-Neu-Guinea", S. 24.

wenn nicht durchaus gesund, so doch ungleich besser als alle unsere afrikanischen Kolonien.

Das trifft zweifellos nicht zu, und man kann wohl mit derselben Berechtigung wie in unseren afrikanischen äquatorialen Besitzungen, wenigstens in Kaiser Wilhelmsland die bisherigen Kulturstätten als große Kirchhöfe bezeichnen.

Nicht alle Plätze sind gleich ungünstig, aber es giebt weder in Kaiser Wilhelmsland noch im Bismarck-Archipel einen Platz, der etwa als „malariafrei" bezeichnet werden kann. Nach den neuesten Untersuchungen des Geheimrats Koch war an fast allen von ihm besuchten Plätzen auch das Blut noch kleiner Eingeborenenkinder schon von Malariaplasmodien infiziert.

Kaiser Wilhelmsland hat gegen die afrikanischen Malariagegenden noch den Nachteil, daß sich die Fieberanfälle in sehr kurzen Zwischenräumen wiederholen, dagegen im allgemeinen weniger Neigung zeigen, die schweren Formen — Schwarzwasserfieber — anzunehmen. Im Bismarck-Archipel treten Fieberanfälle ungleich seltener auf — meist in monatelangen Zwischenräumen — aber im Verhältnis zu der Zahl der Fälle überhaupt ist gegen das Festland von Neuguinea mehr Neigung zu den schweren Formen. In den Bergen werden sich wahrscheinlich malariafreie Regionen finden lassen; doch ist schon jetzt als sicher anzunehmen, daß diese erst in bedeutender Höhe vorhanden sein werden.

Die Missionsstation Sattelberg in einer Höhe von 970 m über dem Huon-Golf ist zwar ungemein gesünder als das Flachland, aber keineswegs fieberfrei; dafür macht sich dort als eine Folge der häufigen Nebel und kühleren Nächte eine Neigung zu rheumatischen Leiden wohl nicht gerade so direkt gefährlich, aber jedenfalls noch unangenehmer als die Malariaanfälle bemerkbar.

Am ungesundesten sind die niedrigen Küstenstriche, und als die minderwertigsten gelten die mit Mangrove umsäumten Einbuchtungen, wie z. B. Friedrich Wilhelmshafen.

### Urwald bei Friedrich Wilhelmshafen.[1])

In dem äußersten, westlichen, verschmälerten, zipfeligen Ende des Hafens, der hier Korallenriffe zeigt und nur mit Boot passierbar ist, setzt ein schmaler Kanal in die Tiefe des Urwaldes hinein. Wir befuhren ihn im Boot, blieben aber bald sitzen und überzeugten uns, daß hier keine Flußmündung sei. Das Wasser war brackig und in dem Dickicht der Nipapalmen, deren Wedel überall den Weg versperrten, kaum durchzudringen. Dabei rührte in dem fast stagnierenden Wasser jeder Ruderschlag neue moderige Dünste verfaulender Pflanzenstoffe auf; eine rechte

[1]) Dr. O. Finsch: „Samoafahrten", S. 53.

echte Fieberluft, die man förmlich riechen konnte. Uebrigens fanden wir die Spuren der Eingeborenen in betretenen Pfaden, die uns später zu wohlgepflegten Plantagen führten. Sie gehören den Inselbewohnern, denn das Festland um Friedrich Wilhelmshafen scheint ganz unbewohnt zu sein. Der Boden ist auch in diesem Gebiet ein sehr fruchtbarer, dessen korallinische Bildung die allenthalben umherliegenden Korallentrümmer deutlich erkennen lassen. Die Baumvegetation war eine entsprechend üppige, aber das Auge sucht vergebens nach jenen lieblichen Kindern Floras, den Blumen, die so mannigfach abwechselnd unsere Wälder zieren. Hie und da sieht man ein lilienartiges Staudengewächs mit plumper Blume, oder hoch in dem Gelaube die schön roten Blumen gewisser Schlingpflanzen guirlandenartig von Baum zu Baum ranken, seltener eine Orchidee. Diese Blumenarmut ist eben für alle Urwälder dieser Tropenregion charakteristisch, wie der Reichtum an Lianen und anderen Schlingpflanzen. Letztere umstricken große Bäume häufig so dicht, daß die sonst schönen Formen bizarr und phantastisch aussehen. Die zahllos herabhängenden, oft armdicken Enden und die dünnen, mit häßlichen feinen Dornen besetzten Ranken bereiten häufig unüberwindliche Hindernisse. Diese rankenden Lianen, die sich anfangs, unschuldig wie unser Epheu, gleichsam schutzsuchend an dem Baumstamme emporwinden, saugen an seinem Lebensmark, bis sie ihn schließlich ganz ersticken. Hunderte von Parasitenarmen, zu gewaltiger Dicke angewachsen, umklammern und halten den morschen Riesen noch zusammen, an dessen Zerstörung Milliarden geschäftiger Ameisen mithelfen, bis ihn ein Windstoß ganz zu Boden streckt. Das ist so in wenigen Strichen das Bild eines Urwaldes, wie ich es im großen und ganzen überall in jenen Regionen fand, und das meist sehr von den Vorstellungen abweicht, welche sich der Laie macht. Ja, diese Urwälder sind großartig, interessant durch die Menge neuer Eindrücke, welche sie dem Neuling bieten, der manche Begriffe von Baumwuchs, Ueppigkeit und Vegetationsfülle zu verbessern haben wird, aber ein harmonisches Ganze wie unsere Hochwälder bieten sie nicht. Wer so lange wie ich in diesen Urwäldern lebte, unter ihnen seine Hütte aufschlug und täglich mit Schling- und Rankengewächsen zu kämpfen hatte, wie dies bei meinem früheren Aufenthalte an der Südostküste Neu-Guineas und der Kap York-Halbinsel der Fall war, dem werden die heimischen Wälder erst recht lieb geworden sein, und nach allen meinen Welterfahrungen muß ich offen bekennen: „. . . . Der deutsche Wald ist der schönste!“

### Der Papuahund.[1])

Die Abstammung des Papuahundes bleibt auf einer Insel, wo kein einziges Raubtier vorkommt, ein Rätsel, dessen Lösung innigst mit der

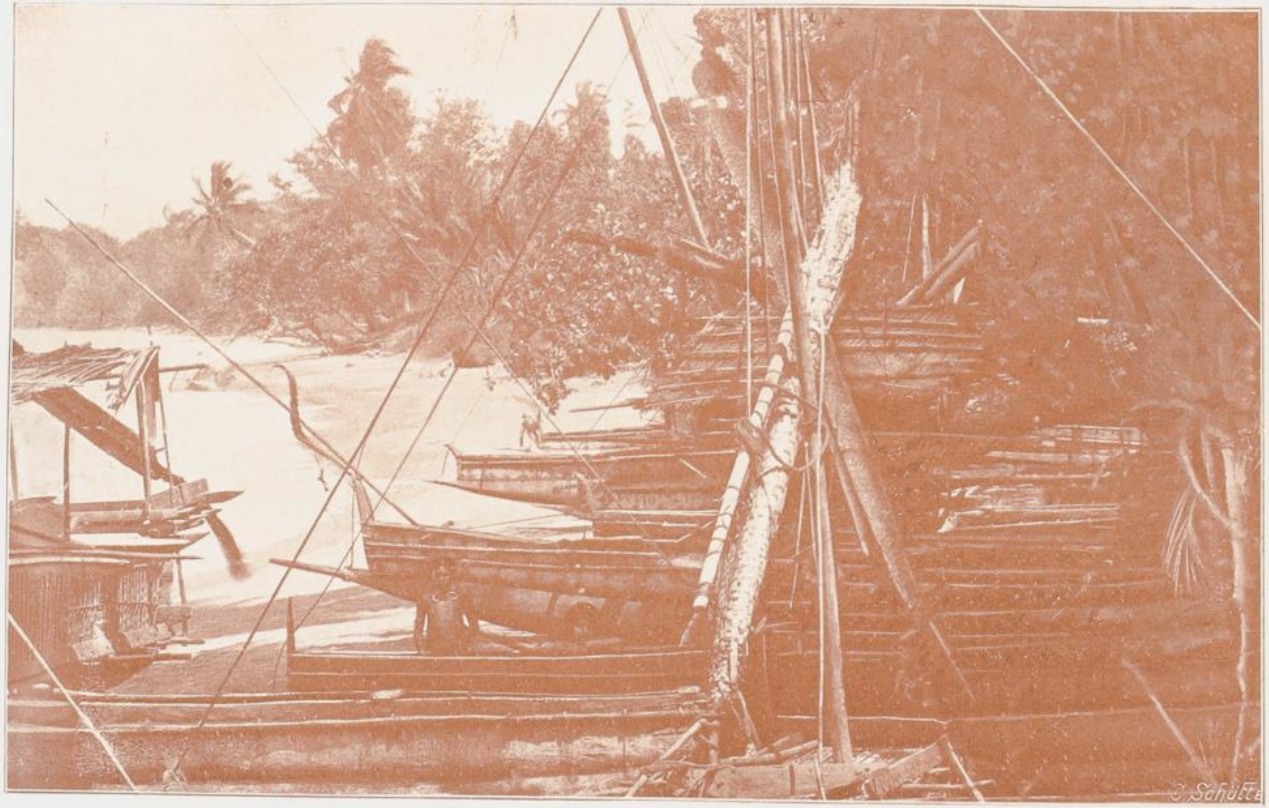
[1]) Dr. O. Finsch. „Samoafahrten“, S. 53.

Herkunft des hier lebenden Menschen zusammenhängt, eine Frage, welche eine viel größere Bedeutsamkeit hat, als es vielen scheinen dürfte. Auf Grund des Vorhandenseins von Hunden als Haustier hat die Annahme Berechtigung, daß die Papuas überhaupt ein eingewandertes Volk sind. Ueber das Wort „Woher" will ich hier indes weiter keine Betrachtungen anstellen. Der Papuahund, in Bongu „Ssa" genannt, gehört übrigens jener eigentümlichen Rasse an, wie sie sich allenthalben in Neu-Guinea findet, und die sich am meisten mit einem kleinen Dingo vergleichen läßt. Er ist glatthaarig, von kleiner, unansehnlicher Statur, hat einen fuchsähnlichen Kopf, aber mit stumpfer Schnauze und aufrechtstehenden, spitzgerundeten Ohren. Der Schwanz ist stark nach links gedreht, wird aber beim Anblick eines Fremden aus Furchtsamkeit meist hängend getragen. Die Färbung variiert außerordentlich, und schon hieraus spricht die lange Domestikation am deutlichsten. Im allgemeinen herrscht eine rostfahle Färbung vor, mit weißer Schnauze, Stirnmitte, Kehle, Bauch und Schwanzspitze; aber es giebt auch dunkelbraune Exemplare, solche mit weißem Kopfe und schwarzgefleckte, kurzum nicht zwei Exemplare sind völlig gleich. Eine besondere Eigentümlichkeit des Papuahundes ist, daß er nicht bellt, sondern nur heult; aber ich hörte die Hunde in Astrolabebai nicht jene regelmäßigen Heulkonzerte aufführen, bei dem sich alle Hunde vereinigen und welche nicht gerade zu den Annehmlichkeiten von Port Moresby gehören. Der Papuahund ist übrigens von scheuem, feigen Wesen, sehr diebisch und schon wegen seiner geringen Größe nicht zur Jagd geeignet, wie er kein guter Wächter ist. Gewöhnlich pflegen sich bei Annäherung von Fremden die Hunde des Dorfes lautlos wegzuschleichen. „Wie der Hund, so der Herr" gilt auch für Neu-Guinea, insofern, als beide keine Jäger, wohl aber Vegetarianer sind. Wie sein Herr nährt sich der Papuahund vorzugsweise von Pflanzenstoffen, frißt z. B. mit Vorliebe Kokosnuß, und sein bei den Papuas so sehr beliebtes Fleisch mag infolgedessen wohl nicht übel schmecken. Man hält den Hund eben des Essens wegen. Hunde und Schweine werden übrigens nur bei Festen aufgetischt, welche die Papua sehr lieben und mit großer Beharrlichkeit, oft mehrere Tage lang, feiern.

### Häuser an der Nordküste.[1])

Unter Führung der Eingeborenen marschierten wir über schönes, fruchtbares Grasland nach ihren Niederlassungen, die an der Westseite von Gauß-Bucht liegen, da Dallmann-Hafen, mit Ausnahme von ein paar Häusern, unbewohnt ist. Unweit dieser Siedelungen in Gauß-Bucht mündet ein hübscher, leider unzugänglicher Fluß, der Herbert. Treffliche Kultivationen, in denen hauptsächlich Bananen und Tabak (Sagum) ge-

[1]) Dr. O. Finsch: „Samoafahrten", S. 307.




Am Seestrand von Bogadjim (Kaiser Wilhelmsland).

Am Seestrand von Bogadjim (Kaiser Wilhelmsland).

zogen wurden, lehnten sich unmittelbar an das für papuanische Verhältnisse ebenso große als schöne Dorf Rabun oder Labuhn. Es zählte, von Bäumen und Kokospalmen beschattet, an 20 Häuser, solide und stattliche Bauten, denen nur Fenster fehlten, um gar manche viel armseligere Hütte daheim zu übertreffen. Einzelne dieser Pfahlhäuser (Rum) waren 40 bis 50 Fuß lang, 24 Fuß breit und bis unter die Giebelspitze an 20 Fuß hoch. Das Dach bestand aus Ried oder Gras, die Seitenwände aus sehr sauber befestigten, zuweilen rot und schwarz bemalten Blattscheiden der Nipa- oder Sagopalme, die Diele aus gespaltenen Latten von Betelpalmen. Charakteristisch für den hiesigen Baustil ist das Fehlen eines Vorplatzes oder einer Plattform, da die Treppe gleich unter der in eigentümlicher Weise verschiebbaren Thür liegt. Die im Innern der Häuser herrschende Dunkelheit erlaubte erst allmählich Orientierung, ließ aber die gewöhnliche Einfachheit der Einrichtung erkennen: in der Mitte die Feuerstelle, aus mit Sand gefüllten Rahmen bestehend, an den Seiten Lagerstätten aus gespaltenem Bambus, mit Kokospalmen belegt, und Töpfe. Letztere stimmten in der Form mit denen von Bilibili überein und wie ich sie auch am Caprivi sah; es gab aber auch Töpfe von kolossaler Größe, die als Behälter für Sago dienten. Keramik schien auch hier eine Quelle des Wohlstandes und Reichtums, denn es gab Töpfe im Ueberfluß; so waren unter anderem auch besondere an Stricken befestigte Horden mit solchen versehen. Große Häuser enthielten zwei Abteilungen und werden, wie schon die doppelte Feuerstelle andeutete, wohl von mehr als einer Familie bewohnt. In einem Hause bemerkte ich eine rohgeschnitzte Holzfigur, einen sogenannten Götzen, ähnlich den Telmus von Astrolabe, aber ohne die für jenes Gebiet charakteristische langausgestreckte Zunge. Wenn auch Holzschnitzereien an den Häusern fehlten, so fanden sich doch andere Arbeiten, welche von der Geschicklichkeit der hiesigen Eingeborenen in diesem Genre zeugten.

### Baumhäuser.[2])

Die Häuser unterscheiden sich von denen in Bentleybai hauptsächlich dadurch, daß sie auf sehr hohen Pfählen wohl zehn Fuß über der Erde stehen und aus Sagopalmblatt gebaut sind, deren lohfarbene Färbung sie schon von weitem auszeichnet. Ich sah übrigens auch Häuser auf niedrigen Pfählen und solche von ovaler Form, denen gewisse Häuser auf Aroani wohl als Muster gedient hatten. Besonders überraschte mich ein Baumhaus, das noch im Bau begriffen war. Solche Baumhäuser, die ich aus dem Innern von Port Moresby kannte, gehören zu den kunstvollsten Bauwerken der Steinzeit. Denn es ist nicht so leicht in den Aesten und im Wipfel eines Baumes, oft in einer Höhe von 50 bis

[2]) Dr. O. Finsch: „Samoafahrten", S. 271.

60 Fuß, ein Haus zu bauen, das den Winden widersteht. Diese Häuser dienen als Festen und Warten, in welche sich die Dorfbewohner bei einem feindlichen Ueberfall zurückziehen. Die primitive Leiter aus Lianen, welche zu dem luftigen Bau führt, wird hinaufgezogen und die Festung ist zur Verteidigung fertig. Sie enthält außer Wasservorräten Unmassen von Wurfgeschossen in Gestalt von Speeren und Steinen, womit gar mancher Sturm abgeschlagen werden kann, wenn auch das Dorf in Flammen aufgehen sollte.

## Pflanzungen der Eingeborenen.[1])

Wie das Vorkommen von Kasuarinen in Kaiser Wilhelms-Land in der Regel schon von weitem den Mangel an Kultur und Bodenbestellung anzudeuten pflegt, so sind Kokosnußpalmen stets das sichere Anzeichen von in der Nähe befindlichen Siedelungen und Pflanzungen. Da die Papua selten mehr als das ihnen dringend Notwendige bauen, so sind ihre Pflanzungen gewöhnlich nur von geringer Ausdehnung. Größere Anlagen findet man auf den Abhängen der Berge, so im Hansemann-Gebirge, am Szigauu-Bergstock; auf den Bergabhängen landeinwärts vom Konstantin-Hafen, z. B. in Buramana. Immerhin bedürfen die Eingeborenen zu ihren Pflanzungen einer verhältnismäßig großen Fläche des Landes, da sie dieselbe Stelle immer nur einmal bepflanzen. Die Bewohner der kleinen Inseln sind durch die Enge des Raumes meist dazu getrieben, ihre Pflanzungen am Festlande anzulegen. Die Anlegung eines Feldes, das jedes Jahr gewechselt wird, geschieht, wie wir oben sahen, gemeinschaftlich. Vorher bringt man oft, die Jabim in der Regel, den Geistern ein Opfer dar, damit sie das Wachsen und Gedeihen der Pflanzung nicht stören; sodann wird ein geeigneter Platz aus dem Gemeindelande ausgesucht. Jeder hat sein bestimmtes Feld, bei dessen Rodung und Umzäunung ihm die anderen Dorfgenossen helfen. Der Zaun besteht meist aus Zuckerrohr, die Zaunstäbe schlagen häufig genug von neuem aus und verleihen dadurch dem Ganzen eine große Festigkeit. Eine eigentliche Thür oder ein Gatter befindet sich nicht am Zaun, wohl aber sind bequeme Stellen für den Durchgang vorgesehen. Die Zäune sind notwendig zum Schutz gegen die wilde Schweine, die nichtumzäunte Pflanzungen nicht aufkommen lassen würden.

Das Roden und Umgraben des Bodens ist wie das Setzen des Zaunes fast ausnahmslos Sache der Männer; dann beginnt die Arbeit der Frauen, die das Erdreich zu sieben und die Pflanzen zu setzen haben; letzteres geschieht meist in musterhafter Ordnung. So werden die Ranken des Yams reihenweise und die einzelnen Pflänzlinge an voneinander gleichmäßig entfernten Stäben aufgewunden.

---

[1]) Dr. Krieger: „Neuguinea", S. 214.

Am Augustafluß sind die Pflanzungen bis zu einem Viertelmorgen groß. Dort wird selten Waldland dazu benutzt, sondern meist der von wildem Zuckerrohr bestandene Boden. Die Anzahl der Pflanzungen ist sehr groß. Vortreffliche Plantagen haben die Eingeborenen in der Landschaft zwischen Ama und Gabarun in der Nähe des Kap Croisilles; sie sind dort meist von bedeutender Ausdehnung. In Berggegenden, wo die schmalen Kämme nicht Raum genug für die Pflanzungen gewähren, sind sie oft an so steilen Abhängen angelegt, daß an ihre Bebauung durch Europäer nicht zu denken wäre. Am häufigsten findet man in den Pflanzungen Taro, Yams, Bananen und Zuckerrohr, seltener Tabak.

In der Zeit vom März bis August wird Taro gebaut, dann kommt die Zeit des Yams, der schon im November blüht. Mais wird, wie bisher bekannt geworden, von den Eingeborenen nur am Venushuk gebaut; er ist wie der an der Südostküste vorgefundene eingeführt. In Verbindung mit Yams wird Tabak gebaut. Ferner kultiviert man eine Art kleiner Bohnen, Zuckerrohr, Flaschenkürbis, eine Art Gurken, auch eine Meldeart (Maranthus). Die zuletzt erwähnten Pflanzen werden alle in Gärten gezogen.

### Tabak und Betel.[1])

Tabak ist ohne Zweifel eine auf Neu-Guinea einheimische Pflanze. Auch er wird in Gärten in der Nähe der Häuser gebaut, besonders häufig an der Nordostküste. Man zieht ihn zuerst regelrecht in Saatbeeten auf; sind dann die Pflänzlinge etwa 20 cm hoch, so werden sie in einer Entfernung von 50 cm von einander eingepflanzt, bisweilen sogar angehäufelt. Fängt die Pflanze an zu blühen, so pflückt man die Tabakblätter nach und nach ab und reiht sie auf dünne Rottangstäbchen auf. Kein Tabak wird am Adolf-Hafen gebaut, viel dagegen am Augusta-Fluß, Dallmann-Hafen und an anderen Orten. Der Papua-Tabak bildet in Rollen einen Teil des Tauschhandels der Eingeborenen. Man raucht die in der Sonne oder auch am Feuer getrockneten Blätter in Form einer Cigarette. Als Deckblatt dient ein Bananen-, häufiger noch ein Baumblatt. Feuer muß bei der Art Cigarette der Papua immer bei der Hand haben, sonst widerfährt es ihm zu oft, daß er „kalt raucht", denn die auf solche Art gewickelten Cigaretten glimmen sehr schlecht.

An weiteren Genußmitteln ist allgemein der Betel bekannt. Die etwa walnußgroßen gelben oder grünen Früchte der Betelpalme reifen in Büscheln. Die Papua entfernen zunächst die Faserhülle der Früchte und genießen dann den inneren Kern mit der Zuthat von pulverisiertem Kalk, den sie aus gebrannten Korallen gewinnen. Der erfrischende Nachgeschmack ist das Beste am Betel. Der Geschmack an sich ist beißend und säuerlich und zieht das Zahnfleisch zusammen, ähnlich wie Alaun,

[1]) Dr. Krieger, „Neu-Guinea", S. 215.

hinterläßt ferner die unangenehme Wirkung, daß er das Zahnfleisch und die Zunge rot und die Zähne bei andauerndem Gebrauch beinahe schwarz färbt.

### Kokos und Sago.[1])

Hauptnahrungsmittel ist der Sago und die Kokosnuß. Die Bereitung des Sago, der nicht zu verwechseln ist mit unseren Sagokügelchen, geschieht auf folgende Weise: Nachdem der Baum gefällt und das Mark aus dem Stamm entfernt ist, wird es zunächst von den vielen Fasern, mit denen es durchwebt ist, sauber gereinigt und gesiebt. Als Sieb benutzen die Eingeborenen die Rippen des Basisteiles eines Palmenblattes. Auf dieses Sieb wird das Sagomark gelegt und häufig mit Wasser übergossen. Schließlich ergiebt sich eine weißliche, mehlartige, fest zusammengebackene Masse, die in Bananenblätter eingehüllt wird. Die runden, oft zehn Pfund schweren Sagoklumpen werden demnächst zum Trocknen aufgehängt und dann in Kuchenform gebacken. Am Augusta-Fluß, wo sich die Pflanzungen der Eingeborenen wie auch am Ottilien-Fluß meist in unmittelbarer Nähe des Stromes befinden, wird viel Sago gezogen.

Durch Vorhandensein reicher Kokosnußbestände zeichnet sich die Gegend an der Hansa-Bucht aus, ferner der Küstenstrich zwischen Berlin- und Dallmann-Hafen und darüber hinaus. Weitere Kopragebiete sind die Bertrand-, Matty- und Purdy-Inseln. Auf den letzteren pflegen nicht selten Eingeborene, Unterthanen des holländischen Schutzgebietes, zu landen und sich längere Zeit aufzuhalten, um die dortigen reichen Kokosnußhaine zur Gewinnung von Oel auszubeuten, das sie dann in großen Kautschukflaschen nach ihrer Heimat bringen und vertreiben. Mit der Kopragewinnung haben sich unsere Schutzbefohlenen selbst .noch nicht befaßt, haben auch bisher nur selten Gelegenheit gehabt, hierbei Europäern hülfreiche Hand zu leisten; auch pflanzen sie leider selbst noch keine Nüsse aus, verstehen sich daher lediglich auf ihren Konsum; nachdem sie mit einem scharfen Gegenstand die grüne Schale entfernt haben, reißen sie mit den Zähnen den festen Bast herunter, dann bohren sie in die harte Schale ein Loch und schlürfen besonders auf ihren Märschen mit Behagen das erquickende Naß. Der übrige schmackhafte Inhalt dient ihnen als Nahrungsmittel.

### Tauschhandel.[2])

Ein allgemeines Tauschmittel giebt es bisher im Schutzgebiet noch nicht. Finsch will an einzelnen Plätzen eine Art Muschelgeld vorgefunden haben, so am Dallmann-Hafen, Venus-Huk und in der Nähe des Terrassenlandes, und diesem gleich aufgereihte Hundezähne an anderen Orten,

---

[1]) Dr. Krieger: „Neu-Guinea", S. 216.
[2]) Dr. Krieger: „Neu-Guinea", S. 225.

jedoch ist er sich seiner Sache nicht ganz sicher, und in keinem Falle dürfte das Muschelgeld hier schon die Bedeutung eines solchen allgemeinen Tauschmittels haben wie das Diwarra-Geld im Bismarck-Archipel, ohne das man in dem dortigen Handelsverkehr jetzt nicht mehr auskommt.

Im Tauschverkehr mit den Weißen richtet sich der praktische Sinn der Eingeborenen mehr und mehr auf Eisen, wenn es auch im Innern und selbst an der Küste noch viele Plätze giebt, wo Eisen ganz unbekannt ist, so am Caprivi-, Ramu- und Rüdiger-Fluß. Von einem eigentlichen Handelsverkehr zwischen Europäern und Eingeborenen kann in Kaiser Wilhelmsland noch nicht die Rede sein, und es wird bei der Schwerfälligkeit und Bedürfnislosigkeit der Eingeborenen noch eine geraume Zeit vergehen, bis ein solcher sich entwickelt. Ein fernerer Grund dafür, daß bisher von einem nennenswerten Tauschhandel zwischen Eingeborenen und Weißen in dem Schutzgebiet nicht gesprochen werden kann, mag darin gefunden werden, daß gerade in der unmittelbaren Nähe der Station — abgesehen vielleicht von den Ansiedelungen am Berlin-Hafen und auf den Missionsstationen — die Bevölkerung sehr spärlich ist. Man hat in Friedrich Wilhelms-Hafen versucht, sogenannte Markttage einzurichten und die Eingeborenen zu veranlassen, an diesen Tagen sich mit ihren Handelsprodukten auf der Station einzufinden. Sie kamen auch wohl das eine oder das andere Mal, wollten aber die für den Markt bestimmten Tage nicht dauernd einhalten. Der Papua liebt den Zwang nicht, er kommt, wann es ihm beliebt oder sein Bedürfnis es gerade erheischt; dann will er aber auch, daß man ihm freundlich begegnet. Findet er aber gutes Entgegenkommen, so gewöhnt er sich vielleicht allmählich an Stetigkeit; vorläufig haben die Eingeborenen aber noch zu wenig Bedürfnisse, und sie kommen zum Markt nur dann, wenn sie das Begehren nach Tabak, der noch lange die erste Rolle als Tauschmittel bilden wird, dazu treibt. Bisher hält sich der Handel und Verkehr auch unter den Eingeborenen, wie wir gesehen haben, in sehr bescheidenen Grenzen, und durch Handel ist noch kein Papua in Kaiser Wilhelmsland zu Wohlstand gekommen. Die Gründe liegen mit in dem feigen Charakterzug des Volkes, der sie nicht über die Grenzen des Stammgebietes hinausgehen läßt, aus Furcht vor Verzauberung.

---

# II. Der Bismarckarchipel und die Salomonen

# II. Der Bismarckarchipel und die Salomonen

## a) Allgemeine Beschreibung des Landes

### Lage und Erwerbsgeschichte.

Der Bismarckarchipel liegt nördlich und nordöstlich von Neuguinea, umfaßt etwa 200 Inseln, deren größte Neupommern (Neubritannien), Neumecklenburg (Neuirland), Neuhannover und Neulauenburg (Herzog von York-Inseln) sind.

Außerdem gehören hierher die beiden Inseln Bougainville und Buka von der Salomonengruppe, während die übrigen Salomonen englischer Besitz sind. Von kleineren Gruppen sind zu nennen: Die Hibernischen Inseln im Nordosten von Neumecklenburg, die Admiralitätsinseln, die Purdyinseln, die Hermitinseln (Agomesgruppe), die Anachoreteninseln (Kaniesgruppe), die Ninigogruppe (Echiquierinseln), die Frenchinseln, sowie die Inseln Matty und die Mériteinsel. Der gesamte Flächeninhalt wird auf ungefähr 60 000 qkm geschätzt, ist also ungefähr so groß wie Niederland und Belgien zusammen. Nachdem der deutsche Handel schon lange auf diesen Inselgruppen Fuß gefaßt hatte, gelang es einer Expedition der Neuguinea-Kompagnie unter Otto Finsch und Kapitän Dallmann im Bismarckarchipel ebenso wie auf Kaiser Wilhelmsland festen Fuß zu fassen und dadurch eine Grundlage für die bald darauf vom Fürsten Bismarck mit der englischen Regierung eröffneten Verhandlungen zu schaffen. Es kam zu einem Vergleich mit England, in welchem nicht nur die Begrenzung des Kaiser Wilhelmslandes bestimmt, sondern auch die deutsche Herrschaft auf den Bismarckarchipel, der bis dahin den Namen Neubritannia-Archipel geführt hatte, bis zu den Marshallinseln hin erweitert wurde. Schon im folgenden Jahre wurde durch ein neues Abkommen zwischen Deutschland und England der nordwestliche Teil der Salomonen gleichfalls dem deutschen Interessenbereich zugewiesen. Die gesamten Gebiete wurden zunächst durch einen Kaiserlichen Schutzbrief der Neuguinea-Kompagnie mit ausgedehnten Hoheitsrechten übertragen. Durch das Abkommen vom Jahre 1899 fielen indessen die Salomoninseln Choiseul und Isabel wieder an England zurück.

## Bodengestalt. Bewässerung.

Der Bismarckarchipel im Verein mit den Salomonen stellt vermutlich die letzten Erhebungen eines in die Meerestiefe versunkenen Landkomplexes dar. Die Hauptmasse derselben, die Inseln Neuhannover, Neumecklenburg und Salomonen bilden eine von Nordwesten nach Südosten verlaufende Kette von Eilanden, deren jede wiederum, schmal und lang gestreckt, die gleiche Streichrichtung aufweist. Zwischen dem nordwestlichen Teile dieser Kette und dem Kaiser Wilhelmsland ist ein tiefes Einbruchsbecken erkennbar, das im Süden von der Insel Neupommern abgeschlossen und dessen Nordrand durch die Admiralitätsinseln bezeichnet ist. Die gewaltsamen Vorgänge des Erdinnern, die zu dem Versinken dieses mächtigen Gebietes Veranlassung gegeben haben, haben natürlich die Bildung zahlreicher Bruchspalten zur Folge gehabt, aus denen neue vulkanische Erhebungen emporgequollen sind. Daneben sind viele kleinere Inseln durch Korallenbildung entstanden.

Der deutsche Anteil an der Gruppe der Salomonen umfaßt hauptsächlich die beiden Inseln Bougainville und Buka, die nur durch den schmalen, tiefen König Albertsund getrennt sind, vulkanischen Ursprungs zu sein scheinen und auf einen Flächeninhalt von etwa 10 000 qkm geschätzt werden. Das Innere der Bougainvilleinsel, die noch tätige Vulkane zeigt, ist unerforscht. Die Insel ist in der Hauptsache gebirgig und erreicht im Kaiser- und Kronprinzengebirge Höhen bis über 3000 m. Die Küste fällt im Osten steil ab und besitzt bei Kap Laverdie und Numanuma gute Ankerplätze. Die Westküste, welche den Gazellehafen aufweist, zeigt Sumpfbildung. Die Insel Buka ist in ihrem nördlichen Teile schmal und flach, in dem südlichen Teile gebirgig. Auch hier stürzt die Ostküste, der ein ununterbrochenes Riff vorgelagert ist, steil zur See ab. Die Westküste zeigt vielfach Mangrovensumpfbildungen.

Die Grünen Inseln, die den Übergang zu der Insel Neumecklenburg vermitteln, bestehen aus gehobenen Korallenkalken.

Die Insel Neumecklenburg (Neuirland), wohl 400 km lang, bei einer Breite von 8 bis 40 km, zeigt eine Oberfläche von über 11 000 qkm. Der Südwestrand fällt steil zum Meere ab. Die Nordostseite dacht sich allmählich zur Küste ab. Das Innere ist gebirgig, aber wenig bekannt. Das Schleinitzgebirge erreicht eine Höhe bis zu 1200, das Rosselgebirge bis zu 1000 m. Südlich von der Nordspitze Neumecklenburgs liegt die Korallenkalkinsel Djaul (Sandwichinsel).

Durch die Byronstraße von Neumecklenburg getrennt, schließt sich im Nordwesten die Insel Neuhannover als letztes Glied der Inselkette an. Sie hat einen Flächeninhalt von etwa 1400 qkm. Dem leicht gewellten Bergland des Innern ist eine mit Urwald bedeckte Ebene vorgelagert. Im Südwesten zeigt das Land Neigung zur Sumpfbildung.

Parallel mit der genannten Inselreihe erstreckt sich unmittelbar nördlich davon die Kette der Hibernischen Inseln, bestehend (von Südost nach Nordwest) aus den Feadinseln, der Insel Gerard de Nys, der Gardnerinsel, der Fischerinsel, der Sturminsel, Kerue, St. Matthiasinsel u. a.

Die größte Insel des Archipels, Neupommern, mit einem Flächeninhalt von etwa 25 000 qkm, erstreckt sich in der Gestalt eines flachen Bogens von der Südspitze Neumecklenburgs in der Richtung auf die Maclayküste Kaiser Wilhelmslands. An zwei Stellen wird die Insel durch gegenüberliegende Buchten bis auf eine geringe Breite eingeschnürt. So einmal durch die Hixsonbai, der die Widebai gegenüberliegt, und ferner an der Stelle, wo die Insel plötzlich nach Westen umbiegt. Die Küste ist stark zerrissen, zeigt viele gute Häfen, und besonders im Norden sind ihr unzählige kleine Inseln vorgelagert. An der Nordküste sind die Zöllerbai, Börgensbai, Reinbai, Eleonorenbai, Stettinerbai und Kommodorebai gute Ankerplätze. Im Süden sind besonders die Hansabucht, die Montaguebai und die Jacquinotbai hervorzuheben. An der Nordküste der Gazellehalbinsel, des nördlichen Teiles der Insel Neupommern, verdienen die Blanchebai, die Talilibai und der Weberhafen besondere Beachtung. Das Land ist von zahlreichen Bergzügen durchsetzt, die in nordwestlicher Richtung zu streichen scheinen und eine lange Reihe von Vulkanen aufweisen. So an der äußersten Westspitze die Bergkegel Below und Hunstein, auf der Admiralhalbinsel an der Nordküste die Vulkane Krümmel, Welcker, Langhans, Scheering, Raoul. Südlich von der Hixsonbai, an der Westküste der Insel, erheben sich die höchsten Gipfel derselben, die Vulkankegel Nordsohn, Vater, Südsohn und Richthofen. Auch die Gazellehalbinsel zeigt zahlreiche vulkanische Aufschüttungen, wie den Wunakukur, die Südtochter, Mutter und Nordtochter auf der hakenförmigen Halbinsel im Norden der Blanchebai. Ein Nebenkrater der Südtochter ist der 250 m hohe Ghaievulkan. Von den nördlich vorgelagerten Inseln sind besonders zu nennen die Insel Gicquel und Duportail.

Nordöstlich von der Blanchebai liegt die Neulauenburg- (Duke of York-) Gruppe, welche aus den Inseln Amakada, Makada, Muarlin, Mioko, Utuan, Ulu, Karrawarra und Kabakon, zusammen etwa 68 qkm, besteht. Sie sind die Bruchstücke einer ehemaligen Korallenbank. Die Hauptinsel Amakada hat mehrere gute Häfen (Hunterhafen an der Nordspitze, Makadahafen im Norden, Faulebai im Süden). Nordwestlich von der Admiralhalbinsel liegt die Gruppe der Frenchinseln, die aus fünf Eilanden besteht. Die größte, Widu, ist vulkanischen Ursprunges und hat zwei gute Häfen. Südwestlich von Widu liegt die Mériteinsel, die nicht mehr zur Gruppe der Frenchinseln gerechnet wird.

Der Nordwestrand des großen Einbruchsbeckens wird, wie oben bereits angeführt, durch eine Reihe von Inselgruppen gekennzeichnet, unter denen die Admiralitätsinseln die bedeutendsten sind. Die Haupt-

insel dieser Gruppe, Manus, hat eine Oberfläche von über 1900 qkm und viele gute Ankerplätze. Der Strand ist flach, mit reichen Kokospalmbeständen bedeckt, das Innere mäßig erhöht und mit dichtem Hochwald bestanden.

Bei der durchweg geringen Breite der Inseln des Bismarckarchipels ist die Entwicklung größerer Wasserläufe völlig ausgeschlossen. Nur Neupommern hat zahlreiche Flüsse von zum Teil nicht unansehnlicher Breite aufzuweisen. Die Mündung ist indessen meist durch eine Barre gesperrt.

## Klima. Gesundheitsverhältnisse.

Das Klima der gesamten Inselwelt des Bismarckarchipels ist tropischer Natur. Die Temperatur ist sehr gleichmäßig und beträgt im Mittel 26 ° C. Der Regenfall ist reichlich und beläuft sich z. B. in Herbertshöhe nach fünfjährigem Mittel auf über 2000 mm. Von Mitte Oktober bis Mitte April weht der feuchtwarme Nordwestpassat; in dieser Zeit sind die Niederschläge stärker. Der Südostpassat, der in der zweiten Hälfte des Jahres vorherrscht, bringt etwas kühlere Temperatur. Stürme sind selten. Orkane kommen nicht vor.

Die Gesundheitsverhältnisse sind im allgemeinen günstiger als in Kaiser Wilhelmsland. Am gefährlichsten ist die Dysenterie, die auch unter den Eingeborenen viele Opfer fordert. Die Malaria ist zwar überall verbreitet, verläuft aber im allgemeinen milder als auf dem Festlande. Die Salomonen sollen fieberfrei sein.

## Pflanzen- und Tierwelt.

Trotz des günstigen Klimas zeigt die Vegetation nicht überall die üppige Entwicklung wie auf dem Festlande, da der Boden, besonders der der Koralleninseln, weniger ergiebig ist. Das Auftreten von Mangrovebeständen an manchen Teilen der Küste ist bereits erwähnt worden. Die Tiefebene und die Flußränder sind mit dichtem Busch bestanden, der den Eingeborenen vielerlei Früchte liefert und von manchen wertvollen Nutzhölzern durchsetzt ist, wie Calophyllum inophyllum, Afzelia bijuga, Baringtonia usw. Überall, wo sich eine tiefere Humusdecke gebildet hat, sind reiche Bestände von Kokospalmen zu finden. Vielfach ist die Kokospalme auch von Europäern in großen Plantagen angepflanzt worden. Jenseits einer Höhe von 200 m kommt dieselbe indessen nicht mehr recht fort. Die Gebirge sind überall mit dichtem Busch bestanden, der nur hin und wieder von Hochstämmen unterbrochen wird. Die Abhänge der Vulkane zeigen meist Grasbestand. Auch die Gazellehalbinsel hat auf der Hochebene Savannencharakter. Hier findet sich auch eine Eukalyptusart, die als Nutzholz sehr geschätzt wird, da sie der Zerstörung der weißen Ameisen nicht ausgesetzt ist.

Was die Tierwelt anlangt, so ist sie im allgemeinen der des Festlandes von Neuguinea gleichartig.

### Bevölkerung.

Die Bewohner der Salomonen sind groß, kräftig, sehr dunkel gefärbt und kriegerisch. Ihre Waffen sind Bogen und Speere. Sie sind der Menschenfresserei ergeben. Die Bukaleute sind fleißig und arbeitswillig und werden seit langer Zeit vielfach im Dienste europäischer Firmen verwendet. Die Neumecklenburger sind heller und zierlicher gebaut, aber gleichfalls Menschenfresser und von kriegerischer Wildheit. Ihre Waffen sind Holzspeere und langstielige Äxte, während ihnen der Bogen unbekannt ist. Die Eingeborenen des Rosselgebirges zeigen einen abweichenden Typus, sie sind groß, stark, auffallend häßlich und gehen völlig unbekleidet. Überhaupt zerfällt die Bevölkerung Neumecklenburgs in eine südliche und eine nördliche Gruppe, die nach Sprache und Rasse verschieden sind. Die Bewohner von Neuhannover sind friedfertiger und als Arbeiter wohl zu verwenden. In Neupommern unterscheidet sich die Küstenbevölkerung nach Sprache und Rasse von der des inneren Hochlandes. Die Bergvölker, zu denen die Baining, Maruwat und Paleawa gehören, scheinen reine Papua und die Reste einer ursprünglichen Bevölkerung zu sein. Als Waffen führen sie schwere Steinkeulen. Sie treiben Ackerbau und zwar nicht nur für den eigenen Bedarf, sondern auch für Handelszwecke. Die Bewohner der Gazellehalbinsel sind groß, sehr kräftig, arbeitssam und daher ein beliebtes Arbeitermaterial. Sie führen Speere aus Holz und hölzerne Keulen. Ihre Hauptbeschäftigungen sind Ackerbau und Fischfang. Auch die Bewohner der Admiralitätsinseln sind schön und kräftig gebaut. Die Küstenleute leben in Pfahlbauten. Ihre Speere sind nur aus Holz; den Bogen führen sie nicht. Ihre Kleidung beschränkt sich auf einen Lendenschurz.

Im allgemeinen ist die Bevölkerung, besonders die der inneren Hochländer, noch wenig bekannt. Auch lassen sich Angaben über ihre Anzahl bisher nicht machen. Die weiße Bevölkerung betrug 1907 360 Köpfe.

### Produktion des Landes. Gewerbfleiß. Handel und Verkehr.

Die Produktion des Landes beschränkt sich, neben dem Bau der für Nahrungszwecke in Betracht kommenden Knollengewächse, auf Bananen, Brotfruchtbäume, Papayen, Limonen, Mais, Tabak und dergleichen. Eine größere Ausdehnung hat nur die Kultur der Kokospalme aufzuweisen, die überall im Archipel angepflanzt wird. Auch die Europäer haben in erster Linie sich die Kultur der Kokosnußpalme zur Aufgabe gemacht. Auch der Anbau von Kaffee hat sich bewährt. Versuche mit Kakao, Baumwolle, Kautschuk sind noch nicht abgeschlossen. Viehzucht in größerem Maßstabe ist bei den Eingeborenen gänzlich unbekannt.

Der Handel liegt in den Händen einiger großen Firmen, welche den Archipel mit einem Netz von Stationen überzogen haben. Der Hauptausfuhrartikel ist Kopra. Von geringerer Wichtigkeit sind Trepang,

Schildpatt, Perlschalen und Baumwolle. Eingeführt werden Lebensmittel und Gebrauchsgegenstände für Europäer, Gewebe, Eisenwaren und dergleichen. Der Wert der Einfuhr betrug 1906 etwa 2,4 Millionen ℳ, der der Ausfuhr etwa die Hälfte davon. Postagenturen befinden sich in Herbertshöhe, Simpsonhafen auf Neupommern, Käwieng auf Neumecklenburg und Kiëta auf Bougainville. Die beiden ersten haben auch Ortsfernsprechnetze. Den Verkehr mit dem Mutterlande vermittelt der Norddeutsche Lloyd alle vier Wochen zweimal durch die Schiffe der Japan-Australlinie. Der Verkehr der Niederlassungen untereinander geschieht in unbestimmten Fristen durch die Küstendampfer Sumatra und Langeoog derselben Reederei, teils auch durch Regierungs- und Privatfahrzeuge. Die Erschließung des Innern geschieht sehr langsam, doch ist in Wegebauten, besonders auf der Gazellenhalbinsel Neupommerns, schon Erhebliches geleistet.

### Verwaltung. Schule. Mission.

In Simpsonhafen auf Neupommern ist der Sitz des Kaiserlichen Gouverneurs, dem nicht nur der Bismarck-Archipel, sondern, wie bereits früher erwähnt, auch die übrigen deutschen Besitzungen in der Südsee mit Ausnahme Samoas unterstehen. Dem Gouverneur steht je ein Richter für Kaiser Wilhelmsland einerseits, wie für den Bismarckarchipel einschließlich der Salomonsinseln andererseits zur Seite. Am Missionswerk arbeiten die Australische Methodisten-Gesellschaft, die Genossenschaft vom Heiligsten Herzen Jesu und die Gesellschaft des Göttlichen Wortes. Krankenhäuser sind in Simpsonhafen und Käwieng, eine Regierungsschule ist nahe dem ersteren Orte kürzlich erbaut.

## b) Aus den Berichten der Reisenden und Forscher

### Bodengestalt des Bismarckarchipels.[1])

Alle größeren, dem Bismarckarchipel angehörigen Inseln, mit Ausnahme von Neupommern, erstrecken sich in nordwestlicher bis südöstlicher Richtung, d. h. etwa parallel der Längsküste von Neuguinea. Man darf wohl annehmen, daß bei der Entstehung der Inseln des Archipels, trotz der räumlichen Trennung der beiden Hauptgruppen, die sie bildenden Kräfte in gleicher Richtung tätig waren. Sämtliche Inseln haben demgemäß auch gemeinsame Charaktereigentümlichkeiten aufzuweisen, die in ihren Formbildungen zum Ausdruck kommen. Fast alle haben an ihren Längsseiten sogenannte Absperrungsküsten von so geringer Gliederung, daß nirgends Raum zur Hafenbildung sich befindet. Die wenigen vorhandenen Buchten, soweit sie nicht durch vorgelagerte Inselchen oder

[1]) Joachim Graf Pfeil: „Studien und Beobachtungen aus der Südsee", S. 6.

Riffe gebildet werden, befinden sich an den schmalen Nord- oder Südenden der Inseln. Die durch so geringe Küstengliederung bedingte Unzugänglichkeit dieser Gebiete hat sich gegenüber dem Europäer durchaus wirksam erwiesen, insofern namentlich die größeren Salomonsinseln nur höchst selten von Europäern betreten werden, noch niemals aber auch nur der Versuch, tiefer in ihr Inneres einzudringen, unternommen worden ist. Zwei weitere Momente haben hier hindernd mitgewirkt. Einmal der gebirgige Charakter der Inseln, deren höchste Berge sich bis zu 10 000 und 12 000 Fuß erheben, sowie das dadurch bedingte Fehlen schiffbarer Flüsse, zweitens der überaus feindselige Charakter der Eingeborenen, deren große Zahl und mutige Angriffsfreudigkeit die Untersuchung ihres Landes sehr erschwert. Aufschlüsse über die Tektonik der Inseln sind uns mithin bis heute noch nicht geworden; der große, mitunter noch aktive Vulkan auf Bougainville belehrt uns, daß vulkanische Kräfte einen nicht unwesentlichen Teil zur Entstehung der Inseln beitrugen. Die Insel Neumecklenburg, welche zwar keinen Vulkan aufzuweisen hat, beweist indessen durch Teile des sie bildenden Materials, daß auch hier vulkanische Kräfte tätig waren. Von allen Inseln des Archipels ist sie die einzige, welche Gegenstand europäischer Untersuchungen wurde. Auf ihrem Südende hat man einst die Gründung einer französischen Kolonie mit argem Mißerfolg angestrebt, und ihre geringere Entfernung von europäischen Niederlassungen lud dazu ein, den Versuch ihrer Erschließung zu machen, zu welchem Zwecke der Verfasser sie mehrmals durchquerte.

Darf nun bei der Charakterverwandtschaft der Inseln des Archipels eine Ähnlichkeit der Kräfte, die sie gestalteten, angenommen werden, so ist doch wegen der großen Räumlichkeit der Trennung der Inseln der Salomonsgruppe und ihrer Unzugänglichkeit bisher der Grad ihrer geographischen Zusammengehörigkeit mit Neuguinea noch nicht bestimmt worden; es läßt sich aber die Vermutung rechtfertigen, daß die Inseln und Inselchen von Neumecklenburg, Neupommern und Neulauenburg mit Neuguinea dereinst ein Ganzes bildeten.

### Ein Ausbruch des Ghaie-Vulkans.[1])

Im Norden der nach einem englischen Kriegsschiffe so benannten Blanchebucht erheben sich drei anscheinend erloschene Vulkane, die Mutter mit den beiden Töchtern; ihre Höhe ist sehr bedeutend. Der Verfasser ermittelte für die Mutter durch Messung mittels Kochthermometers 2241 Fuß, die Spuren ihrer Wirksamkeit werden uns noch weiter beschäftigen. Ihre Kraft scheint sich erschöpft zu haben oder doch wenigstens augenblicklich auszuruhen. Nachdem der kleinste der drei Berge, die eine Tochter, anscheinend lange geschlummert hatte, gebaren ihre letzten Wehen noch

[1]) Joachim Graf Pfeil: „Studien und Beobachtungen aus der Südsee", S. 170.

einen Kegel, den „Ghaie". Auch dieser kleine Nachkomme galt für harmlos, bis er im Laufe des Jahres 1868 sich zu regen anfing. Nur kurze und schwache Vorwarnung gab er von der Tätigkeit, die er gleich darauf entwickelte. Drei Tage dauerte der jüngste Ausbruch. Die Blanchebucht und ihre Umgebung war auch tagsüber in tiefe Finsternis gehüllt, statt der völlig verdunkelten Sonne erleuchtete nur die aus dem Krater turmhoch aufschlagende Flamme für die Zeit ihrer Dauer Land und Meer mit schauervoll rotem Licht. Krachende Donnerschläge unterbrachen das Tosen der zum Sturmwind erregten, von rasendem Brüllen des Kraters stetig erfüllten Luft. Das Meer wütete in grausigem Kampfe mit dem ihm feindlichen Elemente des Feuers; kochend stürmte es an die Küsten, als wollte es die Lande verschlingen. Die Erde zitterte und wankte. Ein dichter Regen feinkörniger Asche senkte sich in weitem Umkreise hernieder; in mäßigerer Entfernung wurden noch Bimssteinstücke aufgehoben, die von der Explosion nicht zu Staub zermalmt worden waren. Als vor der allsiegenden Sonne die Finsternis wieder gewichen war, als die Milde der Natur in stiller Überlegenheit die sich titanenhaft aufbäumende Macht der Naturschrecknisse siegreich überwunden hatte, zeigte sich dem Auge des Beschauers eine kaum glaubhafte Umwälzung. Die Blanchebucht, selbst ohne Zweifel ein Produkt früherer Tätigkeit der oben erwähnten alten Vulkane, schien verschwunden, an ihrer Stelle breitete sich eine trümmerbedeckte Ebene aus. Durch den Ausbruch waren ungeheure Massen Bimsstein zutage gefördert worden, der die Bucht völlig, das Meer auf weite Strecken bedeckte. So mächtig war die schwimmende Schicht dieses Materials, daß ein kleiner Dampfer, der einige Tage nach dem Ausbruch neugierig in die Bucht hineinzudringen versuchte, unverrichteter Sache wieder umkehren mußte. Erst allmählich und im Laufe der Zeit führte die Strömung die Bimssteinmassen nach Norden und Nordwesten und verteilte sie auf die weiten Gebiete des Stillen Ozeans.

### Die Winde im Bismarckarchipel.[1])

Im allgemeinen herrschen nur zwei Winde im Archipel vor, der Südost- und der Nordwestmonsun. Der erstere setzt etwa im Mai ein und hält sich bis zum Oktober, er weht weit anhaltender, mit weit größerer Heftigkeit als sein Gegner und beherrscht die Trockenzeit. Der andere ist der Regenbringer, er weht milder und setzt tageweise völlig aus oder erlaubt Lokalwinden aus allen Richtungen ihn zeitweilig abzulösen. Es kommen indessen große Unregelmäßigkeiten hinsichtlich der Dauer und des Zeitpunktes des Eintrittes der Winde vor. Im Jahre 1888 wiesen die Monate November und Dezember anhaltenden starken Südost auf, der im zweiten Drittel des März bereits wiederkehrte. Ähnliche Ver-

[1]) Joachim Graf Pfeil: „Studien und Beobachtungen aus der Südsee", S. 204.

schiebungen kommen beim Monsunwechsel in der anderen Hälfte des Jahres vor. Der Südostmonsun bringt durchschnittlich heiteres Wetter, allein, wo man seiner zähen Energie während seiner ganzen kaum unterbrochenen Dauer schutzlos preisgegeben ist, wirkt er nervenzerrüttend. Ihm stetig ausgesetzte Bäume bequemen die Richtung ihres Wuchses seinem Drucke an, nur gesundes Blattwerk kann ihm gegenüber seinen Platz behaupten, was im mindesten angekränkelt ist, wird weggefegt, wo er Küstensand umherwirbeln kann, schleift er das Gestein an. Unter seinem Drucke ist die See stets mehr oder minder bewegt, die Kämme der leichten Wellen zerstäubt er und führt ungeheure Mengen Salz mit sich, die er auf feuchten Gegenständen wieder ablagert. Die Zinkdächer europäischer Wohnungen werden mit Salz gleichsam inkrustiert, und wenn die ersten Regen das Dach vom Hause des Verfassers wieder abspülten, so war das in großen Tanks aufgefangene Wasser stets ungenießbar und mußte abgelassen werden. Der Heftigkeit dieses Windes entspricht es vollkommen, daß, seiner Richtung folgend, die Gewässer nach Nordwesten drängen und in dieser Bewegung auch noch gegen den weit schwächeren Nordwestmonsun beharren, bis zur Zeit ihres allmählich eintretenden Stillstandes die ihre Bewegung veranlassende Kraft in Gestalt des Südostwindes wieder ersteht. Im allgemeinen folgen die Regen dem Winde, so daß man von einer trockenen Südostperiode und einer Regenzeit mit Nordwestwind reden kann. Allein, wie bei den Winden Abweichungen eintreten, so sind auch Anfang und Ausgang der Trocken- und Regenzeit unregelmäßig, man kann Regen haben, wenn man Trockenheit erwarten zu dürfen glaubt, und umgekehrt. So z. B. zeichnete sich der Mai des Jahres 1889 durch häufigen Regenfall aus, während derselbe Monat des Vorjahres durchweg trocken war. Die Monate Juli, August, September und Oktober können als Trockenzeit bezeichnet werden, d. h. als Monate mit geringerem Regenfalle. Absolute Trockenheit gehört zu den Seltenheiten, doch kommt es vor, daß längere regenlose Perioden eintreten. So waren die Monate Juni und Juli im Jahre 1888 so trocken, daß in Karrawarra das Trinkwasser mangelte. Die Insel besitzt keine Quelle, man sieht sich daher genötigt, Regenwasser in großen Tanks aufzufangen.

### Höhenvegetation.[1])

Die Kokospalmen und palmartigen Gewächse scheinen im allgemeinen die höher als 200 Meter gelegenen Gegenden zu meiden, wenigstens da, wo dichte Vegetation ihnen den ungehinderten Zutritt salzhaltiger Luft wehrt. Oberhalb dieser Höhenlage ist, mit Ausnahme der vulkanischen Kegel, das Gelände fast durchgängig von dichtem Busch bedeckt, der jedoch

[1]) Joachim Graf Pfeil: „Studien und Beobachtungen aus der Südsee", S. 210.

auffallend wenige Hochstämme aufweist. Noch harren jene Gegenden der Erschließung, und es wäre vermessen, behaupten zu wollen, daß die kühlere Luft gebirgiger Inselteile nicht auch der Entwickelung kräftigeren Holzwuchses günstig sei, allein in den hoch gelegenen Teilen Neumecklenburgs, die der Verfasser besuchte, waren starke Baumstämme verhältnismäßig selten anzutreffen. Dennoch rief der dichte Busch Erinnerungen an europäischen Wald wach. Das Unterholz ist im Gebirge nicht ganz so hoch und dicht als in tieferen Gegenden, die kühle Temperatur, das schattige Laubdach, die zahllosen von einem verirrten Sonnenstrahl getroffenen und in dessen Licht aufblitzenden, Ast und Gesträuch schmückenden Tautropfen, die dichte Decke, welche mannigfache Gattungen hellgrünen Mooses über Gestein und Baumstamm ausbreiten, vor allem aber das Rauschen der Blätter in einem kräftig kühlen Winde, versetzen das Empfinden in den nordischen Hochwald. Die vorkommenden Moose zeichnen sich durch zierliche Form und große Verschiedenheit aus. Der Verfasser sammelte eine sehr beträchtliche Anzahl, von der ihm später bei einem Angriff der Eingeborenen ein Teil wieder verloren ging. Ein nicht unerheblicher Rest wurde indessen gerettet und dem botanischen Museum in Berlin überwiesen; es dürften die ersten Moose sein, die aus der immerhin bedeutenden Höhenlage von etwa 600 Meter aus diesem Teile der Südsee nach Deutschland gelangt sind. Grasbestandenes Gelände gehört in dem bis jetzt bekannten Teile des Archipels durchaus zu den Ausnahmen. Wir haben schon die Grasebene auf der Gazelle-Halbinsel kennen gelernt und gesehen, daß die drei Vulkane daselbst grasbedeckte Gipfel haben. In Neumecklenburg fand der Verfasser eine einzige, wenig umfangreiche Stelle auf den Ostabhängen des die Insel durchsetzenden Bergzuges, welche statt des üblichen Busches das in Java „Alang-Alang", in Südafrika „Tambuti" genannte rohrartige hochstenglige Gras aufweist.

## Die Vogelwelt des Bismarckarchipels.[1])

Die Vogelwelt des Archipels ist reich an Arten, deren einzelne, namentlich Tauben, Kakadus und Papageien, äußerst zahlreich vertreten sind. Der weiße Kakadu ist in Neuguinea und Neupommern sehr häufig, auf letzterer Insel wird eine Art mit blauen Augen von den Eingeborenen sehr geschätzt und gern gezähmt. Der Verfasser erinnert sich nicht, ihn auf Neumecklenburg gesehen zu haben. Der schwarze Kakadu gehört ausschließlich Neuguinea an, wo er aber selten zu sein scheint. Papageien sind überall anzutreffen. Zwei sehr bunte Arten bevölkerten Karrawarra, verzogen sich aber bald, als auf sie geschossen wurde, um sie zur Herstellung einer ganz vorzüglichen Bouillon zu verwenden. Auf der

[1]) Joachim Graf Pfeil: „Studien und Beobachtungen aus der Südsee", S. 261.

Gazelle-Halbinsel findet sich eine kleinere, ganz ungemein farbenprächtige Gattung, die leicht zu fangen ist, aber die Gefangenschaft durchaus nicht ertragen kann. Nach wenigen Tagen stellte sich bei allen den eingebrachten Exemplaren eine Art Krampf ein, der die Füße und Flügel in die merkwürdigsten Stellungen verzieht. Alle Gelenke schwellen dabei an, die Sehnen werden steif, die Bewegungsfähigkeit hört auf, sie fallen von ihrem Sitz, auf dem sie sich nicht mehr festzuhalten vermögen, und nach kurzer Zeit erfolgt der Tod. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Ernährung der Tiere dabei in Frage kommt, nur war es unmöglich, festzustellen, was ihnen zusagte oder sie schädigte. Sie pflegten mit großem Vergnügen alles zu verzehren, was ihnen geboten wurde, bis ganz plötzlich die Krankheit da war. Niemand hatte damals Zeit, den Gepflogenheiten dieser schönen Tiere am Orte ihres Vorkommens Aufmerksamkeit zu schenken, und von dem Kanaken erfährt man das Resultat etwa vorliegender Beobachtungen nicht. Nur die Thatsache, daß die geschilderte Krankheit auftritt, scheint ihnen bekannt zu sein, woraus sich wiederum schließen läßt, daß auch ihnen die Lebensweise des Vogels fremd ist, den der Verfasser niemals in gezähmten Exemplaren bei den Eingeborenen angetroffen hat. Am zahlreichsten an Individuen und Gattungen sind die Tauben vertreten. Man findet mehrere Arten des sogenannten Taubenpapageies, deren eine durch einen hornigen Auswuchs von roter Farbe an der Basis des Schnabels auffällt. Von ebenso großer Farbenpracht wie sein afrikanischer Vetter, erreicht er nicht ganz dessen Größe und Fettleibigkeit, ist daher als Braten auch weniger geschätzt. Graue Tauben bevölkern einige der Inseln in ungeheuren Scharen. Zwischen der Neulauenburg-Gruppe und dem Festlande von Neupommern liegen zwei kleine Felseneilande, die von uns die Taubeninseln genannt wurden wegen der zahllosen Schwärme dieser Vögel, die hier ihre Ruheplätze und auch wohl Brutstätten hatten und vielleicht auch noch haben, wenn die ihnen zuteil werdende Nachstellung beschränkt worden ist. Des Tages über besuchen diese Tauben die Neulauenburg-Inselgruppe und Neumecklenburg, von wo sie des Abends in dichten Scharen wieder zurückkehren. Auch die westliche Ecke von Karrawarra war eine von ihnen bevorzugte Lokalität, bis Flintenknall und Schrot ihnen den Aufenthalt verleideten. In geringerer Anzahl und nicht in Schwärmen pflegen drei andere Taubenarten aufzutreten, deren eine wegen ihres zierlichen Baues und netten Federkleides, braun mit grünen Flügeln, besonderes Wohlgefallen erregt. Eine eigenartige Gattung Taube trifft man in dem mittleren Teile Neumecklenburgs; auf der Neulauenburg-Gruppe und der Gazelle-Halbinsel ist sie noch nicht beobachtet worden, doch soll eine ihr wenigstens ähnliche Art in Nordaustralien vorkommen, wo sie „Torresstrait pigeon“ genannt wird. Sie ist von mittlerer Größe, gelblichweißer Farbe und schwarz geränderten Flügeln und Schwanz. Auf der Gazelle-Halbinsel kommt der Kasuar vor.

Zwar bekam ihn der Verfasser nicht zu Gesicht, doch wurden seine Eier mitunter zum Verkauf gebracht. In der Neulauenburg-Gruppe und auf Neumecklenburg ist dieser Vogel unbekannt. Schnepfen sind zahlreich und in zwei Varitäten vorhanden, sie wurden hauptsächlich auf der Neulauenburg-Gruppe wahrgenommen. Groß ist die Anzahl der mövenartigen Vögel. Ziemlich häufig kommt eine große Möve von brauner Farbe und geradem Schnabel vor. Die wenigen von dieser Art geschossenen Exemplare waren derartig von großen lausartigen Parasiten besetzt, daß selbst die Kanaken sich scheuten, den Vogel länger in der Hand zu halten. Die parasitären Insekten bewegen sich mit Vorliebe seit- und rückwärts und zwar mit großer Geschwindigkeit; da sie gewaltige Zangen tragen, müssen sie für den Vogel, auf dessen Leibe sie schmarotzen, eine höchst widerwärtige Plage sein. Im Busch finden sich in großer Zahl die Megapoden, Buschhühner genannt. Ihr Fleisch ist unbrauchbar; von ganz hervorragendem Werte aber sind ihre im Verhältnis zu ihrem Körper außerordentlich großen, zimtbraunen Eier. Die Vögel im Archipel gehören nicht zu der Gattung, welche Laub und dürres Holz zum Bau ungeheurer Nesthaufen zusammenscharrt. Hier legt das Huhn seine Eier in die Löcher, die es in den Sand kratzt, und zwar pflegten stets mehrere der Tiere dasselbe Loch zu benutzen. Der Vogel ist ungemein scheu, hält sich für gewöhnlich nur im dunklen Busch auf, sichert, ehe er heraustritt, eilt dann zu dem Nestloch im Sande, wo in möglichster Eile das Ei gelegt wird, und läuft sofort nach vollzogenem Geschäft hastigen Schrittes in das bergende Gebüsch zurück, die Eier dem Geschick und der Sonne überlassend. Die Kanaken kennen die Stellen, wo die Nester sich befinden, passen wohl versteckt auf, wenn die Vögel legen, und entnehmen den Nestern die Eier, die sie teils selbst verzehren, teils den Europäern verkaufen, die dafür horrende Preise zahlen, da frische Eier ein im Archipel seltener Leckerbissen sind. Natürlich wird der arme Weiße oft geprellt, denn, um ganz sicher zu sein, daß die Eier frisch sind, muß er sie sofort sämtlich aufschlagen. Unterläßt er dies und bezahlt den geforderten Preis, so findet er hinterher natürlich jedesmal, daß die Eier schon im Stadium der Entwicklung sich befinden, in dem sie trotz der dabei stattfindenden Exhalation im Charakter von Schwefelwasserstoffgas dem Kanaken noch völlig genußfähig erscheinen.

### Das Muschelgeld der Eingeborenen der Gazellenhalbinsel.[1])

Man kann von den Küsteneingeborenen der Gazellehalbinsel nicht sprechen, ohne gleichzeitig das „Tabu" zu erwähnen. Tabu, bei manchen Stämmen Tambu gesprochen (dasselbe Wort heißt auch „verboten"), ist das Muschelgeld, welches aus kleinen auf Schnüren aneinander gereihten

[1]) Dr. Heinrich Schnee: „Bilder aus der Südsee". Mit 37 Abbildungen und einer großen Karte. Eleg. gebd. 12 M. Verlag von Ditrich Reimer (Ernst Vohsen), Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 29.

weißen Muscheln etwa von der halben Größe eines Einpfennigstückes besteht. Dieselbe Art Muschelgeld wird auch auf der Neulauenburggruppe gebraucht und führt dort den Namen Diwara. Das Muschelgeld ist dasjenige, was der Kanaker am meisten liebt, auf dessen Erwerb von klein auf sein Sinnen und Trachten gerichtet ist. Mit Tabu kann der Eingeborene alles erlangen, was sein Herz begehrt, Nahrungsmittel, Waffen, Geräte, Weiber. Er kann Hilfe im Kampf und selbst Meuchelmörder, um sich seiner Feinde zu entledigen, damit erkaufen. Wer viel Tabu hat, ist nicht nur bei Lebzeiten ein großer, angesehener und gefürchteter Mann. Sogar für das Leben nach dem Tode ist es wesentlich, viel Muschelgeld besessen zu haben. Nur die Seele desjenigen hat ein angenehmes Dasein nach dem Tode zu erwarten, der eine angemessene Menge Tabu hinterlassen hat. Die Seele eines Armen kann nie nach den Vergnügungsplätzen der Geister der Verstorbenen gelangen, während die Seele eine „Uviana", eines reichen Mannes, nach seinem Tode in Gestalt einer Sternschnuppe dorthin fliegen kann. So ist der Arme nicht nur im Leben eine Null unter seinen Stammesgenossen, sondern ihn erwartet auch nach dem Tode ein freudenleeres Dasein.

Bei solchen Anschauungen erscheint es nicht wunderbar, daß die Kanaker habsüchtiger und geldgieriger sind, als der ärgste jüdische Wucherer. Jeder sucht so viel Tabu zusammenzuscharren, wie er nur irgend bekommen kann.

Das Tabu wird sowohl in ganzen Fäden, deren Länge durch seitliches Ausstrecken beider Arme gemessen wird, wie auch in kleinen eine größere oder geringere Zahl von Muscheln enthaltenden, von dem Faden abgetrennten Stücken in Zahlung gegeben. Wenn der Kanaker eine größere Anzahl Fäden beisammen hat, so legt er sie in Form eines Ringes nebeneinander und umwickelt sie mit Bast und Schnüren. Das Ganze, das dann etwa wie ein dickes Wagenrad, oder wie ein Rettungsgürtel aussieht, nennt man „Loloi". Es gibt solche, welche 500, 1000 und mehr Fäden enthalten. Im allgemeinen verbergen die Eingeborenen sorgfältig ihre Schätze. Doch zeigte mir gelegentlich ein alter Häuptling, welcher landeinwärts hinter der Ralumpflanzung lebte, drei Lolois, welche zusammen 3000 Fäden Tabu enthielten.

### Totengebräuche der Kanaken.[1])

Während der Lebenszeit des Kanaken kommt irgend ein besonderer Rang oder Einfluß, den er besitzen mag, gegenüber seinen Nachbarn in irgend einer äußeren Form kaum jemals zum Ausdruck. Dies ist für den Zeitpunkt seines Todes vorbehalten, wo es ihm nichts mehr nützen

[1]) Joachim Graf Pfeil: „Studien und Beobachtungen aus der Südsee", S. 79.

kann, andere aber davon profitieren. Wir haben schon gesehen, wie bei dem Tode eines Reichen die Zahl der Leidtragenden in genauem Verhältnis steht zu der Menge Diwarra, die nach altem Brauche zur Verteilung kommt. Man kann unter den Kanaken daher mit mehr Recht von vergnügten Leidtragenden als von lachenden Erben reden. War der Verstorbene ein Mann von Rang und Einfluß, so ist sein Leichenbegängnis mit nicht geringer Ceremonie verknüpft. Der Körper wird in ein Canoe gelegt und dieses etwa vier Fuß über dem Boden auf aufrecht stehenden Pfählen befestigt. In den Boden des Canoes wird in der Mitte ein Loch gebrochen, von welchem ein zur Röhre ausgebohrtes Bambus bis in eine ungefähr einen Fuß tiefe Grube in die Erde führt. Diese Röhre soll alle flüssigen Verwesungsprodukte in die Erde leiten. In dem Canoe verbleibt der Körper, bis alle verweslichen Teile vollkommen verschwunden und nur die Knochen übrig geblieben sind. Diese werden dann festlich begraben, auf der Stelle einige bunte Crotons gepflanzt und solche Gegenstände niedergelegt, die der Verstorbene wert hielt. Sein Schädel wird im Tambuhause aufgehängt, damit sein Geist in der Nähe des Dorfes weile und sich überzeuge, daß sein Andenken in Ehren gehalten wird. Die Weiber des Verstorbenen haben harte Bedingungen zu erfüllen. Ehe der Leichnam in das Canoe gelegt wird, verbleibt er mehrere Tage in dem Hause, welches er bei Lebzeiten bewohnte. Hier haben ihm seine Frauen eine Zeitlang Gesellschaft zu leisten, und niemand darf während dessen das Haus betreten. Den Frauen wird ihre Nahrung hineingereicht, ihre Exkremente geben sie in dazu bestimmten Kokosnußschalen heraus. Man vermag sich kaum vorzustellen, was es zu bedeuten hat, in einem tropischen Klima tagelang mit einem Leichnam eingesperrt zu sein; dennoch hört man nichts von Erkrankungen der dazu Verurteilten, vermutlich, weil keine ansteckende Krankheiten hier vorkommen. Auf die Umgebung wirkt das Canoe, in welches später der Leichnam gelegt wird, verpestend. Ein Missionar hatte darunter zu leiden, daß gerade vor seinem Hause ein solcher Canoesarg aufgestellt wurde, wo der Verfasser ihn selbst sah. Erst die Zahlung von 100 Faden Diwarra, also ein Wert von etwa 200 Mark, vermochte die Angehörigen, das Canoe an einen anderen Ort zu bringen. Ein weniger bedeutender Mann wird in seinem eigenen Hause begraben. Der Erdboden wird aufgewühlt und der Körper ohne Hinzufügung irgend welcher Gegenstände lang ausgestreckt hineingelegt. Die Frauen müssen nun das Haus weiter bewohnen. ihr Hauswesen auf dem frischen Grabe des Verstorbenen weiter führen. Die Effluvien sind natürlich entsetzlich, allein das scheint die Hinterbliebenen nicht zu belästigen, auch habe ich keinen Fall feststellen können, in welchem durch das Leben in unmittelbarer Umgebung einer verwesenden Leiche die Gesundheit der so Betroffenen gefährdet worden wäre. Vielleicht saugt der poröse Korallenboden alle Feuchtigkeit so rasch auf, daß sich

krankheiterregende Keime nicht entwickeln können. War der Verstorbene ein Mann ohne Bedeutung, was so viel heißt, daß er vermögenslos war, so wird er innerhalb des das Dorf umgebenden Zaunes begraben und einige Crotons auf das Grab gepflanzt. Kleine Kinder werden auch in Vorratshäusern beerdigt, in denen dann niemand wohnt. Oft werden nach Jahren die Knochen wieder ausgegraben und in die See geworfen oder an anderer Stelle verscharrt, die Schädel aber im Tambuhause aufgehangen. In Neumecklenburg besteht die Sitte der Kremation. Der Leichnam wird auf einem Gestell von Speeren zur Verbrennungsstätte getragen und hier in sitzender Stellung auf einem Holzstoß verbrannt. Dies Begängnis findet stets unmittelbar nach erfolgtem Tode statt; doch soll es vorkommen, daß alte Leute, die lange mit dem Tode zu ringen haben, noch ehe sie ganz verschieden sind, dem Feuertode übergeben werden. Die Neumecklenburger sollen so hohen Wert auf eine prunkvolle Feuerbestattung legen, daß sie das Holz zu ihrem Feuerstoß selbst sammeln und lange in ihren Häusern aufbewahren, damit es gut austrockne und brenne. Oft werden Leichen in die See versenkt und zu diesem Zwecke vorher mit einer aus Kokospalmenblättern geflochtenen Matte umhüllt und mit einem Steine beschwert. Frauen sollen stets in dieser Weise ihre Ruhestätte finden. Zweifelsohne bestehen ganz bestimmte Regeln darüber, ob Leichen zu Lande begraben oder in die See versenkt werden sollen; es gelang dem Verfasser leider nicht, sie ausfindig zu machen. Auf Neumecklenburg besteht die Sitte, einem Verstorbenen die Hände zusammen zu binden und daran einen Busch Gras oder leichter Zweige zu befestigen. An die Füße wird dann ein Stein gebunden und der Leichnam in die See versenkt. Die Eingeborenen glauben, daß das Wasser der See in der Tiefe ebenso bewegt sei als an der Oberfläche und vermeinen nun, daß der Busch die Arme des Leichnams über den Kopf emporhalten und das Wasser sie in schwingender Bewegung erhalten werde. Das soll die Fische abhalten, sich dem Körper zu nähern und ihn zu zerstören. Auch die Trauerceremonien beweisen, wie sich der Kanake selbst in den Augenblicken, die sonst jeden Menschen zum mindesten objektiv stimmen, nicht von den gröbsten materiellen Interessen befreien kann. Ist bei dem Tode eines Reichen viel Diwarra verteilt worden, so hat der Erbe das Recht, ein großes Tambu zu proklamieren. Während dreier Monate darf kein Empfänger von Diwarra etwas zerstören, nicht einmal einen Ast brechen oder Erde umwühlen. Er darf somit sich auch an Garten- und Erntearbeiten nicht beteiligen, sondern muß sie von anderen verrichten lassen. Nach Ablauf der für das Tambu festgesetzten Zeit muß sich jeder der damit Belegten freikaufen, so daß der ursprüngliche Verteiler von Diwarra schließlich doch wieder auf seine Kosten kommt. Beim Hinscheiden von bescheideneren Leuten ist das Tambu nicht so schwer und von kürzerer Dauer.

Die Verwandten und Leidtragenden färben ihre Gesichter schwarz und zwar die Weiber bei jedem Trauerfalle, die Männer nur, wenn der Dahingeschiedene ein Mann war. Oft begnügen sie sich auch mit zwei dicken Strichen unter den Augen. Während der Trauer dürfen sie gewisse Speisen nicht genießen. Nach einiger Zeit löst die oder der nächste Anverwandte das Tambu ab durch Gabe eines Stückes Diwarra an den nächsten Leidtragenden; dieser giebt es um etwas vermindert weiter, und so fort, bis ein kleiner Rest in die Hände des letzten Leidtragenden gelangt; dann sind alle von dem Tambu erlöst.

## Halsbänder der Frauen auf Neulauenburg.[1])

Das Halsband der Frauen ist in der Hauptsache aus kleinen böhmischen Glasperlen und Opossumzähnen zusammengesetzt und hat an herunterhängenden kurzen Schnüren vielerlei kleine Zierstücke. Je nach dem Reichtum des Mannes wachsen auch diese Frauenhalsbänder von der einfachen Perlenschnur bis zu 6 cm breiten Bändern mit einem Mittelstück aus Opossumzähnen, welch letzteres hauptsächlich dem Schmuck Wert verleiht und zwar deshalb, weil jedes Opossum nur zwei der hierzu verwendbaren Zähne besitzt, mithin zur Herstellung eines solchen Stückes oft 50 dieser Tiere erforderlich sind. Ein besonders schönes Band, welches die mit so reichen Narbenmustern gezierte Lieblingsfrau King Dick's trug und die es von ihrem Hals lösend mir schenkte, besteht aus einem gewissermaßen das Schloß bildenden 6 cm hohen und 4 cm breiten Mittelstück von über 100 Opossumzähnen. An diese schließen sich nach beiden Seiten je 12 Perlenschnüre an, welche durch je zwei senkrecht stehende feine Schildkrotstäbchen geführt sind, wodurch sie in der Bandform gehalten werden. Vorn an dem Schloß hängen zwölf und hinten an den beiden Bindeschnüren vier und acht 6—10 cm lange einfache Perlenschnüre, an welchen je eine kleine Muschel, ein Stück geschnittenes Perlmutter (die Halbmondform ist sehr beliebt), ein alter Knopf, eine ausgehöhlte halbe Bohne mit daraus hervorstehendem Schweinezahn, ein Stückchen spiralförmig gedrehter Rinde, eine größere Perle u. a. m. befestigt ist. Einzelne Schnüre sind mit solchem Zierat noch nicht versehen, und ich vermute, daß diese noch auf die Geschenke warten, welche der Gatte gelegentlich zu geben hat. Bei einem zweiten, mir von einer andern Frau Dick's geschenkten Halsband, schließt sich an das Mittelstück statt der zwölf Schnüre ein aus Perlen gewebtes breites Band mit zierlichen Mustern an, auch sind die nach unten hängenden einzelnen Schnüre nicht direkt am Schloß befestigt, sondern es hängt an diesem zunächst ein 10 cm langes und 3 cm breites Perlenband, dessen Verlängerung die einzelnen Schnüre erst

[1]) B. von Werner: „Ein deutsches Kriegsschiff in der Südsee", S. 412.

Dampfer „Samoa“ im Hafen von Bougainville (Salomons-Inseln).

Dampfer „Samoa" im Hafen von Bougainville (Salomons-Inseln).

bilden. Die Halsbänder mit ihren weißen, blauen und roten Farben stehen, fest um den Hals gelegt, den braunen Gestalten entschieden gut. Hier mag angeführt werden, daß diese Eingeborenen eigentlich nur drei Farben kennen; das aus einer Erdart gewonnene Rot, das aus Ruß und Palmöl hergestellte Schwarz und das aus gebrannten Korallen hervorgehende Weiß. Blau kommt allerdings auch vor, doch ist dies jedenfalls von den Europäern eingeführtes Indigo. Andere Farben habe ich auf Duke of York und in Neubritannien nicht angewendet gesehen. In Neuirland muß nach der Bemalung der dort gefertigten Masken auch Gelb bekannt sein. Die weiße Farbe scheint die beliebteste und geschätzteste zu sein, weil beim Tauschhandel die weißen Glasperlen am höchsten im Preise stehen.

### Ein Dug-Dug-Tanz der Neulauenburger.[1])

Kurze Zeit nachdem wir Platz genommen, hören wir rechts aus dem Hohlweg von der Höhe ein dumpf grollendes Brüllen, wie das eines Löwen, welches links aus dem Hohlweg aus der Tiefe beantwortet wird und nun ununterbrochen Schlag auf Schlag folgt; es ist ein von mehreren hundert Kehlen gleichzeitig ausgestoßener, tiefer, langgezogener Ton, welcher mit einem in der Quint liegenden kurz herausgestoßenen höheren Ton jäh abschließt. Das Brüllen wird stärker und stärker, in den Hohlwegen werden Menschen sichtbar, braune, dicht aneinandergedrängte nackte Männer, den Kopf zwischen die Schulter gezogen, in der erhobenen Rechten den wurffertigen Speer. Wie der Heerwurm wälzen und schieben sich die Menschenströme langsamen Schrittes in dem Takte des Brüllens nach dem vor uns liegenden Platze zu, quellen wie gestautes Wasser aus den schmalen Gassen heraus und überfluten schließlich den ganzen Platz. An 1000 Krieger dringen mit erhobenen Speeren aufeinander ein, für das Auge wie ein träger, aber alles vor sich niederwerfender Lavastrom, bleiben aber wie angewurzelt stehen und verstummen, als die Reihen der linken Partei sich öffnen und aus ihrer Mitte das schöne Dug-Dug-Kanu herausgetragen wird und neben diesem auf den Schultern zweier Männer King Dick mit seiner Blechkrone auf dem Kopfe erscheint. Daß Topulu nicht in dem Kanu sitzt, sondern sich nebenhertragen läßt, ist die einzige Abweichung von dem wirklichen Dug-Dug. Topulu läßt sich neben dem Kanu einmal die Reihen auf- und abtragen, dann treten die Eingeborenen zurück und stellen sich an der uns gegenüberliegenden Felswand auf. Das Kanu wird zur Seite hingestellt und die Führer der beiden Parteien, Topulu und Torragud, kommen zu uns. Kaum ist der Platz frei, so brechen aus dem umliegenden Buschwerk die Dug-Dugs einzeln hervor,

---

[1]) B. von Werner: „Ein deutsches Kriegsschiff in der Südsee", S. 446.

vereinigen sich hüpfend in der Mitte des Platzes, schweben wie Irrlichter richtungslos hin und her und sinken zu beiden Seiten ihrer Krieger wie ein eingeschobenes Fernrohr zusammen. Sie haben sich nur gesetzt, da aber jetzt der Laubrock noch so unverhältnismäßig hoch ist, sieht es aus, als ob sie bis über die Knie in der Erde eingesunken wären, und sie geben so einen noch wunderlicheren Anblick als wie zuvor. Jetzt ist die Zeit für die Haupthandlung gekommen. Topulu tritt mit einem sogenannten Ziegenhainer, einem 3 cm dicken Stock vor, ruft einen Namen, ein Häuptling springt vor, stellt sich, uns den Rücken zukehrend, drei Schritte vor uns auf; Topulu holt aus und zieht dem Manne einen Hieb über den Rücken, daß wir die Knochen knacken zu hören glauben und der Mann halb zusammenbricht, wendet sich dann zu uns, zeigt mit der rechten Hand nach seinen Leuten, ruft mit grinsendem Gesicht aus: „me look out!" und verschwindet dann mit einigen Sprüngen wieder in den Menschenknäuel. Darauf ruft Torragud einen Häuptling aus seiner Partei, und dieselbe Szene wiederholt sich. Der Sinn dieser drastischen Schaustellung ist, daß die beiden Häuptlinge berufen sind, die Innehaltung des Tabugesetzes zu überwachen, und der Schlag soll sie stets an ihre Pflicht erinnern.

## Der Handel auf der Duke of York-Gruppe.[1])

Die Duke of York-Gruppe ist schon jetzt der Zentralpunkt des Handels, welcher sich in den letzten Jahren hier entwickelt hat. Derselbe befindet sich in den Händen zweier deutscher Häuser, diese sind die Handels- und Plantagengesellschaft auf Samoa, vormals J. C. Godeffroy, und die Brüder Hernsheim, welche mit großer Energie und Ausdauer Verbindungen mit diesem gefürchteten Menschenschlage anknüpften, sich durch immer wiederkehrende Brandlegungen und Ermordung eines Handelsagenten nicht abschrecken ließen, sondern ausdauerten und jetzt, soweit eine richtige Beurteilung möglich ist, endgültig gesiegt haben, allerdings schließlich mit Hülfe der Kriegsmarine, deren Unterstützung ihnen vorher gefehlt hatte. Die deutschen Kaufleute haben auch hier, wie schon an manch anderm Platze, den Missionaren den Weg geebnet und diesen das Eindringen überhaupt erst möglich gemacht. Nicht die Missionare sind in diesen Gegenden die Mauerbrecher, sondern der Handel ist es, welcher zur Fernhaltung der Konkurrenz in aller Stille arbeiten muß. Ehe die Verhältnisse auf dieser Gruppe, wie auf der großen Nachbarinsel Neubritannien, den jetzigen verhältnismäßig geordneten Stand erreichen konnten, ist allerdings manches Blut geflossen. Die hiesigen Handelsagenten sind keine schmächtigen Jünglinge, welche den ganzen Tag hinter dem Schreibtisch sitzen, sondern wetterfeste und verwegene Männer, die

[1]) B. von Werner: „Ein deutsches Kriegsschiff in der Südsee", S. 385.

zum größten Teile aus dem Seemannsstande hervorgegangen, besser mit dem Revolver und dem Messer, als mit der Feder umzugehen wissen — Leute, die selten im Hause sind und auf beschwerlicher Reise von einem Platz zum andern, von einer Insel zur andern den größten Teil des Jahres in kleinen Fahrzeugen und offenen Booten zubringen — Leute, die ihre persönliche Sicherheit in der eigenen Hand halten und daher, wenn es gilt, nicht nur ihr Leben zu verteidigen haben, sondern zur Sicherung ihrer Stellung auch unter Umständen zum Angriff übergehen müssen, da keine Behörde zur Stelle ist, welche ihnen Schutz gewähren könnte; sie müssen leben wie der Volksstamm, auf dessen Grund und Boden sie sich befinden, d. h. jeder hat für sich selbst zu sorgen und darf nie ohne Waffe sein; wer sich nicht selbst schützen kann, wird von dem andern vernichtet.

### Marktplätze.[1])

Die Marktplätze der Gazelle-Halbinsel liegen fast ohne Ausnahme auf dem Plateau, etwa eine Stunde Weges von der Küste entfernt, und finden sich hauptsächlich an der Nordküste bis etwa Kabaira und östlich bis Kabanga und zeichnen sich durch nichts als eine kleine Rasenbank in ihrer Mitte aus; diese wird benutzt, um von einem etwas erhöhten Standpunkt aus Überblick auf den Markt zu erhalten, auch wohl, um von hier aus die Ware eindringlicher anpreisen zu können. Allerdings liegt laute Empfehlung durchaus nicht im Wesen des Kanaken, und obwohl auf einem Marktplatz oft mehr als 100 Personen anwesend sein mögen, man mithin nicht wenig Spektakel zu erwarten berechtigt wäre, so verläuft doch selbst eine derartige Versammlung, bei welcher reden geradezu ein Erfordernis ist, wenigstens im Vergleich zu einem Markt mit gleicher Anzahl afrikanischer Besucher, in verhältnismäßiger Stille. Die zuerst ankommenden Weiber säubern den Platz von den Spuren des letzten Markttages und lassen sich dann neben ihrer Ware nieder, um auf die nächsten Ankömmlinge zu warten. Diese sind schon von weitem sichtbar, denn das eingefleischte Mißtrauen der Leute veranlaßt sie natürlich, ihre Marktplätze womöglich auf ganz freie Stellen zu legen, aber selbst im Walde wird deren Umgebung von Unterholz frei gehalten. Es ist unglaublich, welche Traglasten von einem einzelnen Weibe auf den Markt geschafft werden und welche Produktenmenge daselbst Umsatz findet. Die Weiber tragen auf dem Rücken eine Art Sack aus Geflecht von Kokospalmblättern, welcher mittels eines breiten, über die Stirn laufenden Bandes aus gleichem Material noch festeren Halt gewinnt. Diese Trage ist bis oben hin mit Taro oder Yams gefüllt; zwischen die Wurzeln und Wände der Trage sind Stäbe gesteckt, welche zum Festhalten weiterer, hineingezwängter und der

[1]) Joachim Graf Pfeil: „Studien und Beobachtungen aus der Südsee", S. 117.

ersten Ladung aufgepackter Pakete dienen. Die Trägerin ist natürlich gezwungen, krumm zu gehen, ihre Ladung hat oft einen weit größeren Umfang als ihr eigner Oberkörper; außerdem trägt sie dann noch oft ein auf ihrer Hüfte sitzendes Baby. Die zur Begleitung mitgehenden Männer tragen außer wenigen Waffen gar nichts. Sie halten sich überhaupt abseits des Weibervolkes, denn es würde eine große Außerachtsetzung der eigenen Würde sein, wollte ein Mann inmitten eines Weiberhaufens oder auch nur über einen Platz gehen, auf dem mehrere Weiber sich niedergelassen haben. Verkaufsartikel sind hauptsächlich Produkte der Landwirtschaft und Fischerei. Die Leute des Inlandes verzehren gern Fische und gebrauchen Salzwasser, um ihre Speisen zu würzen, ein Bedürfnis, das sich durchaus nicht bei allen Küstenbewohnern findet. Es gebrauchen z. B. die Bewohner der Neulauenburg-Gruppe nicht gewohnheitsmäßig Salz zu ihren Speisen. Der Unterschied erklärt sich möglicherweise so, daß in salzschwangerer Seeluft die Haut des unbekleideten Kanaken genügend Salz absorbiert, um den Organismus zu sättigen, während die rauhere und reinere Bergluft gerade das Verlangen nach Salzen im Körper wachruft und deren Zufuhr im Wege der Nahrung fördert. Die Fischer wiederum schenken vielleicht ihren Gärten weniger Aufmerksamkeit als die Leute im Innern und sind daher genötigt, letzteren ihre Taro und Yams abzukaufen; sie bringen dafür Fische und Salzwasser auf den Markt, letzteres in den uns schon bekannten Eimern aus Bambus.

### Europäische Industrie-Erzeugnisse. [1])

Abgesehen von den eigenen Naturprodukten kommen indessen auch die Industrieerzeugnisse Europas auf die Märkte. Bunte Taschentücher, sogenannte Lawa-Lawas,[2]) Tabak, Streichhölzer usw. Diese Sachen werden natürlich von den Küstenleuten gebraucht, die sie von den europäischen Händlern erworben haben. Zwar werden sie in nur geringeren Mengen hier feilgeboten, aber mit großem Verdienst verkauft. Man darf annehmen, daß auf diese Weise die Erzeugnisse unserer Industrie sich schon bis auf ziemliche Entfernung in das Innere den Weg gebahnt haben, die Grenze ihrer Verbreitung kann jedoch heute in keiner Weise festgestellt werden. Trotz des lebhaften Handelsverkehrs ist es bis heute noch nicht gelungen, den Kanaken ein Bedürfnis anzugewöhnen, außer Tabak. Würde ihnen dieser plötzlich entrissen, so würden sie es mutmaßlich schmerzlich empfinden, am Ende aber noch etwas mehr Betel kauen und sich zufrieden geben ... Die eisernen Beile, Lawa-Lawas, bunte Glasperlen, blaue und rote Farbe, Streichhölzer, kleine Spiegel, Messer, Mundharmonika, Draht verschiedener Gattungen und die übrigen Artikel,

---

[1]) Joachim Graf Pfeil: „Studien und Beobachtungen aus der Südsee", S. 120.

[2]) d. s. Hüfttücher.

welche den Bestand der Warenlager im Archipel bilden, sind dem Kanaken zwar eine ganz angenehme Zugabe zum Leben, er würde sie aber kaum vermissen, wenn deren Zufuhr plötzlich aufhören sollte. Die einzigen Handelsartikel, gegen welche er die obengenannten Waren eintauscht, sind im Grunde Kopra, Schildkrötenschale und Perlmutterschale. Auch Yams und Taro sind Handelsartikel geworden, doch finden sie nur lokale Verwertung, zum Export nach Europa eignen sie sich nicht. Der Handel vollzieht sich in den denkbar einfachsten Formen. Die Eingeborenen kommen in ihren Kanoes zu den Stationen gerudert und bringen die reifen Kokosnüsse, von denen sie sechs bis acht Stück für eine Stange Tabak geben. Das Öffnen der Nüsse und die Herstellung der Kopra, d. h. das Trocknen des Kernes, besorgt der Käufer. Zwar hat man versucht, die Eingeborenen daran zu gewöhnen, gleich den getrockneten Kern zu bringen, doch erscheint die Maßregel nicht von hervorragendem Erfolge begleitet gewesen zu sein. Als mit der Zeit sich mehrere Firmen auf den Koprahandel warfen, wurde es nötig, das Einkaufsgebiet zu erweitern, und jede Firma legte, wo immer es anhängig war, Stationen an, auf denen ein Weißer einsam unter den Kanaken saß, bei denen er die europäischen Handelswaren vertrieb. Es läßt sich denken, daß das Leben eines solchen Händlers bald auf annähernd die Stufe des Kanaken sinken mußte, und so kam es wohl auch, daß in früheren Zeiten meist nur solche Leute sich auf Handelsstationen begaben, die vom Leben nicht mehr viel zu erwarten hatten.

### Verlobung und Eheschließung auf den Salomonsinseln.[1])

Wir geben die folgenden Notizen über die Eheschließung auf der zum Archipel gehörenden Floridagruppe wieder. Als vorbereitende Handlung geht der Verlobung eines Mädchen ihre Tätowierung voraus; denn dieser Schmuck ist die notwendige Vorbedingung, wenn sich Freier einstellen sollen. Die Operation selbst ist keine Kleinigkeit und wird von einem Manne, der dem ärztlichen Stande angehört und als Spezialist für dieses Fach gilt, ausgeübt. Er gibt vor, einen Schutzgeist (Tindalo) zu besitzen, dessen Kraft (Mana) ihn zu schmerzloser Operation befähigt. Die Dienste eines solchen Spezialisten stehen dem Publikum übrigens nur gegen ein sehr bedeutendes Honorar zur Verfügung. Seine Tätigkeit beginnt er zunächst damit, daß er eine Truppe geschulter Sänger — Solisten und Chorpersonal — engagiert. In dem Falle, daß es sich um eine Häuptlingstochter handelt, steigt der Aufwand noch durch die Notwendigkeit, den Künstlern ein ganz neues Repertoir von Gesängen für diesen besonderen Fall zu beschaffen. Das Konzert beginnt bei Sonnen-

[1]) A. Penny: „Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft", Jena 1890, S. 169.

untergang und wird mit unermüdlichem Eifer die ganze Nacht hindurch fortgesetzt. Dieser Musik muß nun das arme Mädchen, welches tätowiert werden soll, lauschen, und eine Anzahl Freundinnen sind eigens dazu bei ihr, um sie aufzurütteln, wenn der Schlaf seine Rechte verlangt. Der Sonnenaufgang ist für den Tätowierer das Signal, die Operation zu beginnen, und mit besonderer Geschicklichkeit, dem Erfolge nach zu urteilen, graviert er mit seinem Bambusmesser ein netzförmiges Ornamentmuster in das Gesicht und den Busen des Mädchens ein. Als Ehrensache gilt es dabei, mit spartanischer Tapferkeit jede Schmerzensäußerung zu unterdrücken. Der Ruhm einer solchen Selbstbeherrschung kommt freilich auf das Konto des vortrefflichen Tindalo des Operateurs, und umgekehrt leidet das Ansehen des Spezialisten, wenn ein Mädchen sein Schmerzgefühl in einem Schrei oder Seufzer kund tut. Nach beendigter Operation stellt sich gewöhnlich ein wohltätiger Schlaf ein, und wenn das Mädchen wieder erwacht, spürt es nur noch geringen Schmerz und etwas Steifheit an den operierten Stellen — eine unbedeutende Beschwernis im Vergleich zu dem erhebenden Bewußtsein, daß nunmehr sich die Freier einstellen werden. Von nun an haben auch die Verwandten und Freundinnen ein wachsames Auge auf die Jungfrau, um leichtsinnige Streiche und jede familiäre Annäherung an junge Männer zu verhüten. Es währt nicht allzu lange, und ehrenvolle Bewerbungen laufen ein, womit eine gute Zeit für die Befreundeten des begehrten Mädchens beginnt. Alle diejenigen, welche zu den Unkosten der Tätowierungszeremonie beigetragen haben, erwarten nämlich, nun ihre Einzahlung nebst Zinsen zurück zu erhalten. Die Höhe des Brautschatzes, welchen der Freier zu entrichten hat, hängt ganz von dem Range des Mädchens und der Zahl und sozialen Stellung der Freunde desselben ab. Missionar Penny erinnert sich eines Falles, wo für die Tochter eines Häuptlings eine Summe von ca. 1000 Mark in Landesmünze (Muschelgeld) gefordert wurde. Junge Männer, denen es an reichen Freunden fehlt oder die zu faul sind, um durch Dienstwilligkeit sich solche zu erwerben, müssen manchmal jahrelang warten, ehe sie ans Heiraten denken können. Wo indes ein Freier begründete Hoffnung hat, die für das Mädchen seiner Wahl geforderte Summe schließlich zusammenzubringen, kann er eine bestimmte Summe als Anzahlung bei dem Vater deponieren und sich so das Mädchen sichern; diese Maßregel gibt ihm die Gewähr, daß ihm die Braut nicht von einem, der mehr bietet, abspenstig gemacht werden kann. Eine Häuptlingstochter heiratet selten im jugendlichen Alter, weil die habgierigen Angehörigen einen solch hohen Preis für ihre Hand fordern, daß nur wenige Männer sich zu dem Gedanken versteigen, um eine solche Schöne zu freien. Die oben erwähnte hohe Summe wurde von Takua, dem Häuptling von Mboli, für seine älteste Tochter verlangt, und der unglückliche Freier, dessen Eitelkeit ihn zu der Torheit verführt hatte, durch

seine Angehörigen um jene Jungfrau anzuhalten, mußte seinen Hochmut mit einer schweren Geldstrafe büßen, als es sich herausstellte, daß er den Brautschatz nicht aufbringen konnte. Es kommt öfters vor, daß Häuptlingstöchter erst nach dem Tode ihres Vaters sich verheiraten; sie werden dann für wenig Geld von einem Witwer in mittleren Jahren, einem Polygamisten oder armen Schlucker übernommen, der lange Jahre hindurch sich vergeblich nach einer Frau umgesehen hat. Ist der Preis für das Mädchen erlegt, so wird letzteres dem Freundeskreise ihres zukünftigen Gatten in Obhut gegeben. Die Braut lebt nur bei der Schwiegermutter bis zu dem Zeitpunkte, wo es dem jungen Paare gestattet ist, seinen eigenen Haushalt zu beginnen. Kurze Zeit nach der Zahlung des Kaufpreises geben die Eltern der Braut denen, welche zum Brautschatze beigesteuert haben, ein Fest, bei welchem ein großer Teil des Geldes wieder darauf geht. Nachdem dann noch als Gegenleistung zu Ehren der Eltern der Braut ein Fest stattgefunden hat, gelten die Hochzeitszeremonien für beendigt. Indes sind die Freunde der jungen Frau nie von einer gewissen Haftpflicht und Verantwortlichkeit für deren Aufführung frei. Wenn sie sich z. B. mit ihrem Manne veruneinigt, und letzterer infolgedessen sich weigert, das von ihr gekochte Essen anzurühren, so müssen ihre Freunde den ehelichen Frieden durch Übersendung eines Geschenkes an den ungnädigen Gatten wieder herstellen. Eine von Takuas Frauen war durch ein unglückliches Zusammentreffen die Veranlassung gewesen, daß des Häuptlings neues Bootshaus mitsamt den darin befindlichen Kähnen bis auf den Grund niederbrannte. Die unglücklichen Freunde der Frau hatten eine große Strafsumme zu zahlen, welche Tikua als Vergütung für den durch die Unvorsichtigkeit seiner Ehehälfte verursachten Schaden einkassierte. Dies scheint das einzige Privilegium zu sein, was die Ehemänner auf Florida genießen, nachdem sie ihre Frauen so teuer erstanden haben.

### Arbeiteranwerbungen im Bismarckarchipel.[1])

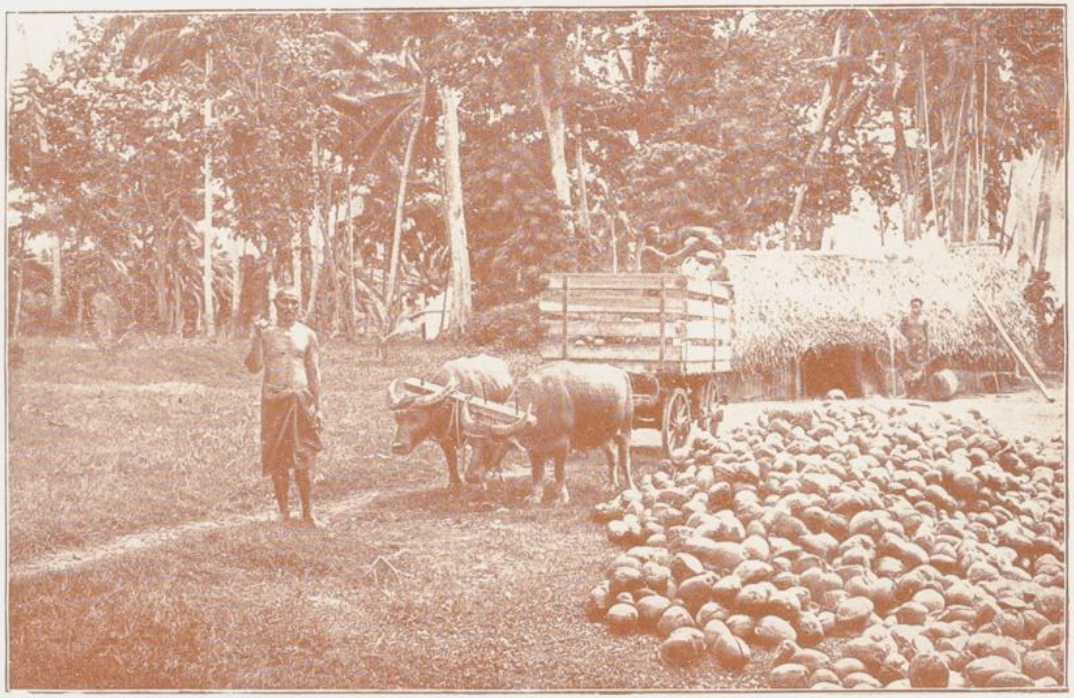
Nachdem in Lawangai die sämtliche Kopra an Bord genommen war, fuhren wir an der Küste von Neuhannover entlang. An verschiedenen Plätzen schickte der Kapitän Boote zum Anwerben von Arbeitern an Land. Es war mir die Gelegenheit, die Rekrutierung praktisch kennen zu lernen, um so erwünschter, als die Aufsicht über die Arbeiteranwerbung im Bismarck-Archipel mit zu meinen amtlichen Obliegenheiten gehörte.

Außer dem Kapitän, welcher als erfahrener und den Eingeborenen bekannter alter Südseekapitän in den meisten Fällen selbst als Anwerber fungierte, befanden sich im Boot nur fünf Eingeborene von der Schiffsbesatzung als Ruderer. Beile, Messer, Glasperlen, Tücher und Tabak

[1]) Dr. Heinrich Schnee: „Bilder aus der Südsee". Mit 37 Abbildungen und einer großen Karte. Eleg. gebd. 12 M. Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 29.

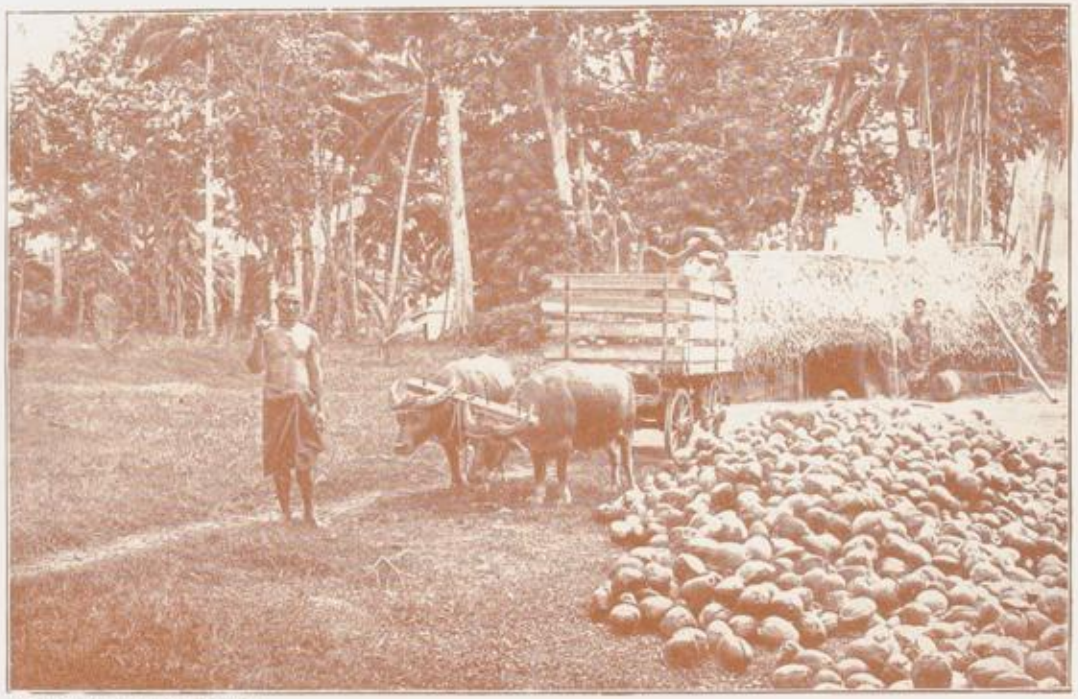
wurden in das Boot gelegt, um den Kanakern gezeigt und bei der Anwerbung gleich als erste Anzahlung für die Verwandten des Arbeiters verwandt zu werden. Ferner wurde ein Gewehr auf den Boden des Boots gelegt, um im Fall eines Angriffs als Waffe zu dienen. Außerdem hatten wir natürlich unsere Revolver im Gürtel. Wir näherten uns der Küste, an welcher alsbald nackte, mit Speeren bewaffnete Eingeborene erschienen. Wir fuhren dicht an das Ufer heran, der Kapitän begann nun auf Pidginenglisch die Kanaker aufzufordern, sich anwerben zu lassen, und dabei Tücher, Perlen und andere schöne Dinge verlockend vor den begehrlichen Augen der Leute zu schwenken. Einer der Eingeborenen antwortete auf Pidginenglisch, er sei schon einmal Arbeiter auf der Pflanzung in Herbertshöhe gewesen und wolle auch wieder dorthin gehen. Nachdem er eine Weile mit seinen Landsleuten verhandelt hatte, erklärte sich noch ein anderer bereit, mitzugehen. Unser Boot fuhr nun an Land, und die beiden Kanaker stiegen ein, wobei ziemlich erregte Gespräche zwischen ihnen und ihren zurückbleibenden Gefährten entstanden, welche offenbar die beiden jungen Leute mit geringer Freude abziehen sahen. Doch die reichhaltigen Geschenke, welche ihnen alsbald übergeben und mit Gier in Empfang genommen wurden, schienen versöhnend auf sie einzuwirken, so daß sie schließlich, ihren Gebärden und den Ton ihres Sprechens nach zu schließen, mit einem freundlichen Lebewohl die beiden Angeworbenen abfahren ließen.

An einem anderen Punkt Neuhannovers fuhren wir wieder im Boot ans Land. Es wiederholte sich dieselbe Szene, junge Leute waren geneigt, sich anwerben zu lassen, wurden indessen von älteren Kanakern unter drohenden Geberden zurückgehalten. Alsbald rief der eine Eingeborene, der etwas pidginenglisch konnte, dem Kapitän zu: me come (ich komme), auf einen etwa einen Kilometer entfernten Landvorsprung deutend. Unser Boot ruderte nach der angegebenen Gegend, und wirklich sahen wir kurz darauf den Kanaker angerannt kommen. Wir waren noch etwa 30 m vom Strande entfernt; doch sprang er ohne Besinnen ins Wasser und schwamm auf das Boot zu, wo wir ihn alsbald aufnahmen. Unmittelbar danach plumpste noch ein zweiter Eingeborener ins Wasser und schwamm gleichfalls auf unser Boot zu. Gleich darauf sahen wir die Ursache ihrer Flucht. Ihre Landsleute, welche sich ihrem Weggange widersetzt hatten, kamen, zornig ihre Speere schwingend, angerannt. Wir ruderten noch etwas weiter ab, jedoch immer in Rufweite bleibend, und machten auf alle Fälle unser Gewehr schußfertig. Doch handelte es sich nicht um kriegerische Absichten auf seiten der Kanaker, vielmehr entspann sich zwischen den beiden Flüchtlingen und ihren Dorfgenossen eine erregte Unterhaltung in der uns unverständlichen Eingeborenensprache. Offenbar beschworen sie die letzteren wieder zurückzukehren, was aber unsere beiden kühnen Auswanderer standhaft ablehnten. Als es den Leuten



(Aus der amtlichen Denkschrift.)

**Ochsenwagen zum Einbringen der Kokosnüsse auf der Ralunpflanzung** (Bismarckarchipel).



(Aus der amtlichen Denkschrift.)

Ochsenwagen zum Einbringen der Kokosnüsse auf der Ralunpflanzung (Bismarckarchipel).

am Strande klar zu sein schien, daß die Absicht der beiden Angeworbenen unabänderlich war, begannen zwei Weiber ein entsetzliches Geheul, welches mit pathetischen Ausrufen, die wie Flüche oder Verwünschungen klangen, untermischt war. Da ein nochmaliges Landen nicht zweckmäßig erschien, so deponierte der Kapitän die Geschenke für die Verwandten der beiden Angeworbenen auf einer aus dem Meer aufragenden Klippe, zu welcher alsbald auch ein Kanaker hinausschwamm und die Sachen holte. Darauf beruhigte sich auch das Gebrüll der beiden holden Schönen am Strand etwas, während wir in der Richtung auf unser Schiff zu abfuhren. Wie mir nachher ein in dieser Gegend bekannter Eingeborener von unserer Schiffsbesatzung mitteilte, war einer der beiden Angeworbenen mit zwei Weibern verheiratet, die ihm durch Eifersucht das Leben so schwer machten, daß er die Anwerbung als eine willkommene Gelegenheit benutzte, um den Freuden seines doppelten Ehelebens zu entgehen.

Wie man sieht, ist das Anwerben keine ganz leichte Sache und nebenbei ziemlich gefährlich. Im Bismarck-Archipel und den Salomonsinseln haben eine ganze Anzahl von Weißen und Farbigen dabei ihr Leben eingebüßt. In den letzten Jahren waren noch folgende Fälle vorgekommen:

Im Jahre 1894 wurden zwei von dem Segelschuner „Senta" der Neu-Guinea-Kompagnie zum Anwerben entsandte Boote in verräterischer Weise an der Küste Neumecklenburgs überfallen. In dem einen Boot befand sich der Steuermann Senff, welcher die Angeworbenen mit seinem Boot zu dem in angemessener Entfernung von der Küste haltenden zweiten Boot hinüberschaffte und dann wieder zum Strande fuhr, um weitere Eingeborene anzuwerben. Doch plötzlich hieben die das Boot umstehenden Kanaker mit Beilen auf ihn und seine Bootsmannschaft ein. In demselben Moment fielen in dem zweiten Boot die angeworbenen Eingeborenen über die Besatzung her und versuchten sie ins Wasser zu werfen. Die am Ufer stehenden, mit Speeren bewaffneten Eingeborenen sprangen herbei, um den Verwundeten den Garaus zu machen. Im ersten Boot befand sich ein zur Bootsbesatzung gehöriger Bukajunge, Quater, ein äußerst kräftiger Mann. Obwohl durch einen Beilhieb über den Kopf gefährlich verwundet, hatte er Geistesgegenwart und Kraft genug, die nächsten auf ihn gerichteten Speere zu ergreifen und mit gewaltigem Ruck den Angreifern zu entreißen. Im nächsten Moment hatte der tapfere Junge auch schon drei seiner Angreifer gespeert, so daß die anderen entsetzt zurückwichen und die noch nicht erschlagenen Bootsleute die Möglichkeit fanden, die im Boot liegenden Gewehre zu ergreifen und das Feuer auf die Kanaker zu eröffnen. Der brave Buka, obwohl selbst über und über blutend, hob noch den im Getümmel aus dem Boot ins Wasser gefallenen, schwer verletzten Steuermann ins Boot und ruderte dann von der gefährlichen Küste ab. Da inzwischen das letzte Boot von der „Senta" unter Führung des Kapitäns zu Hilfe geeilt war, wagten die Kanaker

keinen weiteren Angriff. Der Steuermann war durch Beilhiebe über den Kopf so schwer verwundet worden, daß er bald darauf starb. Zwei der Bootsleute waren gleich beim ersten Angriff getötet worden, die übrigen erholten sich von den mehr oder minder schweren Verletzungen. Quater, welcher als Erinnerung an seine tapfere Tat eine mächtige Narbe auf der einen Seite des Gesichts behielt, war später Polizeijunge in Herbertshöhe und wurde wegen seiner auch anderwärts bewiesenen Brauchbarkeit und Unerschrockenheit zum Unteroffizier befördert.

Im Jahre 1896 wurde auf Tabar (Gardener-Insel) ein Mordanfall auf den Kapiän Lemmin gemacht, welcher Arbeiter für die Deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft in Samoa anwerben wollte. Nur durch einen glücklichen Zufall entging der Kapitän, welcher eine Wunde am Kopf davontrug, der Ermordung.

1898 wurde bei Timbuz (Bougainville, Salomonsinseln) der Kapitän Kolshorn, Führer des Kutters „Seaghost", ermordet, welcher dorthin sogenannte Retourarbeiter, d. h. Arbeiter, die ihre Vertragszeit beendet hatten, zurückbrachte. Nachdem die Retourarbeiter gelandet waren, erschien eine Anzahl von Kanus mit unbewaffneten Eingeborenen, welche Taro und andere Früchte brachten, längsseits des Kutters. Trotz Warnung seitens der vier als Matrosen an Bord befindlichen Eingeborenen, gleichfalls Salomonsinsulaner, ließ der Kapitän eine Anzahl Kanaker an Bord kommen, während der „Seaghost" mit schwacher Brise langsam nach dem Ausgange der Bucht von Timbuz segelte. Einer der Bukamatrosen rief dem Kapitän zu: captain me 'fraid belong kanakà he like kill you me (Kapitän, ich fürchte mich vor den Kanakern, sie wollen uns töten). Der Kapitän sagte ihm jedoch, er solle den Mund halten, die Kanaker seien seine guten Freunde. Gleich darauf, während einer der Jungen ein Segel umstellte, und der Kapitän, um dies zu kontrollieren, nach oben blickte, ergriff einer der Eingeborenen das neben der Kajüte liegende Küchenbeil und spaltete dem Kapitän mit einem furchtbaren Schlage das Haupt, worauf sämtliche Kanaker sich auf den leblos niederfallenden Weißen und die farbigen Jungen stürzten. Einer der letzteren wollte in die Kajüte hinein, um sich eines der dort befindlichen Gewehre zu bemächtigen, doch ergriffen ihn die Wilden an der Tür und schnitten ihm die Kehle durch. Die übrigen drei Jungen wurden gefesselt und unter Siegesgeheul in die Kanus gebracht, um als Festbraten für eine künftige Gelegenheit aufgehoben zu werden. Der Kutter wurde völlig ausgeraubt und auf den Strand gesetzt, wo wir bei unserer Strafexpedition 1899 noch die Überreste von ihm vorfanden. Der Leichnam des Kapitäns wurde in das Meer geworfen, die Leiche des ermordeten Bukajungen dagegen mitgenommen und einem befreundeten Stamm als Festgeschenk überwiesen, welcher alsbald einen Kannibalenschmaus veranstaltete. Die Mordbande von Timbuz war offenbar im Vertrauen auf die

in Gestalt der drei Gefangenen noch zur Verfügung stehenden Speisen so generös gewesen. Doch gelang es den Gefangenen glücklicherweise noch in derselben Nacht, als die Wachsamkeit der siegestrunkenen Wilden eingeschläfert war, zu entfliehen und nach mancherlei Fährnissen von einem an der Küste passierenden Arbeiterschiff aufgenommen zu werden.

## Die Bewohner der Admiralitätsinseln.[1])

Infolge der beständigen Kämpfe der Manus untereinander und mit den Usiai (Nichtpfahlbautenbewohner) sind die Stämme wenig zahlreich. In einigen Orten, wie Pere, Tchabele sollte die Anzahl der waffenfähigen Männer nach den mir von Manus gemachten Angaben je etwa 50 bis 60 betragen, in anderen Orten sollte sie noch geringer sein. Der Manusort Lotja sollte vor kurzer Zeit von Usiai überfallen sein, wobei angeblich sämtliche erwachsenen Männer bis auf fünf erschlagen wurden. Die Zahl der waffenfähigen Sépessaleute, welche wir bei unserer Expedition und bei unserem Besuch auf der Inselgruppe zu Gesicht bekamen, blieb hinter 50 zurück. Zahlreicher waren die Mokmandrianleute und die größte Zahl von Bewohnern sollte Buke (Zuckerhutinsel) aufweisen. Die von uns gesehenen Pfahlbautendörfer wiesen in keinem Fall mehr als etwa 20 bis 30 Häuser auf, denen sich allerdings auf dem Lande zerstreut liegende Gehöfte anschlossen.

Die Usiai sind bedeutend zahlreicher. Die Zahl der auf Pitulu wohnenden Eingeborenen wurde auf etwa 2000 geschätzt, auch in anderen Teilen der Inselgruppe sollten sie an Zahl die Manus weit überragen. Trotzdem nehmen die Manus eine herrschende Stellung in der Admiralitätsgruppe ein. An vielen Stellen scheint eine Art Tributpflicht der umwohnenden Usiai gegen die Manus zu bestehen. Letztere beschäftigen sich außer mit der Kriegführung besonders mit Fischfang, während der Anbau von Jams, Taro, Bananen und anderen Früchten von den Usiais betrieben wird. Die Usiai haben vor den verschlageneren und in der Seefahrt weit überlegenen Manus, welche beständig alle erreichbaren Küsten heimsuchen, und die Männer totschlagen und die Weiber rauben, soweit nicht ein befreundetes Verhältnis der oben angedeuteten Art zwischen benachbarten Manus und Usiai besteht, eine große Angst. Die Usiai ähneln den Manus durchaus in der äußerlichen Erscheinung, Kleidung und Bewaffnung. Sie kennen ebenso wie die Manus die Kanufahrt, stehen letzteren aber darin an Geschicklichkeit nach. Sämtliche Eingeborene der Gruppe sind Menschenfresser.

---

[1]) Dr. Heinrich Schnee: „Bilder aus der Südsee". Mit 37 Abbildungen und einer großen Karte. Eleg. gebd. 12 M. Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 29.

Die Kunstfertigkeit der Insulaner ist weit entwickelter als die der Bewohner von Neupommern und Neumecklenburg. Besonders sorgfältig gearbeitet sind die großen Segelkanus der Manus „Endrol" und die Fischnetze „Nja". Die Hauptwaffe ist der Speer, welcher in vielen verschiedenen Arten gefertigt wird. Besonders beliebt ist der Obsidianspeer. Der Obsidian wird an drei Plätzen gewonnen, in Lou, Balual und Pom. Die Speerschäfte werden aus Bambus oder Holz gefertigt und dann auf eine der drei genannten Inseln gebracht, deren Bewohner gegen Bezahlung die Obsidianspitze „Pitilou" daran befestigen. Zur Befestigung dient eine rote Masse „Panavi", welche angeblich aus dem Sagobaum gewonnen wird. Die Verbindung wird mit Verzierungen versehen und ist bisweilen als menschliche Figur geformt. Neben Speeren mit einfacher Spitze finden sich auch ganz selten solche mit zwei und selbst mit drei Spitzen. Die Speere haben je nach der Art der Anfertigung, speziell nach der Art des zum Schaft verwandten Holzes verschiedene Namen, z. B. Bunjau, Patambue, Kuku, Je, Patompeei. Im Norden der Hauptinsel sind die Obsidianspeere seltener und dafür Holzspeere, aus langem Bambusschaft mit hineingesetzter verzierter Holzspitze, welche mit Bast festgeschnürt und dann mit einer Masse überkleistert ist, häufiger. Solche Speere aus Bambus mit einer Spitze aus Betelholz (Buei) heißen „Kawakau".

Neben diesen Hauptwaffen sind besonders kleine Dolche „Kotjo", aus Obsidian mit rotem, verziertem Griff aus derselben Masse, mit welcher die Obsidianspitzen auf den Speeren befestigt werden, sehr beliebt. Pfeil und Bogen sind unbekannt.

Als Schmuck werden schmale Muschelarmringe „Lal", welche mit eingebrannten Verzierungen versehen sind, getragen, ferner auf der Brust runde Muschelverzierungen ähnlich dem „Kapkap" der Neumecklenburger, bei den Manus „Puembul" genannt. Die Männer sind meist mit Ziernarben versehen, „Gameit" genannt.

Auf manchen geschnitzten Darstellungen menschlicher Köpfe, so bei einzelnen, besonders schön geschnitzten Kalklöffeln, „Keram", welche beim Betelkauen benutzt wurden, findet sich eine sonderbare Haartracht, beinahe wie ein alter preußischer Zopf aussehend. Nach Angabe der Manus tragen sie ihr Haar bei einem großen, „Kan" genannten Tanzfest so frisiert.

Wenn die Befragung nach Geräten und ähnlichen Dingen schon die größten Schwierigkeiten bot, da nur wenige Manus ganz geringe Kenntnisse im Pidginenglischen hatten und auch unsere früheren Neumecklenburger Dolmetscher nur sehr mangelhaft sich darin verständlich machen konnten, so war es fast unmöglich, über Sitten und Gebräuche irgend

(Aus der amtlichen Denkschrift.)

Dorfscene in Nabutu auf Namatanai (Bismarckarchipel).

(Aus der amtlichen Denkschrift.)

Dorfscene in Rabutu auf Namatanai (Bismarckarchipel).

etwas Sicheres zu erkunden. Immerhin glaube ich nach Beantwortung vieler Einzelfragen mit einiger Sicherheit annehmen zu können, daß bei den Manus, wie bei den meisten übrigen Eingeborenen des Archipels, Mutterrecht herrscht, d. h. daß für die rechtlichen Beziehungen in erster Linie nicht das Verhältnis zwischen Vater und Sohn, sondern die Verwandtschaft zwischen Onkel und Neffen mütterlicherseits entscheidend ist.

Zu erwähnen ist noch das Signalwesen der Eingeborenen der Manusinseln. Auf weite Entfernungen von Insel zu Insel findet eine Verständigung am Tage durch Rauch-, des Nachts durch Feuersignale statt. Insbesondere wurde das Eintreffen eines europäischen Schiffes in der Gruppe stets auf diese Weise den entfernter wohnenden Eingeborenen bekannt gegeben.

---

# III. Die Marshallinseln

# III. Die Marshallinseln

## a) Allgemeine Beschreibung des Landes.

### Lage und Erwerbungsgeschichte.

Der Archipel der Marshall-, Brown- und Providence-Inseln liegt über 300 deutsche Meilen in nordöstlicher Richtung von Kaiser Wilhelmsland entfernt, unmittelbar östlich von der Karolinengruppe, zwischen dem 5. und 13. Parallelgrad nördlicher Breite und dem 161. und 174. Meridian östlicher Länge (Greenwich) und überspannt einen Meeresraum von 350 000 qkm, ohne mehr als etwa 450 qkm Flächenraum einzunehmen. Abgesehen von den beiden im äußersten Westen für sich gelegenen Gruppen der Brown- und Providence-Inseln zerfällt der Marshallarchipel in zwei aus zahlreichen, kleinen, flachen Ringinseln bestehenden Inselketten, der Rälikgruppe im Westen und der Ratakgruppe im Osten.

Die Marshallinseln wurden im Jahre 1529 von Alvaro de Saavedra entdeckt und haben ihren Namen nach dem britischen Seefahrer Marshall, der sie 1788 von neuem auffand. Auch unser Dichter Adalbert von Chamisso hat sie besucht und mit begeisterten Worten geschildert. Ausgangs der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts wurde, wie auf Samoa und im Bismarckarchipel, so auch auf den Marshallinseln eine deutsche Kohlenstation eingerichtet. Eine deutsche Firma hatte sich auf der Insel Jaluit schon seit langem handeltreibend niedergelassen. Mit Rücksicht hierauf gelang es, gelegentlich der Verhandlungen mit England über die beiderseitigen Ansprüche in Neuguinea und im Bismarckarchipel auch die Marshallinseln für Deutschland zu gewinnen (Vertrag vom 10. April 1886). Bereits am 15. Oktober 1885 war die deutsche Flagge gehißt.

### Bodengestalt. Bewässerung.

Der Marshallarchipel verdankt dem Baumeister des Ozeans, den Korallen, seine Entstehung. Er ruht auf zwei parellel von Südost nach Nordwest verlaufenden Meereserhebungen, auf denen zahlreiche Korallen-

riffe sich aufgebaut haben, die meist nur wenige Meter über die Meeresoberfläche hinausragen. Nur die Insel Nauru, die abgesondert im Süden, fast unter dem Äquator liegt, zeigt eine Erhöhung von 40 bis 70 m über der Meeresoberfläche, was wohl auf spätere vulkanische Hebung des Untergrundes zurückzuführen ist. Alle Riffe zeigen die gleiche Gestalt. Sie bilden in ihrem oberen Teile einen durch zahlreiche Einschnitte (sogenannte Passagen) zerrissenen Kranz, welcher eine 30 bis 50 m tiefe Lagune einschließt. Nur die höchsten Teile dieses Kranzes (den man auch Atoll, Ringinsel oder Laguneninsel nennt), überragen in der Flutzeit das Wasser. Das Atoll Kwadjelin wird durch die zahlreichen Durchbrechungen des Riffkranzes in 80 kleine Inseln zerlegt. Auch Jaluit besteht aus 55 Teilinseln; andere Atolle sind weniger zerrissen. Meist haben die Riffkränze nur eine Breite von wenigen 100 Fuß. Doch erreicht z. B. die Hauptinsel des Atolls Madjuru (Medjeru) eine Breite von einem Kilometer (über 50 km lang). Die Ratakreihe besteht aus 15, die Rälikreihe aus 18 Ringinseln.

Daß bei der geschilderten Beschaffenheit der Inseln von Flußwasserläufen nicht die Rede sein kann, leuchtet ohne weiteres ein; Quellen und Bäche fehlen wegen der porösen Natur des Untergrundes vollständig.

## Klima. Gesundheitsverhältnisse.

Das Klima ist tropisch, sehr warm und feucht. Die Temperatur zeigt große Gleichförmigkeit und beträgt in Jaluit im Mittel etwa 27 Gr. Celsius. Auch der Unterschied zwischen Tag- und Nachttemperatur ist kaum merklich. Die Niederschlagsmengen sind ungewöhnlich hoch (ca. 4500 mm) und treffen fast alle Monate des Jahres gleichmäßig. Nur Januar und Februar sind mitunter etwas weniger regenreich. Der Unterschied der Jahreszeiten ist also auch in dieser Beziehung nahezu verwischt. Den stärksten Regenfall haben Jaluit und Madjuru; die nördlicheren Inseln sind dagegen regenärmer. In Nauru im Süden gibt es zu Zeiten sogar sehr trockene Jahre. Im allgemeinen herrschen östliche Winde vor. Vom Dezember bis April weht der Nordostpassat, während in den übrigen Monaten östliche und südöstliche Winde aufzutreten pflegen. In den Monaten August bis November sind Windstillen nicht selten, aber auch Südwestorkane treten in dieser Zeit mitunter auf und richten furchtbare Verheerungen an. Da Sumpfbildung infolge der Natur des Untergrundes ausgeschlossen ist, so fehlen die Fieberkrankheiten trotz des Tropenklimas vollständig. Dagegen wirken die andauernd hohe Temperatur und der starke Feuchtigkeitsgehalt der Luft auf Herz, Niere und Lunge der Europäer ungünstig ein. Die Lungenschwindsucht pflegt besonders stürmisch zu verlaufen. Auch Rheumatismus der Muskeln und Gelenke ist nicht selten.

## Pflanzen- und Tierwelt.

Viele Inseln sind lediglich mit Korallentrümmern und weißem Sand bedeckt, nur an wenigen Stellen hat sich eine stärkere Humusschicht gebildet. Wo das letztere der Fall ist, ist eine immerhin ziemlich reichliche Vegetation zur Entwicklung gelangt, die aber nur wenige Arten aufweist. Nach Norden zu wird die Pflanzendecke immer ärmlicher; neben Farnkräutern, Wolfsmilchpflanzen und einigen Gräsern sind besonders die drei Charakterbäume der Südseeflora zu erwähnen: die in großen Mengen angepflanzte Kokospalme, welche den Hauptreichtum der Inseln ausmacht, der Brotfruchtbaum, der den Eingeborenen ein wichtiges Nahrungsmittel liefert, und der Pandang, der von den Eingeborenen in vierzig Spielarten gezogen wird.

Auch die Tierwelt ist nur wenig vertreten; alle größeren Säugetiere aber, Schlangen und Frösche fehlen gänzlich. Hunde, Katzen und Schweine sind indessen seit langem eingeführt, Ratten und Mäuse von den Schiffen eingeschleppt worden. Einheimisch sind nur eine Fledermausart, Eidechsen, mehrere Krabbenarten usw.

Reicher ist die Vogelwelt vertreten. Neben einer Tauben- (Fruchttaube) und einer Kuckucksart finden sich zahlreiche Wat- und Schwimmvögel. Ameisen und Moskitos werden ebenso lästig wie Skorpione und Skolopendren. Auch Schmetterlinge und Käfer kommen in einigen Dutzend Arten vor. Um so reichlicher ist das Wasser bevölkert. Fische und Krustentiere finden sich in unerschöpflicher Menge und zahllosen Arten. Neben der wertvollen Perlmuschel bemerkt man die zentnerschwere Riesenmuschel. Haifische sind häufig und werden wegen ihrer Flossen, die in China als Leckerbissen gelten, viel gefangen. Auch Seegurken (Trepang) werden gesammelt.

## Bevölkerung.

Die Bevölkerung wird auf 15 000 Seelen geschätzt, was eine ziemlich hohe Volksdichte ergiebt. Die Marshallinsulaner sind Mikronesier; sie sind mittelgroß, schlank, kräftig, von gelbbrauner bis dunkelbrauner Hautfarbe, langem, schwarzem Haarwuchs und spärlichem Bart. Von sanfter Gemütsart und intelligentem Wesen, sind sie andererseits phlegmatisch, zur Arbeit wenig geneigt und der Lüge ergeben, sowie Anwandlungen von Heimtücke unterworfen. Ihre ursprüngliche einfache Tracht und die in großem Umfange geübte Tätowierung werden unter dem Einfluß der Mission bald gänzlich verschwunden sein. Ihre Nahrung besteht hauptsächlich aus Pflanzenkost und Fischen. Das Tabakrauchen ist sehr beliebt, die Einfuhr von Spirituosen von der Regierung glücklicherweise verboten.

In sozialer Hinsicht zerfällt die Bevölkerung in vier Klassen, die Irodj (Oberhäuptlinge), die Burak (Häuptlinge), die Leataketak (Dorf-

schulzen) und die Kayur (gemeine Leute). Nur die beiden ersten Klassen besitzen Grundeigentum; die Ortsvorsteher verwalten dasselbe für die Häuptlingsklassen, und die Kayur haben lediglich das Recht des Fischfangs und der Bodennutzung. Bei Heiraten unter Angehörigen verschiedener Klassen folgen die Kinder dem Range der Mutter.

### Produktion des Landes. Gewerbfleiß. Handel und Verkehr.

Das Haupterzeugnis der Inseln ist die Kokosnuß, die nicht nur zur Nahrung dient, sondern deren getrockneter Kern, die Kopra, auch in großen Mengen ausgeführt wird. Beliebte Nahrungsmittel sind ferner die Früchte des Brotfruchtbaums und des Pandangs, die Banane, die Wurzel des Taro, das aus einer Wurzelknolle gewonnene Arrowrootmehl, die Früchte des Melonenbaumes usw. Auf diese Erzeugnisse beschränkt sich auch der Ackerbau der Eingeborenen, der mit europäischen Geräten betrieben wird. Körnerfrüchte werden weder hier, noch überhaupt in der Südsee gebaut. Mehrere europäische Firmen haben größere Kokosnußpflanzungen angelegt. Für die Viehzucht fehlt eine wichtige Vorbedingung, nämlich geeignete Futtergräser. Als Haustiere werden Hunde, Katzen und Schweine gehalten, auch Hühner und Enten, welch letztere man aber nur bei feierlichen Gelegenheiten verspeist. Dagegen wird der Fischfang rege betrieben; die Jagd auf Haifische ist bereits erwähnt. Besondere Leistungen haben die Eingeborenen im Bootsbau aufzuweisen; eine kleine Schiffsbauanstalt auf der Plantage Liekieb arbeitet sogar für den Bedarf auf den benachbarten Gilbert- und Karolineninseln. Das Hauptausfuhrprodukt ist indessen die Kopra, von der im Jahre 1906 ca. 2847 Tonnen im Werte von etwa 579 000 ℳ, 1905 sogar über 3400 Tonnen im Werte von 695 000 ℳ ausgeführt wurden. Daneben kommen noch eine geringe Menge Haifischflossen in Betracht. Von großer Bedeutung für die Ausfuhr versprechen die reichen Phosphatlager der unter dem Äquator gelegenen Insel Nauru zu werden, deren Ausbeutung die Pacific-Phosphate-Company übernommen hat. Nauru hatte allein eine Einfuhr (vom 1. April 1906 bis 31. März 1907) von 650 000 ℳ, während für den gesamten Archipel diese 1906 fast 1,1 Millionen ℳ, die Ausfuhr aber nur 570 000 ℳ betrug. Ueber Phosphatausfuhr liegen noch keine Zahlen vor.

Auf Jaluit und Nauru sind Postagenturen. Durch einen Dampfer der Jaluitgesellschaft erhält das Schutzgebiet jährlich sechsmal eine Verbindung mit der Heimat über Hongkong; seit einiger Zeit besteht auch eine Verbindung mit Europa über Sidney.

### Verwaltung. Schule. Mission.

Seit dem 1. April 1906 sind die Marshallinseln als Kaiserl. Bezirksamt dem Gouverneur von Deutsch-Neuguinea unterstellt. Sitz der Be-

zirksverwaltung ist Jaluit. Das Missionswerk liegt in den Händen der evangelischen Bostoner Missionsgesellschaft und der katholischen Genossenschaft der Missionare vom Heiligsten Herzen Jesu. Die meisten Zöglinge der Missionsschulen können schreiben und lesen.

## b) Aus den Berichten der Reisenden und Forscher

### Die Insel Jaluit.[1])

Jaluit (oder Yaluit [sprich Dschalut, nach anderer Angabe Scheludsch], Telut, Bonham, Banham, Isles de la Coquille, Elizabeth) ein Atoll unter 5 Grad 55′ nördl. Br. und 169 Grad 42′ östl. L. G., das Platterson 1809 entdeckte, die wichtigste Insel der Marshall-Gruppe. Die Korallenbank umschreibt einen Kreis von ungefähr 70 englischen Meilen und trägt 55 Inseln, von denen 34 auf der Ost- und 21 auf der Westseite liegen. Die Fläche der Inseln beträgt 90 Quadratkilometer. Die Lagune ist in der Mitte 17 Meilen breit und ungefähr 27 Meilen lang. Der Ost- und der Südwestteil des Beckens zeigen eine Anzahl (zusammen ca. 40) von Korallenstöcken, auf deren größtem (Cabbenbeck, vor der Südostpassage) zwei Inselchen entstanden sind. Von den 6 Passagen, die zur Lagune führen, sind die südöstlichste zwischen Jabwor (Bonham), der Hauptinsel, und Enybor und die südwestlichste zwischen Medjerurik und Ai die besten. Der Nordosten besitzt drei Kanäle. Der erste, östlich von Kinadjang ist breit und tief, jedoch befinden sich innerhalb desselben eine Anzahl flacher Untiefen. Die zweite (mittlere) der nordöstlichen Passagen führt zwischen Imrodj und Kinadjang hindurch, ist etwas schmal, aber frei von Untiefen. Die dritte Passage ist die größte von den dreien, liegt zwischen Medjado und Imrodj und ist ohne gefährliche Untiefen. Im Südteil der Lagune und auch außerhalb derselben sind mehrere Ankerplätze geboten: Jaluit gilt für einen der trefflichsten Naturhäfen der Welt. Mit Ausnahme von Pinglag, Ai, Medjerurik, Metjado, Imrodj und Kinadjang sind die Eilande dieses Atolls unfruchtbar und stellenweise wegen der Massen spitziger Korallen und losen Steingerölle kaum zu Fuß zu passieren. Die Einwohnerzahl betrug 1878: 1006 Menschen (335 Männer, 398 Frauen, 273 Kinder).

### Fauna von Radack.[2])

Außer den Säugetieren, die das Meer ernährt, den Delphinen, die die Radacker nur selten und einzeln erlegen, da sie nicht zahlreich und mächtig sind, sie wie andere Insulaner herdenweis zu umringen, in ihre Riffe einzutreiben und zu erjagen, den Kaschelot und den seltneren Wal-

[1]) C. Hager: „Die Marshallinseln", S. 45.
[2]) Chamisso bei: „Kotzebue, Entdeckungsreise", Bd. III, S. 112.

fischen, wird auf Radack nur die allgemein verbreitete Ratte gefunden, welche sich, da ihr kein Feind an die Seite gesetzt ist, auf eine furchtbare Weise vermehrt hat. Kadu, der die Ratte nur im Gefolge des Menschen zu denken scheint, behauptet, sie befände sich auf Bigar nicht. Man stellt auf den bewohnteren Gruppen und namentlich auf Aur diesen lästigen Tieren zuweilen nach. Man läßt sie bei Lockspeisen sich versammeln, die halb von Feuergruben umringt sind und treibt sie dann in das Feuer, das man für sie geschürt hat. — Die Ratte wird auf Udirik von den Weibern gespeist, und auch auf Wotja haben unsere Matrosen Weiber sie essen sehen.

Die Hühner finden sich auf Radack wild oder verwildert, sie dienen nur auf Udirik zur Speise und werden auf anderen Gruppen nur zur Lust einzeln gefangen und gezähmt, ohne daß man Nutzen aus ihnen zu ziehen verstünde. Man findet hier und da um die Wohnungen einen Hahn, der mit einer Schnur am Fuß an einen Pfahl gebunden, an den Streithahn der Tagalen erinnert. Ein kleiner weißer Reiher wird gleichfalls gezähmt. Außer dem Huhn und der Taube der Südsee (Columba australis) kommen nur Wald- und Wasservögel vor, und diese sind auf den bewohnten Gruppen nicht in großer Anzahl. Am häufigsten ist die Sterna stolida, die sich gern in der Nähe der Brandung aufhält.

Die Seeschildkröte wird auf Bigar gefangen; aus der Klasse der Amphibien kommen außerdem vier kleine Arten Eidechsen auf Radack vor.

Die Lagunen im Innern der Inselgruppen sind an Fischen nur arm. Man trifft außen um die Riffe und an deren Eingängen Scharen von Haifischen an, die nur selten in das innere Meer dringen; diese Tiere sollen bei Bigar den Menschen unschädlich sein. Wir haben beim Eingange in Eilu Boniten gefangen. — Der fliegende Fisch ist in der Nähe der niederen Inseln am häufigsten. Die Radacker stellen ihm nachts bei Feuerschein nach. Es kommen mehrere Arten von Fischen vor, die nicht gegessen werden und deren Genuß für tödlich gilt. Kadu führte uns ein Beispiel von also erfolgten Vergiftungen an. Dieselben Arten werden auf Ulea, nachdem man einen inneren Teil (die Leber?) herausgenommen hat, verspeist, und etliche (namentlich Didon- und Tetrodonarten) gelten sogar für leckere Bissen. Unter den giftigen Fischen von Radack werden zwei Roggen (Raja) angeführt, welche eine ausnehmende Größe erreichen; die eine hat, wie Raja Aquila und Raja Postinaca, einen großen Stachel am Schwanze, die andere hat deren fünf. Beide sollen nach Kadu zu ihrer Verteidigung diese Stachel von sich schießen und deren Verlust binnen zwanzig Tagen wieder erzeugen. Man greift sie nur von vorn an. Sie werden der Haut wegen, die die Trommeln zu bespannen dient, nachgesucht. Beide Arten werden auf Ulea gegessen.

Man trifft eine reiche Mannigfaltigkeit sowohl einschaliger oder zweischaliger Muscheln an. Manche werden gespeist, und die Schalen von

manchen werden verschiedentlich benutzt. Das Tritonshorn dient als Signaltrompete. Die Chamagigas und andere große zweischalige Muscheln dienen als Gefäße und werden auch Schneidewerkzeuge daraus verfertigt, die Perlmutter wird zu Messern geschärft, und kleinere Schneckenarten werden zum Schmuck in zierlichen Reihen um Haupt und Nacken getragen.

Unter den Krebsen machen sich verschiedene kleine Pagurusarten bemerkbar, die in erborgten bunten Gehäusen von allerhand Seeschnecken in das Innere der Insel ihrer Nahrung nachgehen.

An nackten Mollusken, Würmern und Zoophyten ist die Fauna vorzüglich reich.

### Körperliche Bildung der Marshallinsulaner.[1])

Was die körperliche Bildung anbelangt, so erscheint der Marshallaner im Durchschnitt bei schlankem Wuchs und ebenmäßiger Gliederentwicklung mittelkräftig und erreicht mit einer zwischen 1,52 bis 1,72 m schwankenden Höhe ziemlich die Durchschnittsgröße der Europäer. Ausnahmsweise kommen auch größere Menschen vor, und namentlich bei den müßigen Häuptlingen findet sich hier und da Fettentwicklung. Die Hautfarbe ist natürlich nicht die völlig gleiche bei allen Individuen, sie variiert von Olivengelbbraun bis in ein rötliches Ziegelbraun; der am häufigsten zu treffende Ton dürfte mit Kastanienbraun bezeichnet werden. Auch umfaßt derselbe Ton nicht gleichmäßig den ganzen Körper; Gesicht und Hals, ferner die Gegend hinter und unter dem Ohre, die Achselhöhle und Leistengegend und die vom Grasschurz bedeckten Teile sind heller. Fast so hell wie bei uns sind Hand- und Fußsohlen und die Nägel. Kniee und Ellbogen sind merkbar dunkler; die Rückenseite erscheint im ganzen etwas mehr gedunkelt als die Vorderseite, ebenso das Schienbein. Junge Frauen und überhaupt junge Leute sind heller als Erwachsene; das Haar ist meist schwarz und schlicht; feines lockiges und wolliges Haar gehört namentlich bei den Frauen nicht zu den Seltenheiten. Die Männer tragen es entweder kurz abgeschnitten, wie dies seit Einführung der Mission üblich, oder nach der alten Weise in einen Schopf hochgebunden. Bei den Frauen hängt es meist, in der Mitte gescheitelt, lang herab. Mit Bartwuchs sind sie nur spärlich versehen.

Die Augen sind groß, voll, dunkel, meist blaubraun, und zeigen heiteren, lebhaften, geweckten Ausdruck. Die Backenknochen treten mäßig hervor. Die Nase erscheint, wie bei allen Südseevölkern, an der Basis breit und flach, nach der Spitze konkav aufsteigend, kolbig aufgeworfen, die Flügel sind breit und stark gewölbt, die Nüstern groß, länglich rund bis rundlich, weit geöffnet. Uebrigens trifft man auch Nasen, die sich

[1]) C. Hager: „Die Marschallinsulaner", S. 70.

mit Ausnahme ihrer etwas größeren Breite von europäischen kaum unterscheiden, wie sanft bis stark gebogene, die dann den betreffenden Personen meist jenen jüdischen Typus verleihen, den man bei allen hell- und dunkelfarbigen Völkern der Südsee vereinzelt antrifft. Der Mund ist groß, mit vollen, breiten, braunen, zuweilen rot durchscheinenden Lippen; mitunter trifft man auch europäisch geformte, kaum etwas dickere Lippen. Die großen, regelmäßigen Zähne tragen blendenden Schmelz. Die Ohrläppchen liebt der Marshallaner vermittels Durchbohrens und Einlegens von schweren Gegenständen ganz ihrer natürlichen Gestalt zu berauben, so daß sie oft bis auf die Schultern herabhängen, oft auch durchreißen. Auffallend klein sind die übrigens platten Füße. Im ganzen ist das weibliche Geschlecht kleiner und schwächer entwickelt als das männliche, dafür aber auch gelenkiger und beweglicher. So läßt sich z. B. der Knochen des Unterarmes am weiblichen Ellbogen gleich leicht nach innen wie nach außen biegen. In der Jugend sind die Frauen sehr hübsche Erscheinungen mit wohlgeformter Büste und rundem Gesicht. Dem Alter freilich haftet auch hier, besonders wenn es sich nur mäßig verhüllt zeigt, die Häßlichkeit an, bisweilen abschreckende Häßlichkeit. Sie altern, bevor sie die volle Blüte erreicht haben.

### Religiöse Anschauungen der Radackinsulaner.[1])

Die Bewohner von Radack verehren einen unsichtbaren Gott im Himmel und bringen ihm ohne Tempel und Priester einfache Opfer von Früchten dar. In der Sprache bedeutet Jageach Gott, der Name des Gottes ist Anis. Bei zu unternehmenden Kriegen und ähnlichen Gelegenheiten finden feierliche Opfer statt; die Handlung geschieht im Freien. Einer aus der Versammlung, nicht der Chef, weihet dem Gotte die Früchte durch Emporhalten und Anrufen; die Formel ist: Gidien Anis mue jeo, das letzte Wort wiederholt das versammelte Volk. Wenn ein Hausvater zum Fischfang ausfährt oder etwas ihm wichtiges unternimmt, so opfert er unter den Seinen. Es giebt auf verschiedenen Inseln heilige Bäume, Kokospalmen, in deren Krone sich Anis niederläßt. Um den Fuß eines solchen Baumes sind vier Balken im Viereck gelegt. Es scheint nicht verboten zu sein, in den Raum, den sie einschließen, zu treten, und die Früchte des Baumes werden von den Menschen gegessen.

Die Operation des Tatuirens steht auf Radack in Beziehung mit dem religiösen Glauben und darf ohne gewisse göttliche Zeichen nicht unternommen werden. Die, welche tatuiert zu werden begehren, bringen die Nacht in einem Hause zu, auf welches der Chef, welcher die Operation vollziehen soll, den Gott herab beschwört; ein vernehmbarer Ton, ein Pfeifen, soll seine Zustimmung kund geben. Bleibt dieses Zeichen aus,

[1]) Chamisso bei Kotzebue, Entdeckungsreise, Bd. 3, S. 117.

so unterbleibt auch die Operation, daher sie an etlichen nie vollführt wird. Im Fall der Uebertretung würde das Meer über die Insel kommen und alles Land untergehen. Vom Meere bedroht wohlbekannte Gefahr allein den Inseln, und der religiöse Glaube verhängt oft diese Rute über die Menschen. Dagegen helfen aber Beschwörungen. Kadu hat auf Radack das Meer bis an den Fuß der Kokosbäume steigen sehen, aber es wurde bei Zeiten besprochen und trat in seine Grenzen zurück. Er nannte uns zwei Männer und ein Weib, die auf Radack diese Beschwörung verstehen.

Die wüste Inselgruppe Bigar hat ihren eignen Gott. Der Gott von Bigar ist blind; er hat zwei junge Söhne namens Rigabuil, und die Menschen, die Bigar besuchen, nennen einander, so lange sie da sind, Rigabuil, damit der blinde Gott sie für seine Söhne halte und ihnen Gutes thue. Anis darf auf Bigar nicht angerufen werden, der Gott würde den, der es thäte, mit schwerer Krankheit und mit Tod schlagen. Unter einem Baume von Bigar werden Opfer von Früchten, Kokos u. s. w. dargebracht. Daß in die Gruben Wasser quelle, helfen wohl und ohne Fehl ausgesprochene Beschwörungsformeln, denn, ist der Erfolg ungünstig, so ist etwas versehen worden, und die Worte wurden nicht recht gesagt. Es ist überall wie bei uns. Bei Bigar dürfen die Haifische dem Menschen nichts thun, Gott läßt es nicht zu. Von allen Gruppen Radacks aus wird Bigar über Udirik besucht, nur die aus Eilu dürfen es nicht unmittelbar. Sie müssen einen Monat auf Udirik verweilen, bevor sie hinfahren, und müssen nach der Rückkehr einen anderen Monat auf derselben Gruppe verharren, bevor sie von dem mitgebrachten Vorrat genießen.

### Tanz der Marshallinsulaner.[1])

Das Erscheinen Lebons ist das Signal für den Beginn des Tanzes. Die Frauenzimmer stimmen, sobald Lebon sich ihnen bis auf zwanzig Schritt genähert hat, begleitet von dem einförmigen Tam-Tam ihrer Trommeln, einen monotonen Gesang an. Die Trommel, ein ausgehöhltes Stück Holz in Form eines Stundenglases, auf der einen Seite mit Fischhaut überspannt, auf der anderen offen, wird mit der einen Hand auf dem Schoß gehalten und mit der flachen anderen Hand geschlagen; der Gesang enthält nur wenige sich stets wiederholende Strophen, welche auf den König Bezug haben. Der König kommt in raschem Schritt und guter Haltung würdevoll angegangen, hält in der Mitte vor den Reihen der singenden Frauenzimmer, sieht sich mit mutigem Blick nach allen Seiten um, als ob er den Feind suche, nimmt ihn in dem Orchester an, stößt einen Schrei aus, welcher furchtbar sein soll und nur mit dem Quietschen eines in den Schwanz gekniffenen Schweines verglichen werden kann, und beginnt nun seine Darstellung, welche ihn in seinem ganzen

[1]) B. v. Werner: „Ein deutsches Kriegsschiff in der Südsee", S. 369.

Grimm und seiner ganzen Furchtbarkeit zeigen soll. Die Augen rollen in dem alle möglichen Linien beschreibenden Kopfe hin und her, das Gesicht wird verzerrt, wobei Mund und Unterkiefer in krampfhafter Thätigkeit sind und dem Gesicht einen kläglichen Ausdruck geben, welcher schreckenerregend sein soll, in Wirklichkeit aber jeden Augenblick den Ausbruch ganz jämmerlichen Weinens erwarten läßt und lebhaft an die japanischen Abbildungen grimmer Krieger erinnert. Mit dem Stock werden Stoß- und Wurfbewegungen des Speeres angedeutet, der ganze Körper windet sich in krampfhaften Bewegungen, welche ein lebendiges Bild von kraftvollem Ringen geben. Lebon macht seine Sache sehr schön, das zeigen die Gesichter der Zuschauer; aber er weiß auch, vor wem er sich als Krieger zu zeigen hat, giebt daher sein Bestes und tritt gewissermaßen als Schauspieler auf. Nicht so die singenden Frauenzimmer, welche der Zuschauer nicht gedenken, sondern den ersten und tapfersten Mann ihres Stammes vor sich sehen, in seinem Anschauen ganz aufgehen und sich geben, wie sie sind, nicht wie sie scheinen wollen. Diese interessierten mich daher mehr, obgleich sie nur das Beiwerk bildeten. Da sitzen sie in Reih und Glied mit steifem Körper, schlagen mit der rechten Hand die Trommel und singen mit gewöhnlicher Stimme ihren Gesang. Doch währt dies nicht lange, ein schnelleres Tempo zwingt den Tänzer zu rascheren Bewegungen, der Gesang wird lauter, die Reihen werden unruhig, die Köpfe schwanken hin und her, die Körper bewegen sich und nähern sich rutschend, ohne dies zu wollen, dem köstlichen Krieger, die Augen treten weit hervor, stieren nur nach dem Gesicht des gefeierten Mannes und erhalten einen ganz eigentümlichen Glanz. Die Körper, dem Tänzer nahe genug, fassen wieder festen Fuß, die Stirn fällt zurück, damit der die Thaten des mit dem Feinde ringenden Beschützers besingende Mund diesem näher ist, die Köpfe mit ihren gläsernen Augen wackeln jetzt gleichmäßig nach dem Takte der Musik hin und her, die ganze Gruppe sieht aus wie ein Haufen chinesischer Porzellanpuppen mit langsam hin- und herwiegenden Köpfen. Da glaubt Lebon genug gethan zu haben, er wirft seinen Stock weit weg, welcher von einem Häuptling aufgehoben und ihm nachher wieder zugestellt wird, wendet sich von dem Orchester ab und geht auf die ihn respektvoll erwartenden Häuptlinge zu. Die Frauenzimmer verstummen, scheinen aus einem Traum in das Leben zurückzufallen, erholen sich aber schnell genug, um rechtzeitig mit der Ankunft des Königs vor seinen Häuptlingen diese zu einem ähnlichen Tanze zu begleiten, den sie nunmehr vor ihrem König aufführen.

### Wirtschaftliches von den Marshallinsulanern.[1])

Ihrer Beschaffenheit nach würden sich allerdings die Laguneninseln ganz vorzüglich zur Anlegung von Pflanzungen eignen, wenn nur die

[1]) C. Hager: „Die Marshall-Inseln", S. 118.

verhältnismäßig zu dichte Bewohnerschaft die Durchführung solcher Unternehmungen zulassen würde. Rücksichten auf ihre Nahrung und ihren Handel machen sie abgeneigt, auch das kleinste Stück zum Anbau von Kokospalmen sich eignenden Landes zu veräußern. Auf ursprünglich unbewohnten Inseln jedoch wurde mit der Anlage von Plantagen vorgegangen. A. Capelle kaufte 1877 von den Eingeborenen die Ratak-Insel Liekieb, bepflanzte sie mit Kokospalmen und bewirtschaftet sie mit teilweise gutem Ertrag in Gemeinschaft mit einigen nichtdeutschen Miteigentümern. In Rälik machte man Pflanzungsversuche auf Udjelang, indem die deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südsee-Inseln zu Hamburg dort den Grund und Boden von den sechs Eingeborenen in Miete genommen hat. Diese Gesellschaft, gegenwärtig die bedeutendste Südsee-Firma, ging im November 1879 aus dem Sturz des Hauses Godeffroy hervor, einem Ereignis übrigens, welches Verhältnisse herbeiführten, die mit dem Südsee-Geschäft keinen Zusammenhang hatten.

Die neue Gesellschaft, deren Wirken sich über den ganzen Westen des stillen Ozeans erstreckt und deren Vorgehen in Pflanzungsunternehmungen und Ausbreitung des Handels vor einigen Jahren von einem Engländer mit dem der „Ostindischen Kompagnie" verglichen wurde, schuf sich hier drei Bereiche des geschäftlichen Betriebs: Apia (Samoa), Mioko (Bismarckarchipel) und Jaluit. Der Bereich von Jaluit umfaßt außer den Marshall-Inseln die Karolinen. Neben ihr arbeitet in diesem Teil des Meeres vorzugsweise die Firma Hernsheim & Co. (Franz und Eduard Hernsheim aus Mainz), die mit zwei selbständigen Filialen in Matupi (Bismarckarchipel) und Jaluit domiziliert ist.

Für das Gebiet von Jaluit kommt als Ausfuhrerzeugnis im wesentlichen nur Kopra in Betracht. Die Produktion beträgt jährlich hierin 1000—1500 Tonnen. Die Ausfuhr anderer Inselprodukte, wie Perlschalen, Schildpatt, Korallen, Guano u. s. w., kommt auf den Marshallinseln fast gar nicht in Frage.

Die Art der Inangriffnahme und des Handelsbetriebes auf den einzelnen Inseln ist die in der Südsee überhaupt übliche. Einer oder mehrere Agenten werden von der Firma mit Zustimmung der Häuptlinge domiziliert und entsprechend eingerichtet, sowie Wohn- und Warenräume gebaut, Tauschwaren und Boote geliefert. Diese mitunter kostspielige Einrichtung und Ausrüstung geschieht auf Kosten und nach Wunsch der Agenten mit dem Kapital der Firma und zahlen jene den Vorschuß allmählich ab. Unteragenten, die entweder gleichfalls von der Firma angestellt und mit Tauschwaren versorgt werden, oder auf eigene Rechnung handeln, kaufen die Kopra auf und liefern sie an die Agenten ab. Aus den Agenturen wird dieselbe direkt oder über einen Zentralpunkt, der z. B. für die deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft Apia ist, verschifft.

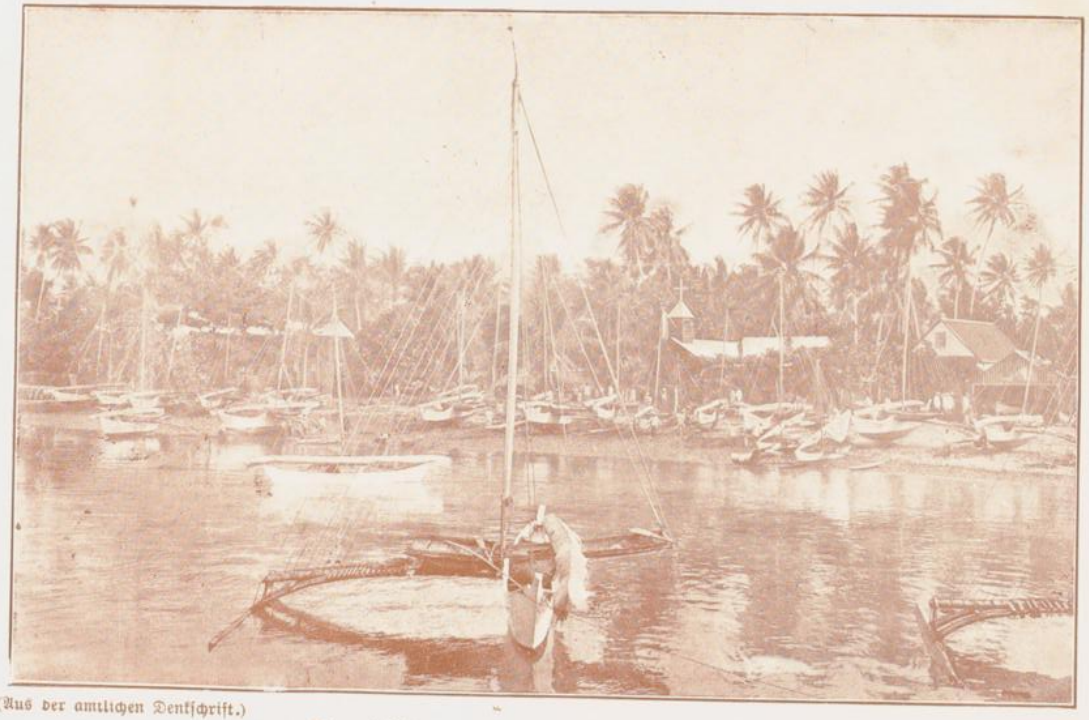
Die Agenten sind mit wenigen Ausnahmen Deutsche, während sich die Unteragenten, aus Mangel an geeigneten Deutschen, vorzugsweise aus Engländern rekrutieren. Erstere sind entweder fest angestellt und beziehen daneben Tantiemen von den abgelieferten Produkten, oder es werden ihnen letztere zu einem vereinbarten Preise abgenommen, wobei es ihnen dann selbst überlassen ist, die Produkte so billig als möglich zu erwerben. Jährlich ein- oder zweimal besucht eines der Schiffe der Firma die Handelsstation, nimmt die Produkte ein und liefert neue Tauschwaren.

### Pandanus und Kokospalme auf Radack.[1])

Das nutzbarste Gewächs dieser Inselkette, ist der gemeine Pandanus der Südseeinseln (Wob). Er wächst wild auf dem dürrsten Sande, wo erst die Vegetation anhebt, und bereichert den Grund durch die vielen Blätter, die er abwirft. Er wuchert in den feuchten Niederungen reicherer Inseln. Er wird außerdem mit Fleiß angebaut, zahlreiche Abarten mit veredelter Frucht, die der Kultur zuzuschreiben sind, werden durch Ableger fortgepflanzt. Ihr Samen bringt die Urform der Art (der Eruan) wieder hervor. Die Frucht des Pandanus macht auf Radack die Volksnahrung aus. Die zusammengesetzten faserigen Steinfrüchte, aus denen die kugelförmige Frucht besteht, enthalten an ihrer Basis, dem Punkte ihrer Anheftung, einen würzigen Saft. Man klopft erst, um diesen Saft zu genießen, die Steinfrucht mit einem Stein, kauet sodann die Fasern und dreht sie in dem Munde aus. Man backt auch die Früchte in Gruben, nach der Art der Südsee, nicht sowohl um sie in diesem Zustand zu genießen als um daraus den Mogan zu bereiten, ein würziges, trockenes Konfekt, das, ein köstlicher Vorrat, sorgfältig aufbewahrt, für Seereisen aufgespart bleibt. Zur Bereitung des Mogan sind alle Glieder einer oder mehrerer Familien geschäftig. Aus den Steinfrüchten, wie sie aus der Backgrube kommen, wird der verdickte Saft über den Rand einer Muschel ausgekratzt, dann auf einem mit Blättern belegten Rost ausgebreitet, über einem gelinden Kohlenfeuer der Sonne ausgesetzt und gedörrt. Die dünne Scheibe, sobald als sie gehörig getrocknet, wird dicht auf sich selbst zusammengerollt, und die Walze dann in Blättern des Baumes sauber eingehüllt und umschnürt. Die Mandel dieser Frucht ist geschmackvoll aber mühsam zu gewinnen und wird öfters vernachlässigt. Aus den Blättern des Pandanus verfertigen die Weiber alle Sorten Matten, sowohl die zierlich umrandeten, viereckigen, die zu Schürzen dienen, als die, die zu Schiffssegeln verwendet werden, und die dickeren, woraus das Lager besteht.

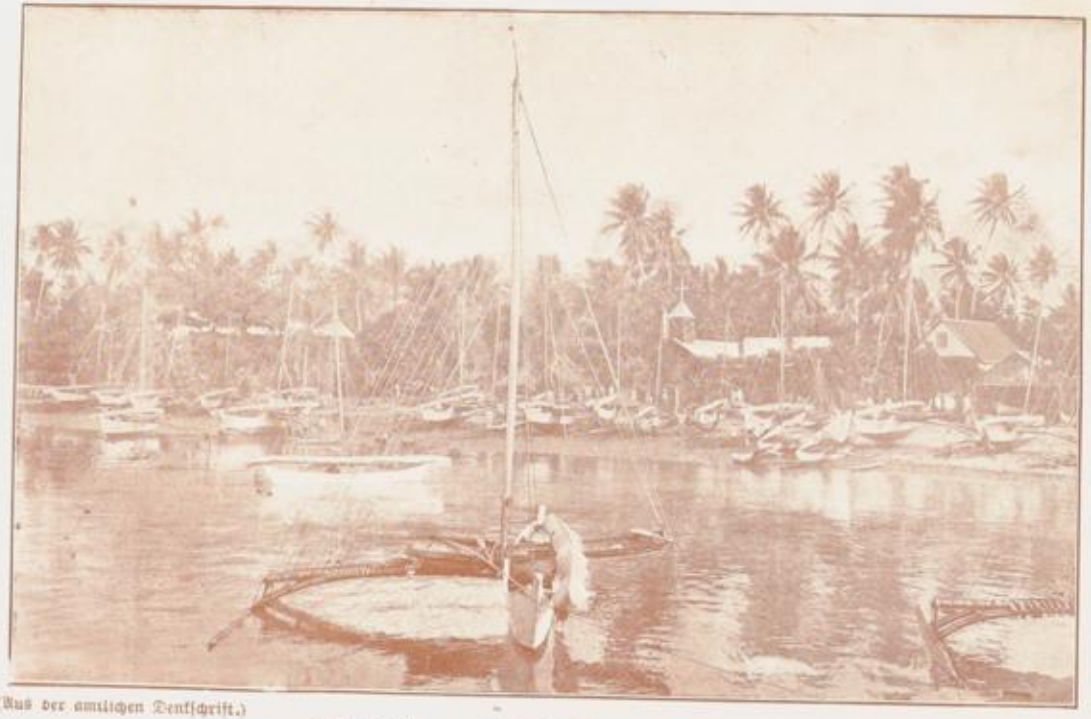
Nach dem Pandanus gebührt dem Kokosbaum (Nu) der zweite Rang. Nicht nur seine Nuß, die Trank und Speise, Gefäße und Oel zum

[1]) Chamisso: „Bei Kotzebue, Entdeckungsreise", Bd. III, S. 110.



(Aus der amtlichen Denkschrift.)

**Strandbild von Jaluit (Marshall-Inseln).**



(Aus der amtlichen Denkschrift.)

Strandbild von Jaluit (Marshall-Inseln).

häuslichen Gebrauch gewährt, macht ihn schätzbar, sondern auch und hauptsächlich der Bast um dieselbe, woraus Schnüre und Seile verfertigt werden. Auf dem Pandanus beruht die Nahrung, auf dem Kokosbaum die Schiffahrt dieses Volkes. Die Verfertigung der Schnüre und Seile ist eine Arbeit der Männer, und man sieht selbst die ersten Häuptlinge sich damit beschäftigen. Die Fasern des Bastes werden durch Maceration in Süßwassergruben ausgeschieden und gereinigt. Die Schnur wird zugleich mit den zwei Fäden, aus welchen sie besteht, gesponnen, indem jeglichen vorläufig bereitete gleiche Bündel Fasern hinzugesetzt werden. Das Holz des alten Kokosbaums, zu Pulver gerieben und mit dem Saft der Hülle der unreifen Nuß zu einem Teige gemischt, wird, in Kokosschalen gekocht oder auf dem Feuer geröstet, zu einer Speise bereitet. Kokosschalen sind die einzigen Gefäße, worin die Menschen Wasser mit sich zu tragen vermögen; sie werden in geflochtenen, länglichen, eigens dazu bestimmten Körben, mehrere, das Auge nach oben, aneinander gereiht, verwahrt. Der Kokosbaum wird überall auf bewohnten und unbewohnten Inseln angepflanzt und vermehrt, aber bei den vielen jungen Pflanzenschulen, auf die man trifft, sieht man ihn nur auf bewohnten Inseln Früchte tragen und nur auf wenigen und auf den südlicheren Gruppen seine luftige Krone hoch in den Lüften wiegen. Der Kokosbaum trägt auf Radack nur sehr kleine Nüsse.

### Fischfang der Marshallinsulaner.[1])

Fische und Schaltiere werden häufig roh verzehrt; namentlich gilt dies von einer ganz kleinen Sardine, die zu bestimmten Jahreszeiten in großen Schwärmen in die Lagune kommt.

Selten sieht man um diese Zeit die Palmenkronen am Strande ohne Wächter, denn aus dieser Höhe erkennt das geübte Auge des Eingeborenen den dicht an der Oberfläche schwimmenden Fisch auf weite Entfernung. Sofort belebt sich der Strand; während einige sich dem Schwarme vorsichtig mit Kanus nähern und ihn dem Lande zuzutreiben suchen, tragen andere frische Palmblätter herzu oder rollen lange, fransenartige Schnüre auf. Sind die Fische etwa auf 100 Schritte nahe gekommen, so bildet alles was Beine hat eine Kette und umschließt sie im Halbkreise. Mit Blättern und Schnüren wird rasch unter Wasser ein Netzwerk hergestellt und mit Geschrei und langen Stöcken der Fisch zurückgetrieben, wo er durchzubrechen versucht. Nun wartet man ruhig, bis Ebbe eingetreten ist, und nur ein paar Zoll Wasser auf dem Riffe bleiben. Giebt endlich der Häuptling das Zeichen, so stürzt sich die ganze Bevölkerung mit lautem Jubel auf die sichere Beute, von der jeder einen möglichst großen Anteil zu erhaschen sucht, denn was er nicht selbst verzehren kann, bringt er

[1]) F. Hernsheim: „Südsee-Erinnerungen", S. 83.

dem weißen Händler, der gerne einen guten Preis für den in der Tat sehr schmackhaften Fisch zahlt.

Die Bedächtigeren haben sich beizeiten einen Korb geflochten und bringen kleine Netze mit; andere benutzen ihre Strohhüte, die Mädchen streifen ihre Matten ab, wieder andere spießen die Tierchen sehr geschickt mit ganz kleinen Speeren oder betäuben sie durch einen Schlag.

In Ermangelung von Körben oder Taschen schiebt man die Köpfe der Sardinen zwischen die blendend weißen Zähne, bis oft acht ja zehn glitzernde Schuppenleiber aus dem Munde hängen.

Bei solchem Fischfange fallen alle Standesunterschiede. Jeder ist gleichberechtigt und stimmt in den allgemeinen Jubel ein. Kabua springt ebenso aufgeregt und ausgelassen umher, wie der sonst so ernste Missionar oder der unfreie Kayur, der nachher einen Teil seiner Beute als Tribut entrichten muß. Vier bis fünfhundert Pfund Fische ist der ungefähre Ertrag eines derartigen Fanges.

Auf ähnliche Weise wird der sechs bis acht Pfund wiegende „yellowtail" (seines gelben Schwanzes halber so benannt) gefangen; nur daß man ihn mit Kanus aufsucht und von größeren Entfernungen dem Lande zutreibt. Eine, zwei Kanus verbindende, auf der Wasserfläche schwimmende Schnur genügt; denn merkwürdigerweise springt wohl einer oder der andere der Fische über die Schnur zurück, unter derselben hinweg schwimmt er jedoch nicht.

Andere der buntfarbigen Bewohner der Lagune werden mittels eines aus Perlmutterschale verfertigten Angelhakens gefangen. Manche darunter sind zart und wohlschmeckend, viele aber so giftig, daß ihr Genuß heftige Krämpfe verursacht, die ohne die schnelle Anwendung energischer Gegenmittel häufig mit dem Tode enden.

## Die Phosphatlager von Nauru.[1])

Unser kleinstes Schutzgebiet, die Marshall-Inseln, hat einen Flächeninhalt von nur 400 qkm, der sich auf eine große Anzahl von Atollen verteilt, die mit wenigen Ausnahmen Laguneninseln sind und eine einheimische Bevölkerung von etwa 15 000 Seelen aufweisen. Zu diesem Schutzgebiet gehört die 0,26 südlicher Breite und 166,56 östlicher Länge liegende Insel Nauru. Während die Atolle eine Bodenerhebung von kaum 15 Fuß über den Hochwasserspiegel haben, ragt Nauru etwa 75 m empor. Aus gewaltigen Meerestiefen steigt die fast kreisrunde Insel in einem Winkel von 45 Grad auf und bildet einen abgeflachten Kegel, dessen Flächenausdehnung etwa 2000 Hektar beträgt. Rings um die Insel zieht sich in einer Breite von 60—90 m ein Riff, dann folgt ein etwa 100 m breiter Gürtel ebenen Landes, auf dem die Kokospalme üppig

[1]) Aus Nr. 7 der Deutschen Kolonialzeitung 1908.

gedeiht, und dahinter steigt steiniges Gelände auf, in dessen südwestlichem Teil eine kleine, wenige Fuß tiefe Lagune liegt.

Als im Jahre 1886 die deutsche Flagge auf den Marshall-Inseln gehißt wurde, war Nauru noch eine der berüchtigtsten Inseln der Südsee. Die Bewohner — etwa 1500 Seelen — lebten in steter Fehde, und die unter ihnen angesiedelten weißen Händler waren meist schlimme Gesellen, entlaufene Matrosen oder gar entsprungene Sträflinge, die auf irgendeine geheimnisvolle Weise ihren Weg von Australien oder Neu-Kaledonien nach dieser weltentlegenen Insel, die sie beach combers paradise nannten, gefunden hatten und einen äußerst schlechten Einfluß auf die Eingeborenen ausübten. Als das Reich auch die Verwaltung dieses Schutzgebietes selbst übernahm, ließ man der Gesellschaft zwar dieses Privileg auch ferner, setzte jedoch eine Ausfuhrabgabe fest. Die genaueren Untersuchungen Sachverständiger ergaben, daß das Phosphat ursprünglich zweifellos von Vögeln hierhergebracht worden war, die die damals wohl unbewohnte Insel als Brutplatz benutzt haben werden, wie wir es heute noch in allerdings kleinerem Maßstabe auf anderen Inseln der Südsee beobachten können.

In der aller Wahrscheinlichkeit nach Jahrhunderte zurückliegenden Zeit, als diese Ablagerungen stattfanden, scheint Nauru ein Korallenatoll gewesen zu sein. Unter vulkanischen Einwirkungen hat die Insel Hebungen und Senkungen erhalten, von denen zwei beziehungsweise drei nachweisbar sind. Vermutlich wird aber eine weit größere Anzahl stattgefunden haben, ehe Nauru die heutige Gestalt angenommen hat. Das in dem Guano enthaltene, lösliche Phosphat sickerte mit dem Regen auf den Korallenuntergrund, sättigte sich hier mit dem erforderlichen Kalk und bildete Phosphatgestein. Im Laufe der Jahrhunderte hat Brandung und Regenfall die weniger harten Korallengebilde weggewaschen, während sich der phosphorsaure Kalk in Höhlungen und Spalten zwischen dem verwitterten Gestein in Form von abgeschliffenen Kieseln und Sand sammelte. In diesem Zustand scheint sich die Insel abermals gehoben zu haben und nach wie vor von Vögeln besucht worden zu sein. Wiederum sickerte das Phosphat aus diesen jüngeren Ablagerungen und zementierte die in den Spalten angehäuften Phosphatgebilde einer früheren Periode zu einem Konglomerat zusammen, wie wir es heute in großen Klumpen finden. Diese zusammengeschweißten Gebilde sind häufig in so merkwürdiger Weise mit den primären durcheinander geworfen, daß hieraus schon auf die gewaltige Naturkraft geschlossen werden darf, die bei den Hebungen und Senkungen der Insel tätig gewesen sein muß.

Die zahlreichen, über die ganze Insel vorgenommenen Bohrungen haben bis zu einer Tiefe von 10 bis 15 Fuß überall das gleiche Material ergeben, und allenthalben fand sich auf der Oberfläche Phosphat in Gestalt abgeschliffener Kiesel, lose umherliegend. Bis zu welcher Tiefe die

Phosphatlager reichen mögen, ist noch nicht festgestellt; aber die nachgewiesenen Vorräte sind so gewaltig, daß ihr Abbau für mehrere Generationen ausreichen wird. Die Qualität des Phosphats übertrifft alle bisher bekannten Ablagerungen, sowohl was den hohen und vollständig gleichmäßigen Gehalt an Phosphorsäure betrifft als auch mit Rücksicht auf die ganz geringe Beimischung von Eisen und Tonerde.

Um das Phosphat für Düngzwecke verwendbar zu machen, wird es bekanntlich mit Schwefelsäure aufgeschlossen; es findet bei der immer rationelleren und wissenschaftlicheren Bewirtschaftung des Bodens von Jahr zu Jahr größere Verwendung.

Naturgemäß geht ein beträchtlicher Teil der Ablagerungen nach den die Südsee umgebenden Ländern: Japan, Australien, Neu-Seeland und Honolulu; aber auch Frankreich, Belgien, England, Schweden, Norwegen, Rußland und vor allem Deutschland beziehen große Mengen, die Union in Stettin allein z. B. 20 000 bis 25 000 Tonnen pro Jahr.

---

# IV. Die Karolinen, Marianen und Palauinseln

# IV. Die Karolinen, Marianen und Palauinseln

## a) Allgemeine Beschreibung des Landes.

### Lage. Erwerbungsgeschichte. Bodenbeschaffenheit.

Westlich vom Marshallarchipel erstreckt sich in langer, über 25 Längengrade reichender Kette die Gruppe der Karolineninseln. Hieran schließen sich wiederum im Westen die Palauinseln, während wenige Breitengrade nördlich von den West-Karolinen die Gruppe der Marianen oder Ladronen gelagert ist.

Schon im Jahre 1885 machte Deutschland den Versuch, die Karolineninseln in Besitz zu nehmen, stieß aber auf den Widerstand der Spanier, welche ältere Rechte geltend machten. Der Papst, dessen Vermittelung angerufen wurde, entschied zu Gunsten der spanischen Oberhoheit; doch erhielt Deutschland das Recht zur Anlage einer Kohlen- und Flottenstation. Durch einen Kaufvertrag vom 30. Juni 1899 gingen indessen diese Gruppe sowohl wie auch die Palau und die Marianen (mit Ausnahme von Guam) an Deutschland über.

Die Karolinen und Palau haben einen Flächenraum von 1600, die Marianen von etwa 600 qkm. Die Marianen und Palauinseln, sowie die Karolineninseln Kusaie, Ponape, der Rukarchipel und Yap sind Hochinseln, also vulkanischen Ursprunges. Den Inselkern bilden meist Basalte, die nicht selten von einem Panzer aus gehobenen Korallenkalken umschlossen werden. Auf Ponape erhebt sich der Tolokomeberg bis zu einer Höhe von fast 900 m. Auch die Marianen zeigen vielfach ansehnliche Erhebungen, doch sind die Vulkane, wie es scheint, sämtlich erloschen.

Alle übrigen Inseln und Gruppen sind korallinischen Ursprungs und weisen die Form der Atolle auf.

### Klima. Gesundheitsverhältnisse. Pflanzen- und Tierwelt. Bevölkerung.

Das Klima ist tropisch, die Temperatur gleichmäßig und durch die Seewinde gemildert. Der Regenfall ist bedeutend (auf Yap z. B. 2500 mm); die Regenzeit umfaßt die Monate Juni bis Oktober. Während der Trockenzeit weht der Nordost-Monsun; die Regenzeit ist die Zeit der wechselnden Winde. Während des Ueberganges von der Regen- zur Trockenzeit (November) treten häufig heftige Orkane auf.

Die West-Karolinen scheinen von den schweren Tropenkrankheiten, wie Malaria und Dysenterie, gänzlich frei zu sein. Auch sonst haben Europäer wie Eingeborene nicht viel von Krankheiten zu leiden. Weniger günstig scheinen die Verhältnisse auf dem östlichen Teil des Archipels und auf den Marianen zu sein, wo besonders manche Hautkrankheiten und heftige Rheumatismen auftreten.

Die Flora ist wenig artenreich und gelangt nur auf den vulkanischen Hochinseln zu üppigerer Entfaltung. Der Strand zeigt an geschützten Stellen Mangrovebestände. Das dahinter liegende Kulturland ähnelt einem stark verwilderten Park, der durch Kokos- und Betelpalmen, Brotfruchtbäume, Bananen und andere Baumgewächse charakterisiert wird. Die Abhänge der Gebirge und die Hochebenen zeigen meist Savannencharakter und sind nur selten mit Wald bestanden.

Noch spärlicher ist die Tierwelt vertreten. An Säugetieren finden sich nur der fliegende Hund, der kleine Marianenhirsch, eine Rattenart und das Schwein, auf Ponape auch Hunde und Katzen und auf Tinian verwilderte Rinder. Die Vogelwelt zählt dagegen ziemlich viele Arten, darunter auch eine ganze Reihe solcher, die den Inseln eigentümlich sind. Die Bewohner sind polynesischer Abstammung, zeigen aber vielfach melanesische Beimischung. Sie sind mittelgroß, wohlgestaltet, hellbraun bis dunkelbraun, und haben schwarzes, schlichtes Haar. Die gesamte Bevölkerung beträgt 40 000 Einwohner. Hiervon entfallen auf die Marianen 2700, von denen etwa 1200 der Urbevölkerung der Chamorro angehören, die übrigen eingewanderte Karolinier, Malaien, Japaner und Tagalen sind. Die Palauinseln zählen kaum 4000 Einwohner.

## Produktion und Gewerbfleiß. Handel und Verkehr.

Das Klima ist günstig, der Lebenserwerb leicht und die Arbeitslust der Eingeborenen daher gering. Für den Lebensunterhalt bauen sie Taro, Yams, Maniok, hier und da auch Mais und Zuckerrohr; Kokosnüsse, Brotfrüchte, Bananen, Limonen, Jambusen trägt ihnen der Buschwald. Die Herstellung der einfachen Kleidung verlangt weder hohe Kunstfertigkeit noch besondere Zubereitung der Materialien. Da ferner die notwendigen Geräte und Waffen sämtlich eingeführt werden, so ist die gewerbliche Betätigung der Karolinier sehr gering. Auf Kusaie werden indessen feine Gewebe und Hüte aus Bananen- und Pandanusblättern hergestellt. Das wichtigste und beinahe einzige Handelsprodukt ist die Kopra, auf deren Gewinnung viel Arbeit verwendet wird. Daneben wird Fischerei auf Trepang und Perlmutterschalen getrieben und Schildpatt ausgeführt. Auf den Palauinseln harren Kohlenlager, auf den West-Karolinen Phosphatlager der Ausbeutung. 1906 betrug die Einfuhr fast 800 000 ℳ, die Ausfuhr 262 000 ℳ. Postanstalten befinden

sich in Palau, in Yap auf den West-, in Truk und Ponape auf den Ost-Karolinen und in Saipan auf den Marianen. „Die Insel Yap ist durch die der Deutsch-Niederländischen Telegraphengesellschaft in Köln gehörigen Kabel Yap-Menado (Celebes), Yap-Guam und Yap-Schanghai an das internationale Telegraphennetz angeschlossen." Die Postverbindungen werden durch einen Dampfer der Jaluitgesellschaft hergestellt, der dreimal jährlich die genannten Postämter von Sidney aus und rückkehrend dreimal von Hongkong anläuft.

### Verwaltung. Schule. Mission.

Das Schutzgebiet untersteht dem Gouverneur von Kaiser-Wilhelmsland. Es ist in zwei lokale Verwaltungsbezirke: Ost-Karolinen (Bezirksamt Ponape) und West-Karolinen mit den Palauinseln und Marianen (Bezirksamt Yap) eingeteilt. Die Verwaltung hat Erhebliches geleistet in der Anlage von Verkehrswegen, Kanälen und hat dazu die Eingeborenen mit Erfolg herangezogen. Ihren Bemühungen ist es auch gelungen, die in den Jahren 1905—7 durch Taifune schwer geschädigten Inseln vor Hungersnot zu bewahren und der den Kokosbeständen verderblichen Schildlausplage Einhalt zu tun. Auf Saipan und Yap befinden sich gut besuchte Regierungsschulen. „Drei Chamorrojungen von Saipan wurden nach Tsingtau geschickt, um in den Marinewerkstätten zu Handwerkern ausgebildet zu werden."

Die Bevölkerung von Ponape (ca. 3000 Personen) ist zu zwei Dritteln protestantisch, im übrigen katholisch. Auch die Bevölkerung von Kusaie ist bereits gänzlich für das Christentum gewonnen, das auch auf den übrigen Inseln infolge der Wirksamkeit der (evangelischen) Bostoner Missionsgesellschaft und des Spanischen Kapuzinerordens, der jetzt durch deutsche Kapuziner abgelöst wird, gute Fortschritte gemacht hat. Auch letztere haben Schulen gegründet.

## a) Aus den Berichten der Reisenden und Forscher.

### Entdeckungsgeschichte der Karolinen.[1])

Der Archipel der Karolinen ist schon im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts den Europäern bekannt geworden, da die Spanier auf den Fahrten von Mexiko nach den Molukken die nördlichsten Inseln desselben berühren mußten; die zuerst (von Diego de Rocha 1525 oder 1526) gesehene Insel war wahrscheinlich Lamoliork. Aber diese Entdeckungen endeten mit der Feststellung des Seeweges nach den Philippinen, der nördlich von den Karolinen vorbeiführte. Aufs Neue traten die Spanier

[1]) Meinicke: „Die Inseln des Stillen Ozeans", II, S. 343.

mit den Bewohnern dieser Inseln nach der Besitznahme der Ladronen in Verbindung hauptsächlich in Folge der von den Jesuiten unternommenen Missionsversuche, die zu einer Kenntnis von dem westlichen Teile des Archipels führte, wie sie in jener Zeit (die Ladronen ausgenommen) von keinem einzigen des Ozeans bestand; aber für eine ordentliche Erforschung geschah dadurch ebensowenig wie durch den Verkehr, welchen die Karolinier seit 1788 mit der spanischen Kolonie in Guajan anknüpften und der seitdem nicht wieder aufgehört hat. Dagegen haben seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts europäische Schiffe einzelne karolinische Inseln namentlich auf den Fahrten nach China im Westteil des Archipels kennen gelernt und dadurch einige Kunde von demselben verbreitet; die erste gründliche Erforschung war die des Franzosen Duperrey 1824, der zum erstenmal die östlichen Inseln sorgfältiger untersuchte, sie tritt jedoch weit gegen die Aufnahme des Kap. Lütke 1827 und 1828 zurück, eine Aufnahme, die zu den glänzendsten von allen gehört, welche in dem Ozean vorgenommen sind und die die unentbehrliche Grundlage für die Schilderung des Archipels bildet und stets bilden wird.

### Allgemeine Beschreibung von Yap.[1])

Dieselbe ist, von ein paar kleinen Atollen abgesehen, die westlichste der eigentlichen Karolinen. Sie teilt mit Kusaie, Ponape, Ruk und den Palau die Besonderheit eines gebirgigen Aufbaus; alle übrigen Komponenten des Archipels setzen sich nur aus niedrigen, eben über dem Wasser emporragenden Koralleninseln zusammen. Yap ist von Südwest nach Nordost gestreckt, mit einer Spitze weist es nach Süden und nimmt von da nach Norden an Breite immer zu, sodaß im allgemeinen die Gestalt eines von links nach rechts gewendeten Kommas herauskommt. Die Längenausdehnung beträgt $2^1/_2$, die Breite in der Mitte etwa $1^1/_2$ Meilen. Das Areal, welches die Insel einnimmt, ist mit vier Quadratmeilen etwa so groß wie das unseres Bundesstaates Bremen. Bei diesen kleinen Verhältnissen erscheint es nicht wunderbar, daß man von dem höchsten Berge, dem 300 m hohen Köbull, nicht nur das ganze feste Land zu überschauen vermag, sondern noch ringsum weit darüber hinweg die unendliche Fläche des Meeres. Der Blick ist ungemein reizvoll. Von den tiefblauen Wogen des Ozeans hebt sich zunächst — in einer Entfernung von einer Viertel- bis zu einer ganzen Meile vom Strande — ein die ganze Insel umziehender, bei Sonnenlicht silberweiß glänzender Kranz, die Brandung ab, die viele Meter hoch aufspritzenden, in Schaum zerschlagenen Wellen kennzeichnend, mit denen sich das Meer

---

[1]) Prof. Dr. G. Volkens: „Ueber die Karolineninsel Yap". Verh. der Ges. für Erdkunde 1901. S. 62 ff.

gegen ein Küstenriff bricht. Davor, dem Lande zu, spielen grünliche und gelbliche Lichter auf dem ruhigeren Wasser als Widerschein des hellen Korallenbodens, der zur Ebbezeit oft kaum in Manneshöhe vom flüssigen Element überspült wird. Da und dort baut sich die Koralle höher auf, winzige Eilande bildend, die entweder dauernd oder nur bei tiefem Wasserstand sich über dem Spiegel des Meeres erheben. Die letzteren sind naturgemäß kahl, die ersteren erscheinen mit Palmen und anderen Bäumen bedeckt, zwischen denen die Wellblechdächer verschiedener Handelsniederlassungen hervorlugen. Sie werden der Hauptinsel gegenüber von Europäern als Wohnplätze bevorzugt, weil sie allseitig bequem mit Booten zu erreichen sind und das Eigentum sich auf ihnen besser vor Diebstahl bewahren läßt. — Wir schauen von unserem Berge, von dem aus bei klarem Wetter nach der Färbung des Wassers jede Untiefe aufs deutlichste zu erkennen ist, nach Stellen rings im Kreise aus, die es auch tiefergehenden Schiffen gestatten, sich vom Ozean her dem Lande zu nähern. Wir sehen hier und da winzige Lücken in dem weißen Schaumkranz der Brandung, aber nur eine davon, im Osten gelegen, bedeutet gleichsam ein Einfahrtsthor, von dem aus eine Straße für Dampfer bis dicht zum Strande führt. Sich tief blau in ihrer Färbung von der hellen Tönung des unter Wasser befindlichen Riffes abhebend, stellt sie in ihren letzten, sich gelegentlich verbreiternden Auszweigungen den Tomillhafen dar, den einzigen, den Yap für größere Schiffe besitzt. Verschiedene Wracks, die man in ihm gewahrt, deuten auf die Schwierigkeit des Fahrwassers hin; aber sie ist jetzt gemindert, nachdem der neue deutsche Gouverneur es seine erste Amtshandlung sein ließ, durch mehr als 30 Bojen alle Untiefen und Riffkanten zu kennzeichnen.

Vom Meere wendet sich der Blick dem unter uns ausgebreiteten Lande zu. Wir sehen einen zerrissenen Küstenstreifen die Umgrenzung bilden; allenthalben, besonders aber gegen Norden, springen tiefe, vielfach kanalartig schmale Buchten weit ins Innere, sich teilend und gabelnd, von unserem erhöhten Standpunkt auch darin erkennbar, daß ein fast schwarz erscheinendes Band dichter Mangrove-Vegetation sie umsäumt. Ganz im Norden haben die von verschiedenen Seiten her eindringenden Fluten sich an zwei Stellen vereint und so dazu geführt, daß zwei größere Landkomplexe, Map und Rumong genannt, als besondere Inseln durch schmale Meeresarme abgetrennt worden sind. — Der Küstenstreifen stellt sich, wenn wir das Auge umherschweifen lassen, in sehr wechselvollem Bilde dar. Bald fällt er steil, oft senkrecht, 10 bis 30 m zum Meer ab, so besonders im Nordosten von Map und im Osten der Provinz Fanif, bald hebt er sich kaum aus dem Meer und bleibt bis weit ins Land hinein eben, so vornehmlich an der gesamten Südspitze und in den Landschaften Gillifiz und Yin im Westen. Als Regel kann gelten, daß er als schmaler Gürtel von 10 bis 1000 m Breite erscheint, hinter dem

das Land mehr oder weniger plötzlich aufsteigt, entweder zu einer einzelnen Plateaustufe oder zu einem Hügelgelände, das in der aus drei Bergen bestehenden Burrä-Kette ungefähr in der Mitte der Insel seine höchsten, 250—300 m hohen Erhebungen findet. Wo der Küstenstreifen bis weit hinein eben ist, zeigt sich meist keine Mangrove vorgelagert; ein flacher Sandstrand breitet sich hier aus, die Decke bildend für festgefügten Korallenkalk. Nie hebt sich dieser, wie allenthalben auf den Palaus und vornehmlich auch auf den Marianen der Fall ist, zu bedeutenderen Höhen.

### Bodengestalt der Marianen.[1])

Die südlichen Inseln des Archipels sind die niedrigsten, über ihrem ebenen, hügeligen Boden erheben sich nur hier und da einzelne kleine Berge; dagegen sind die nördlichen bergig, wenn auch die Höhe der Gipfel nicht bedeutend ist, die höchsten erreichen kaum 800 m Höhe Das Gestein ist in den südlichen Inseln überwiegend Madreporenkalkstein der über dem Meeresspiegel erhoben ist; dazwischen finden sich, besonders in Guahan, vulkanische Gesteine, welche die Erhebung des Kalksteins erklären. Die nördlichen Inseln sind dagegen ganz von vulkanischer Bildung; es fehlt ihnen auch nicht an thätigen Vulkanen, und Erdbeben sind nicht selten und richten zu Zeiten starke Verheerungen an. Die Küsten der südlichen Inseln sind mehr oder weniger von Küstenriffen umgeben, die der nördlichen dagegen frei davon, Häfen nur selten. Alle Inseln sind größtenteils dicht bewaldet; die Vegetation ist selbst im Vergleich mit der der Molukken und Philippinen noch reich und glänzend und schließt sich eng an die der indischen Inseln, namentlich der Philippinen an, die politische Verbindung mit diesen hat (wenigstens in Guahan, auf welche Insel unsere Kenntnisse von den natürlichen Produkten des Archipels fast allein beschränkt sind) die Einführung vieler Pflanzen von dort zur Folge gehabt, die häufig auch verwildert sind. Kryptogamen aller Art sind bei der Feuchtigkeit des Klimas sehr häufig, ebenso Gräser (die Europäer fanden Zuckerrohr und Reis bereits vor) und Cypereen; Palmen sind ursprünglich nur in zwei Arten (Cocos und Areca); von anderen Pflanzenfamilien sind Orchideen, Urticeen, Euphorbiaceen, Synanthereen, Leguminosen, Malvaceen, Rubiaceen, Apocyneen u. s. w. besonders vorherrschend. Die Nahrungspflanzen sind die gewöhnlichen des Oceans, zu denen noch mehrere aus den Philippinen eingeführte gekommen sind.

### Das Klima von Yap.[2])

Was das Klima angeht, so ist bezüglich seiner Wirkung auf den Menschen zu betonen, daß es als ein außerordentlich gesundes bezeichnet

---

[1]) Meinicke: „Die Inseln des Stillen Oceans". II. S. 388.

[2]) Prof. Dr. Volkens: „Ueber die Karolineninsel Yap." Verh. d. Ges. für Erdk. 1901. S. 67.

werden kann. Ich habe doch etwa ein halbes Dutzend Europäer kennen gelernt, die seit 15 Jahren auf Yap leben, und alle versicherten, nie etwas vom Fieber, Dysenterie und anderen Tropenkrankheiten am eigenen Leibe gespürt zu haben. Auch die Eingeborenen leiden, wenn wir allerlei Hautaffektionen ausscheiden, offenbar sehr wenig unter Krankheiten. Ein Fall, den ich sicher als Lepra hätte deuten müssen, ist mir nicht vorgekommen, auch Syphilis scheint nur ganz vereinzelt vorzukommen. Das Klima ist, wie nicht anders erwartet werden kann, ein außerordentlich gleichmäßiges. Während der sieben Monate — von Anfang Dezember bis Ende Juni —, wo ich täglich dreimal meteorologische Beobachtungen anstellte, war die tiefste Schattentemperatur, die ich ablas, 25, die höchste 31° C. Gewöhnlich übersteigt die Tagesamplitude nicht 3 oder 4°, gewöhnlich wird die Hitze auch durch Seebrise so gemildert, daß man selbst während der Mittagspausen im angenehmsten Wohlbehagen zu schwelgen vermag. Die Temperatur bleibt sich das ganze Jahr über gleich, dagegen tritt ein ziemlich ausgeprägter Wechsel zwischen feuchter und trockener Zeit ein. Eine lange und intensive Trockenheit hatte ich selbst durchzumachen; denn es fielen von Mitte Januar bis Anfang Juni nur 156 mm Regen, was für eine Insel unter dem neunten Grad nördlicher Breite als etwas ganz Abnormes zu gelten hat. Alle Bäche trockneten während derselben aus, alle Quellen versiegten, so daß die Eingeborenen und teilweise auch die wenigen auf Yap lebenden Europäer gezwungen waren, das unentbehrliche Naß durch Ausgraben tiefer Erdschachte zu gewinnen. Als Regel kann gelten, daß jährlich etwa 2500 mm Regen fallen und davon gegen 2000 mm auf die Zeit vom Juni bis November. Langandauernde Regengüsse sind selten; die ganz überwiegende Zahl der Regenfälle hat einen böigen Charakter, indem schnell herbeieilende Wolken unter heftigen Windstürmen sich plötzlich entladen und dann wieder das heiterste, sonnigste Wetter herrscht. Die Regenzeit ist zugleich die Zeit der wechselnden Winde, während in der Trockenzeit der Nordost-Monsun fast ausschließlich herrscht. Die Winde sind am heftigsten von Ende November bis Ausgang Mai und steigern sich in diesen Monaten manches Mal zu Stürmen, die uns für unser Haus fürchten ließen. In den Wochen, wo der Nordost-Monsun einsetzt, seltener in denen, wo er aufhört, also im November und Dezember einerseits und im Juni andererseits, treten in unregelmäßigen Zwischenräumen die für diesen Teil der Südsee verheerend wirkenden Taifune auf. Mir selbst ist es beschieden gewesen, zwei davon mit durchmachen zu müssen, einen an Bord des kleinen Kanonenbootes „Jaguar" im Hafen von Yap, den andern auf einem winzigen Segelschoner während der Fahrt nach Guam auf den Marianen. Nur wer einmal durch das Centrum eines solchen Wirbelwindes gekommen ist, kann sich einen Begriff von seinen Schrecknissen machen. Yap sah aus, nachdem der 22 Stunden währende Sturm

vorübergerast war, als ob ein Feuerherd über die Insel dahingefahren sei.

### Die Vegetation des Kulturlandes auf Yap.[1])

Ich schicke voraus, daß ich das Wort an dieser Stelle in etwas beschränktem Sinne gebrauche, indem ich darunter die Zone verstehe, innerhalb derer die Eingeborenen ihre Wohnplätze haben, eine Zone, die einen mehr oder weniger breiten Küstensaum darstellt und sich nur da tiefer ins Land erstreckt, wo Buchten einspringen oder von kleinen, periodischen Bächen durchflossene Thäler nach dem Meer zu sich öffnen. Das Kulturland in diesem Sinn wird seiner Vegetation nach in den Büchern gewöhnlich Palmenhain oder auch Brotfruchtwald genannt, was wohl andeutet, daß wir es mit einem Gebiet waldartigen Charakters zu thun haben, daneben aber die Vermutung rechtfertigt, daß hier eine durchaus künstliche, nur von Menschenhand geschaffene Pflanzenformation herrsche. In Wahrheit durchdringen sich Kunst and Natur. Kokos- und Betel-Palmen, Brotfruchtbäume, Bananen, Papayen, Limonen, Jambusen und Baumstachelbeeren sind in einen starkgelichteten, niederen Wald hineinversetzt und gewähren zusammen mit nutzlosen Bäumen — von denen ich Banian- und Würgerfeigen, Terminalia, Cerbera, Serianthes, Cynometra und Erythrina nenne — zusammen mit Sträuchern, Kräutern und vereinzelten Lianen das Bild eines stark verwilderten Parkes oder auch Gartens, der scheinbar ohne jede menschliche Pflege aufschießt. Da und dort sind Lichtungen in diesem Parke, der durch die Kokospalme seine Signatur erhält. Sie werden ausgefüllt einerseits durch die Gehöfte und wenige größere Versammlungshäuser der Eingeborenen, andererseits durch Pflanzungen von Knollgewächsen, unter denen Taro und eine andere, Lack genannte, wunderbar dekorativ wirkende Aracee (Cyrstosperma edule Schott), mit meterbreiten und drei Meter langen Blättern in erster Linie steht. Von den Holzgewächsen des Kulturlandes, die nicht angepflanzt, also ursprünglich sind, ist der verbreitetste der Boenbaum (Inoarpus edulis) und als wichtig auch darum anzuführen, weil er in den Zeiten der Not, die auch diesem sonst so gesegneten Eiland keineswegs unbekannt ist, mit seinen handtellergroßen, flachen Früchten ein mehlreiches Nahrungsmittel bietet.

### Die Tierwelt.[2])

Nur drei Säuger weist die Fauna Yaps auf, einem fliegenden Hund, eine Ratte und eine Maus; die Vögel, wenn wir von den auch nicht

---

[1]) Prof. Dr. G. Volkens: „Ueber die Karolineninsel Yap", Verh. der Ges. für Erdk. 1901 S. 65.

[2]) Prof. Dr. G. Volkens: „Ueber die Karolineninsel Yap", Verh. der Ges. für Erdk. 1901 S. 67.

zahlreich vertretenen Seevögeln absehen, beschränken sich auf etwa ein Dutzend Arten, von denen ein schwarzer Star am häufigsten ist, dazu kommt ein Honigvogel, eine wahrscheinlich von den Palaus her eingeführte Taube, ein weißer und ein grauer Reiher nebst einer Anzahl kleiner Spezies, die man nur gelegentlich zu Gesicht bekommt. Schlangen und Frösche fehlen ganz. Dafür sind vier Arten von Eidechsen gemein. Mit das auffälligste Tier ist ein Leguan, von dem ich Exemplare sah, die von der Schnauzen- bis zur Schwanzspitze 1¼ m maßen. Der Leguan ist für die Eingeborenen ein heiliges Tier, aber nur während einiger Monate, in anderen schlagen sie ihn ohne Bedenken tot. — Sehr spärlich ist im allgemeinen auch die Insektenwelt; Heuschrecken, Libellen, Schmetterlinge und Schwaben weisen noch einen gewissen Artenreichtum auf, von Käfern habe ich trotz eifriger Nachstellung nur etwa 20 verschiedene feststellen können.

Nicht zu sagen brauche ich, daß die Meeresfauna um so reichlicher entwickelt ist. Fährt man mit einem Boot über die Korallenbänke, die hier freilich nicht die Formenmannigfaltigkeit und Farbenpracht wie auf den Palaus besitzen, so sieht man das bis auf fünf und mehr Meter vollkommen durchsichtige Wasser von zahlreichen, häufig wunderbar bunten Fischen aller Klassen und jeder Größe belebt, Seesterne und Seeigel haften auf dem Grunde, und träge ruhen in ihrer Gesellschaft bis meterlange Holothurien, von denen einzelne als Trepang gefischt und von den Händlern in getrocknetem Zustande zu hohen Preisen nach China verschifft werden. Die Zahl der Seeschnecken und Muscheln ist Legion; alle die bei uns als Zierarten aus der Südsee verbreiteten Gestalten treffen wir an, darunter auch die Perlmuschel, allerdings nicht in der Größe und Häufigkeit, wie in den Gewässern des Bismarckarchipel.

### Küstenvegetation der Palauinseln.[1])

Wir fuhren bei Hochwasser über die nun gänzlich bedeckten innern Riffe ziemlich nahe an der Küste entlang; überall ist sie von einem Saum von Mangroven umgeben. Mitten aus dem plätschernden Wasser steigen zahllose gerade dünne Stämme bis zu Manneshöhe empor und breiten sich dann plötzlich aus in eine Krone unregelmäßiger Aeste mit breiten, saftigen, glänzendgrünen Blättern. Ihre Wurzeln ragen teilweise über das Meer, empor: dünne, wirre Gebilde, die von der Ferne gesehen, wie ein Kegel von regellos angehäuften Ruinen aussehen; zwischen ihnen abgestorbene Stämme oder spitz und steif emporwachsende junge Bäume und von den Zweigen herabhängend, aus den abgestorbenen Blütenkelchen hervorwachsend, senkrecht dem fruchtbaren Naß zustrebende Luftwurzeln frischer Keime. Dieses Dickicht scheint dem Auge nur schmal zu

[1]) Semper: „Die Palau-Inseln", S. 80.

sein; aber folgt man einem der vielen labyrinthisch sich in ihm verteilenden Kanäle, so erstaunt man über ihre Ausdehnung. Ueberall ziehen sie sich weit in das Land zwischen die Hügel hinein, und diese entspringen fast immer mit ihrem steil ansteigenden Fuße aus den Sümpfen, in denen die Mangroven wachsen. So fehlt dort eigentlich alles ebene Land zwischen den Bergen und der Küste. Bei hoher Flut scheinen die meisten Rhizophoren als einfache Stämme aus dem Wasser aufzusteigen, welches das von den Wurzeln gebildete Geflecht gänzlich verdeckt. Dann herrscht in diesem Walde tiefe Stille, die nur selten unterbrochen wird durch das krächzende Geschrei eines glänzend blauen Eisvogels, der erschreckt vom Ruderschlage vor uns auffliegt oder vielleicht auf einen Fischschwarm niederstößt, welchen die reißende Strömung der steigenden Flut unter seinem Sitze vorbeigeführt hat. Eine mit breitem Ruderschwanze versehene Wasserschlange läßt sich schlafend mitten im Strome einhertreiben. Wenn aber dann allmählich die Ebbe den sumpfigen Boden des Waldes trocken zu legen beginnt, so erhebt sich ein ganz anderes Leben zwischen den Wurzeln der Bäume, wie in ihren Zweigen, in den Strömen, wie auf den kleinen freien Plätzen in den Teilungswinkeln der Kanäle, die dadurch entstehen, daß hier Schlamm rascher angesetzt wird, als die Mangroven denselben mit ihren Luftwurzeln für sich zu erobern vermögen. Mitunter finden sich auch künstlich gelichtete Plätze im Walde. Auf solche jetzt halbtrockenen Stellen lassen sich nun von allen Seiten herbeieilend große Reiher nieder, die, ähnlich unsern Störchen, mit ihren langstelzigen Beinen zwischen den Stumpfen der Rhizophorenwurzeln einherstolzieren und nach allerlei Würmern suchen, die zu Tausenden aus ihren Löchern hervorkommen. Laute knackende Töne bringt hier ein kleiner Krebs hervor, indem er die Glieder seiner dicken Scheren kräftig gegeneinanderschlägt. Die in den schönsten Farben prangenden Telegraphenkrebse sitzen mit ihren kolossalen einseitig ausgebildeten Zangen vor dem Eingang ihrer Wohnungen und bewegen diese beständig auf und nieder, als wollten sie ihre Freunde zum Besuche herbeirufen. Zierliche Schnepfen und Bachstelzen laufen eilig und emsig suchend von Ort zu Ort, und eine Unmasse von lungenatmenden Schnecken verlassen Löcher und Spalten, in denen das bedeckende Wasser eine kleine Menge Luft eingeschlossen hatte, um sich ebenfalls eine Zeit lang an hellem Sonnenlicht und reiner Atmosphäre zu erfreuen. Große, räuberische auf dem Lande lebende Krabben begeben sich nun in dieses Labyrinth, um nach den Schnecken des Brackwassersumpfes zu suchen oder die großen, im Schlamm versteckten Muscheln solcher Gegenden mit ihren mächtigen Scheren zu zerbrechen. Auch der Mensch wetteifert dann mit ihnen im Suchen nach den wohlschmeckenden Muscheln. Die zurückkehrende Flut macht schließlich allem Leben wieder auf kurze Zeit ein Ende.

(Aus der amtlichen Denkschrift.)

Dorfscene in Pingelap (Ost-Karolinen).

(Aus der amtlichen Denkschrift.)

Dorfscene in Pingelap (Ost-Karolinen).

### Bunte Wälder im Meere bei den Palauinseln.[1])

Nun waren wir auf dunkelblauem Wasser, aber vergebens blickte ich in die Tiefe, um die Beschaffenheit des Meeresbodens zu ergründen. Hier im Norden ist der breite, dem Außenrande des Riffes fast parallel laufende Hauptkanal zwischen 40 und 50 Faden tief. Bald jedoch wurde das Wasser wieder heller; nicht plötzlich, sondern ganz allmälig ging das dunkle Indigoblau der Mitte des Kanals über in Berlinerblau von wundervoller Durchsichtigkeit, dann in Himmelblau und Smaragdgrün, zum Beweise, daß da nicht, wie in den kleinen Seitenkanälen, die Wände des Riffes senkrecht aus der purpurnen Finsternis emporsteigen. Nun traten auch schon einzelne Korallenknollen deutlicher hervor, bald zierliche Baumgestalten nachahmend, bald kolossale Blöcke, enormen Kugeln oder großen Tischen vergleichbar. Zwischen den Tausenden von Zweigen, denen wie schimmernde Blüten und Früchte die einzelnen nun schon erkennbaren Polypen anfaßen, tummelten sich in lustigem Spiel zahllose kleine Fische in den buntesten Farben. Hier zog ein ganzer Schwarm der blaugebänderten Dascyllus-Arten einher, ein Papageifisch weidete mit seinen harten, einem Papageischnabel ähnlichen Kiefern die Korallenblöcke ab, ein Aal wand sich in Schlangenwindungen am Boden einher. Aber die Polypen waren offenbar dies Spiel gewöhnt; denn keiner von ihnen zog seine Tentakel ein, die im Kreise um seinen beutegierigen Mund herumtasten — da plötzlich schießt ein ganzer Schwarm von kleinen und großen Fischen daher, wild durcheinander und offenbar in großer Angst. Gleich hinter ihnen kommt lüsternen Blicks ein Haifisch einhergeschwommen, er scheint kaum die Flossen zu bewegen, und doch schießt er so rasch vorbei! Und mit der plötzlichen Aufregung, die er am Grunde des Meeres hervorruft, ist nun auch das heitere Spiel der kleinen Fische, der ganze Wald blühender Bäume urplötzlich verschwunden — eine öde graue Fläche ruht der Meeresboden wie im Todesschlafe, und aus ihr strecken schmucklose Korallen ihre zackigen Arme empor, uns warnend vor der Gefahr, die sie eben noch unter dem bunten Kleide aller der prächtig gefärbten Tiere verbargen.

### Tierleben auf den Palauinseln bei steigender Flut.[2])

Als ich erwachte, war auf dem Strande um mich her alles lebendig. Die Menschen freilich schliefen noch; aber die lebhaften Tiere tummelten sich schon wieder im erneuten Kampf um ihre Existenz. Da kriecht offenbar dieselbe riesig große Landkrabbe abermals an mir vorüber, die vorhin gegen das Riff zu geeilt war; ihre Jagdgründe hat das steigende Wasser schon zurückerobert, aber sie scheint zufrieden zu sein mit der

[1]) Semper: „Die Palau-Inseln", S. 124.
[2]) Semper: „Die Palauinseln", S. 162.

Beute des Tages. Mitunter steht sie still und greift mit ihren Scheren in den Sand hinein; das ist wohl ein kleiner Wurm, den sie zum Nachtisch zwischen ihre beständig auf- und zuklappenden Kaufüße schiebt. Nun kommt sie an mir vorüber; in einem Loche des alten Baumes zwischen Steinen und trockenem Laube verschwindet sie. Flohkrebse hüpfen und tanzen in Scharen um mich herum; auch sie treibt das steigende Wasser wie jene Landkrabbe vor sich her. Sie scheinen zu spielen, doch bei genauerem Zusehen erkenne ich, daß auch sie in dem Mulm ihre Beute suchen. Hier liegt ein toter Wurm, auf dem sie in großer Schar tastend und fressend herumspringen. Muntere Taschenkrebse laufen nach allen Richtungen umher, und mühselig genug schleppen einige Einsiedlerkrebse ihre gestohlenen Häuser mit sich fort. Diese sind offenbar unglücklich daran; ihren Feinden entrinnen wie jene hurtigen Krabben können sie nicht, noch viel weniger sich verteidigen wie die große Landkrabbe mit ihren mächtigen Scheren. Aber Not macht auch unter den Tieren erfinderisch. Bei dem geringsten Geräusch ziehen sie sich in ihre Schale zurück und verschließen nun die Oeffnung des Gehäuses mit einer ihrer Scheren so vollständig, daß nicht leicht ein Schnabel eines Vogels an ihren weichen Leib zu kommen vermag; packt er aber doch ihre Schere, die vielleicht etwas zu klein war, um sich ganz der Schalenöffnung anzupassen, dann läßt der Krebs den Arm rasch entschlossen fahren. Haben sie doch die beneidenswerte Eigenschaft, sich einen neuen, schöner als zuvor, wieder ansetzen zu können. Wie mögt ihr Eremiten über den hülflosen Menschen lachen! — Immer näher heran kommt das Wasser und zwingt auch mich zum Rückzuge. Nun kriechen die Einsiedlerkrebse, die offenbar auch auf dem Lande leben, an dem Baume empor und in die Spalten hinein, und mit ihnen zugleich ein Heer von kleinen und größeren Strandschnecken. Das ist ein langweiliges Volk; apathisch und furchtsam tasten sie mit ihren Fühlern sorgfältig vor sich her. Auch sie verlieren sich in den Löchern zwischen den Wurzeln des Baumes. Reiche Beute an verschiedenen Arten machte ich, als ich ihnen nachgrub, und in der größten Tiefe des Baues fand ich eine ganze Familie einer solchen Strandschnecke (Melampus), die in friedlichster Eintracht der zahlreichen Mitglieder einen großen Haufen ihrer kleinen, regellos zusammengehäuften Eier zu hüten schienen.

### Körperliche Habitus der Eingeborenen von Yap.[1])

Die Eingeborenen Yaps stellen einen wohlgebauten Menschenschlag dar. Die Männer sind das schönere Geschlecht, weil ihre Gesichtszüge ausdrucksvoller, nicht so verschwommen erscheinen, wie die der meisten Weiber. Der Schönheit dieses wird für unseren Geschmack auch dadurch

[1]) Prof. Dr. G. Volkens: „Ueber die Karolineninsel Yap", Verh. der Ges. für Erdk. 1901. S. 70.

Abbruch gethan, daß sie ihre Zähne mit Hülfe einer stark salmiakhaltigen Erde dauernd schwarz färben. Gestalten von herkulischem Wuchs trifft man selten, die Mehrzahl ist von mittlerer Größe und tadellos ebenmäßigem Körperbau. Die Weiber sind um vieles kleiner, reichen dem Mann für gewöhnlich nur bis zur Schulter und haben Neigung zu volleren Formen. Breite Nasen und wenig gewulstete Lippen können als Regel betrachtet werden, aber zahlreiche Ausnahmen lassen auch ein durchaus edles Profil gewahren. Die Weiber haben durchweg schwarzes, glattes Haar, das seitlich zu einem einfachen Knoten über dem linken Ohr aufgesteckt wird. Das Haar der Männer ist nur bei einem Teil gleichfalls lang und glatt und wird dann zusammengenommen und zu einem Bausch auf dem Hinterkopf befestigt, ein anderer Teil hat krauses Haar, dem die Schmiegsamkeit fehlt und daher, selbst wenn es 30 bis 40 cm lang ist und dicht am Hinterkopf zusammengebunden wird, mit den freien Enden als wirrer Haufen horizontal absteht. Der Bartwuchs des Mannes ist für gewöhnlich spärlich, außerdem verlangt die Sitte, daß alle Schnurrbarthaare durch Ausreißen entfernt werden. Die Hautfarbe spielt bei den einzelnen Individuen vom gelblichen Braun in ein dunkles Chokoladenbraun hinüber, ist aber immer durch ihren schönen warmen Ton ausgezeichnet. Eintrag thut der natürlichen Hautfärbung eine Einreibung des ganzen Körpers mit Reng, d. h. einer Paste aus gepulverter Curcumawurzel und Kokosöl. Sie giebt der Haut aller erwachsenen Individuen eine gelbe Tönung.

## Die Vegetation des Wildlandes auf Yap.[1])

Die Vegetation, die auf dem gesamten zentralen und gebirgigen Grundstock Yaps auf wenigstens dreiviertel der Fläche der Insel zur Entwicklung gelangt, sticht gegen die des Kulturlandes ganz auffällig ab, so auffällig, wie ich es auf einem verhältnismäßig doch so kleinen Raum nie für möglich gehalten habe. Das Kulturland zaubert uns, wenn auch immerhin in bescheidener Fülle, einen Tropenwald vor. Die Hügelwellen und Berge, die von einem Küstenraum abgesehen das ganze Innere einnehmen, stellen eine Steppe dar, die in den Provinzen Tomill und Gaguill stellenweise auf eng umschriebenem Areal geradezu den Charakter einer Wüste annimmt. Werfen wir wieder von einem der höchsten Berge einen Blick auf die Insel, so sehen wir einwärts der Mangrove das Kulturland als dunkelgrün getönten Saum sich längs der Küste ausdehnen. Nur gelegentlich verraten ebenso gefärbte größere und kleinere Tupfen das Vorhandensein von Kokosbeständen auch in kesselartigen Senkungen des Innern, im übrigen aber schweift das Auge über

[1]) Prof. Dr. G. Volkens: „Ueber die Karolineninsel Yap", Verh. der Ges. für Erdk. 1901. S. 30.

ein fast ununterbrochenes Grasland, aus dem sich in ganz lichtem Bestande 4 bis 6 m hohe Schraubenbäume (Pandanus tectorius) erheben Hunderte von Malen habe ich ganz ähnliche Scenerien auf meinen Wanderungen in Ostafrika gesehen, und genau wie da lernte ich auch hier Steppenbrände kennen, die zur Zeit höchster Trockenheit an einer Stelle entflammt, sich von selbst weiter verbreiten und im Laufe einer Nacht die vorher gelben Flächen der Berge und Hügel mit einem düsteren Schwarz überziehen. — Fragen wir uns, warum in der Vegetation dieser schroffe Gegensatz zwischen Kulturland und dem bergigen Innern besteht, so kann die Antwort nur lauten: er besteht, weil die Wasser- und Nährstoffversorgung für die Pflanzen in beiden Gebieten eine verschiedene ist. Durch die Regen empfangen wohl beide gleich viel Wasser, aber von den Bergen, deren Zersetzungskrume beständig heruntergewaschen wird, läuft es schnell ab, während es in den Thälern und dem Küstensaum mit ihrem tiefgründigeren Boden sich hält und es so den Gewächsen ermöglicht über die ungünstige Periode der Trockenzeit hinwegzukommen.

## Handel der Yapleute.[1])

Bei der sozialen Gliederung des Volkes spielt der Kleinhandel von Mann zu Mann oder Frau zu Frau keine hervorragende Rolle; dieser ist fast ganz auf den Verkehr mit Europäern bezw. den auf der Insel ansässigen Tagalen und Marianenleuten beschränkt. Handel unter sich betreiben in größerem Umfange eigentlich nur die Landschaften unter Vermittlung der Häuptlinge. Es werden dabei die Erträgnisse des Fischfanges und Feldfrüchte gegeneinander ausgetauscht, oder sie werden, was häufiger ist, in aller Form mit Geld gekauft. Unter den Geldsorten ist die bekannteste und in vielen Büchern bereits erwähnte das Steingeld „Fä" genannt. Es hat die Gestalt runder, in der Mitte mit einem Loch versehener Scheiben und stuft sich in der Größe von handtellergroßen Stücken bis zu solchen ab, die wie gewaltige, im Maximum bis zu 3 m im Durchmesser betragende Mühlsteine erscheinen, die zehn und mehr Centner schwer sind und nur dadurch von einem zum anderen Ort überführt werden können, daß man sie mit Hülfe eines durch das Loch in der Mitte gesteckten Rundholzes wie ein Rad fortrollt. Zwanzig Männer gehören bei den Riesen unter ihnen wenigstens dazu. Ich will auf dieses Steingeld, da es schon vielfach behandelt worden ist, nicht näher eingehen und nur erwähnen, daß es von Yapleuten auf den Palaus hergestellt und früher auf Kanus, jetzt auf Europäern gehörigen Segelschonern von dort nach Yap hinübergebracht wird. Außer dem Steingeld ist Muschelgeld in Gebrauch und zwar entweder in Form von Schnüren, die aus Muschelscheibchen in Größe eines Fünfpfennigstückes bestehen, oder in

[1]) Prof. Dr. G. Volkens: „Ueber die Karolineninsel Yap", S. 74.

Form von nicht weiter bearbeiteten Schalen der Perlmuschel. Für besondere Zwecke gelten auch Matten als Zahlmittel.

### Die Weberei der Karolinen.[1])

Am meisten bezeichnend für die Karolinier ist jedenfalls die Weberei, welche glücklicherweise 1880 auf Kusaie noch betrieben wurde, so daß ich dieses Gewerbe zuerst eingehend beschreiben konnte. Das bisher als „Webstuhl" bezeichnete, sehr sinnreich erfundene Gerät ist nämlich kein solcher, sondern dient zum Aufmachen der Kette, was allein große Geschicklichkeit und enorme Geduld erfordert, denn die verschiedenfarbigen Fäden des Musters werden zusammengeknüpft, so daß an einem Lendengürtel an 16 000 Knoten zu knüpfen sind. Der Webeprozeß selbst ist ein sehr primitiver und erfordert keine anderen Gerätschaften, als ein paar flache Brettchen, einige Stäbchen, um Fach zu bilden, ein flaches Stück Holz als Lade oder Schwert und schließlich das Schiffchen für den Einschlag, das ganz gewöhnlichen Weberschiffchen ähnelt. Als Material zur Weberei verwendet man die Faser einer besonderen Art Banane, die in drei Farben gefärbt wird, in den Centralkarolinen auch Faser von Hibiscus oder beide Fasern zusammen. Die gewebten Zeugstoffe haben sehr verschiedene Länge und Breite (120 bis 220 cm lang, 17 bis 67 cm breit) und werden auf Ruk, Mortlock, den Hallinseln, Ulea und Uliti verfertigt, wo Weberei noch jetzt im Schwunge zu sein scheint. Auch auf Nukuor, Pikiram, Sonsol und Bunai verstand man zu weben, doch ist auf den beiden letzteren Inseln diese Kunst bereits untergegangen, wie zu meiner Zeit (1880) Ponape nur noch ein paar Weberinnen aufzuweisen hatte. Denn überall wird und wurde diese Industrie nur vom weiblichen Geschlecht betrieben, dem wahrscheinlich auch das Verdienst der Erfindung gebührt. Yap und Palau kannten keine Weberei, sondern bezogen Stoffe von den Nachbarinseln.

Da diese gewebten Zeugstreifen für die Bewohner vieler Inseln die fast einzige Bekleidung sind, so bilden sie zugleich einen der hervorragendsten Tauschartikel.

### Wasserfahrzeuge der Karolinier.[2])

Wie überall bildet ein künstlich ausgehölter Baumstamm den Hauptteil oder Schiffsrumpf, der aber im Vergleich zur Länge stets unverhältnismäßig schmal ist, denn beispielsweise beträgt die Breite eines 6 m langen Kanus nur 60 bis 70 cm. Um nun einen solchen Baumstamm überhaupt als Fahrzeug geschickt zu machen, wird ein sogenannter Ausleger angebracht, dessen Hauptteil in einem mit dem Schiffskörper parallel

[1]) Dr. O. Finsch: „Karolinen und Marianen", S. 25.
[2]) Dr. O. Finsch: „Karolinen und Marianen", S. 44.

laufenden Schwimmbalken besteht, der durch mehr oder minder weit vorragende Querstangen mit dem Schiffskörper verbunden ist, übrigens vor eventuellem Umschlagen das Fahrzeug keineswegs sichert.

Je nach den Lokalitäten oder der Größe der Fahrzeuge ist der Ausleger in verschiedener Weise konstruiert, fehlt aber selbst an kleinen Kanus nicht. Stämme des Brotfruchtbaumes werden am liebsten zu Kanus verarbeitet; doch findet sich nicht überall passendes Material, und die Yaper zimmern deshalb ihre großen Fahrzeuge auf Palau. Die Größe der Kanus ist natürlich sehr verschieden, und überall giebt es kleine und große Fahrzeuge; so erwähnt Lütke solche von Lukunor, die nur eine Person tragen, während nach Kubary manche Fahrzeuge der Palauer bis 20 m lang und mit vierzig Ruderern bemannt sind. Alle diese Ruderkanus dienen natürlich nur dem Lokalverkehr, und da die Kusaier z. B. selten über die Lagune und Kanäle des Barriereriffs hinauskommen, so fehlt ihren Kanus auch das sonst allgemein übliche Segel. Das letztere ist meist sehr groß, dreieckig, aus Streifen von Mattengeflecht (aus Padanusblatt) zusammengenäht, wird mit zwei winkelig gegeneinander befestigten Stangen ausgespannt und ist an einem Mast befestigt. Die Hantierung dieses Segelgeschirrs ist ziemlich umständlich, da beim Wenden Mast wie Segel an den entgegengesetzten Bug getragen und hier in Naben eingesetzt werden müssen. Eigentümlich ist es, daß die Segelkanus von Ponape früher mastlos waren; aber diese Insulaner sind keine Seefahrer und segeln nur nach Andema oder Pakin (10 resp. 18 Seemeilen), selten bis Ngatik (60 Seemeilen). Auch die Palauer unternehmen keine großen Seereisen, wofür alle diese aus nur einem Baumstamm bestehenden Kanus überhaupt ungeeignet sind. Das eigentliche Hochseekanu repräsentiert daher einen anderen Typus von Fahrzeugen, die nicht immer größer, aber ansehnlich höher sind, indem man dem ausgehöhlten Baumstamm, der nur als Kielstück dient, Seitenteile oder Bugstücke aufsetzt, die mittels Stricken durch Bohrlöcher festgebunden und kalfatert werden. Zugleich erhalten diese Fahrzeuge ein stärkeres Auslegergeschirr und mittschiffs eine Plattform, welche als Deck dient und auf welcher zuweilen eine kleine Hütte für die notdürftigste Unterkunft errichtet ist.

### Ruinenstätten auf Ponape und Kusaie.)[1]

Es handelt sich bei diesen Trümmern um die Reste einer ausgedehnten, wie das italienische Venedig in die Lagune eingebauten Stadtanlage, deren Baumaterialien mächtige Basaltsäulen in der sechseckigen Form ihres dortigen natürlichen Vorkommens bildeten, welche man aber vermutlich mit großen Mühen und Anspannung aller Energie und Geduld

[1]) Dr. Max Friederichsen: „Die Karolinen. Mitteilungen der Geogr. Gesellschaft in Hamburg", Bd. 17, S. 22. (Verlag von L. Friederichsen & Co., Hamburg 36).

auf zerbrechlichem Canoe in der inneren Lagune weit vom Nordende der Insel hierher transportieren mußte. Fordert bereits diese Tatsache unsere Bewunderung, so wird dieselbe noch erhöht durch die Betrachtung der imponierenden Dimensionen (417 qm Fläche) der ganzen Anlage und der zweifellos zu Befestigungszwecken bestimmt gewesenen haushohen cyclopischen Mauern, sowie durch die sorgsam kunstvolle Ausführung der einzelnen Wasserbauten. Denn außer diesen gewaltigen, im Inneren der größeren natürlichen Inseln wohl sicher zu Verteidigungszwecken erbauten Mauerzügen, begegnen wir einer ganzen Anzahl niedriger, wenig über Fluthöhe emporragender kastenartiger Rahmen aus Basaltblöcken, welche innen mit Basalt- und Korallentrümmern ausgefüllt künstliche Inseln bilden, auf denen zweifellos einst die Häuserbauten dieses karolinischen Venedig standen. Dafür spricht einerseits die derzeitige Auffindung solcher Häusertrümmer durch Kubary an Ort und Stelle, andererseits ein Blick auf die noch heute auf Ponape übliche Häuserbauart, welche ganz ebenso auf einem parallelogrammatischen Steinunterbau von Basalttrümmern den eigentlichen Holzbau aufführt. Bei der hervorragenden Bedeutung, welche einst diese ganze Anlage von Nanmatal als Hauptstadt der Insel gehabt haben muß, ist es kein Wunder, wenn wir außer diesen Resten von Wohnhäusern dort auch größeren Grabanlagen begegnen. Als solche werden wir jedenfalls das von hohen regelrecht quadratischen und terrassenförmig aufgebauten Mauerzügen umgebene Häuptlingsgrab Nan-tauatsch zu betrachten haben, unter dessen basaltischer Decke neuerdings wieder Christian sorgfältige Ausgrabungen veranstaltete. Was hierbei, sowie bei den von Kubary und Finsch bereits früher an dieser und anderen Stellen gemachten Ausgrabungen an Muscheläxten, Muschelplatten, Muschelspangen aus Conus- sowie Fischhaken und Perlmutterschalen gefunden wurde, stimmt völlig überein mit den modernen Arbeiten der heutigen Karolinier. Diese Tatsache dürfte beweisen, daß Kubary's Vermutung der Erbauung von Nanmatal durch einen eingewanderten, begabteren und den Ponapeanern fernstehenden Stamm haltlos ist, und daß die unvermischten Vorfahren der heutigen Karolinier die Erbauer gewesen sein müssen, wie solches auch Finsch bereits ausgesprochen hat. Daß spanische Piraten nicht in Frage kommen konnten, sollte sich bei einigermaßen sorgfältiger Betrachtung und Untersuchung der Stätte eigentlich von jeher selbst verstanden haben.

Ganz ähnliche, wenn auch lange nicht so großartige Basaltmauern wie die von Nanmatal finden wir als Einfriedigung der Häuser, Gärten und Plantagen der Bewohner von Chabrol, dem Osthafen Kusaie's, vorgelagerten kleinen Insel Lälla. Auch hier haben sich neben den noch heute benutzten Mauern, größere verlassene Anlagen aus früherer Zeit erhalten.

Vorstehender Excurs zu den Ruinenstädten Ponape's und Kusaie's

soll vornehmlich zeigen, daß die Karolinier bereits bei Ankunft der Europäer auf Werke ihrer Vorfahren blickten, welche sie selbst nicht mehr zu fertigen verstanden. Nach dem Einzug der Europäer und der plötzlichen Ueberschwemmung der bisher nur an Steinwerkzeuge gewöhnten Karolinier mit Eisengeräten und Kultur-Werkzeugen aller Art, steigerte sich der begonnene Rückschritt rapide.

Die einst so hochentwickelte Schiffahrt geht arg zurück, die kunstvollen Schildpattsachen der Palauaner gehören zu den Seltenheiten der Museen, die kunstvollen Gürtel aus Kokosnuß- und Muschelperlen vermag man nicht mehr zu fertigen, und die noch von Kubary so eingehend studierten Bauten der Gemeindehäuser auf Palau und Yap mit ihrem reichen symbolischen Ornamentschmuck versteht man kaum mehr, weiß sie nicht mehr zu erbauen und staunt sie als Werke der „Kalits" oder Geister an. Und doch würden alle diese Dinge sich leichter, schneller und besser mit denjenigen Werkzeugen fertigen lassen, welche heute europäische Kultur über die Inseln verbreitet hat. Wir stehen hier vor der betrübenden, aber nicht wegzuleugnenden Tatsache, daß für dieses wie für viele andere Naturvölker der anscheinend erwärmende Hauch höherer europäischer Kultur zum kalten Todesodem wurde. Ganz im gleichen Gang der Gedanken, wie sie Gerland in seiner Schrift über das Aussterben der Naturvölker niederlegte, schrieb Semper an den Schluß seines Werkes über die Palau-Inseln: „Mit den Beilen und Waffen aus Stein und Fischknochen haben wir Europäer den Karoliniern das einzige Mittel genommen, sich des schädlichen Einflusses ihrer natürlichen Faulheit und Indolenz zu erwehren. Das Bewußtsein leicht etwas erreichen zu können, ertötet nicht bloß bei den Wilden die Begierde nach dem Besitz. So mußte notwendig das, was für sie vorgeblich ein Segen werden sollte, sie krank machen und hinsiechen lassen an Seele und Leib."

---

# V. Deutsch-Samoa

# V. Deutsch-Samoa

## a) Allgemeine Beschreibung des Landes

### Lage und Erwerbungsgeschichte.

Bei der politischen Teilung der Samoa-Gruppe sind die vier westlichen Inseln Savaii, Apolima, Manono und Upolo an Deutschland gefallen. Sie liegen zwischen dem 13. und 14. Breitengrade südlich vom Gleicher und zwischen dem 171. und 173. Meridian ö. L. und umspannen einen Flächenraum von etwa 2572 qkm, sind also etwas größer als das Herzogtum Sachsen-Meiningen. Der Hauptanteil entfällt auf Savaii (1710 qkm) und Upolo (850 qkm), während Apolima und Manono, in der die beiden Hauptinseln trennenden Apolimastraße gelegen, nur winzige Eilande sind.

Auf Samoa hat der deutsche Unternehmungsgeist schon frühzeitig festen Fuß gefaßt. Der deutsche Handel in den Händen der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft der Südsee war weitaus am bedeutendsten, der deutsche Landbesitz am umfangreichsten und am besten entwickelt. Aber England und Amerika waren eifrige Mitbewerber. Die hierdurch entstehenden unaufhörlichen Reibungen, verbunden mit den nie ruhenden Zwistigkeiten der Eingeborenen führten zu einer Vereinbarung der drei beteiligten Mächte (Samoa-Konferenz zu Berlin 1889), wonach Malietoa als Oberkönig anerkannt und eine Aufsichtsregierung aus Vertretern Deutschlands, Englands und der Vereinigten Staaten Nordamerikas bestellt wurde. Dieser Vertrag tat aber weder den Fehden der Eingeborenen dauernd Einhalt noch unterdrückte er die Eifersüchteleien der Angehörigen der Vertragsstaaten. Hierunter litt nicht nur die wirtschaftliche Entwickelung der gesamten Inseln und insonderheit der deutschen Unternehmungen, sondern auch das Ansehen des Deutschen Reiches. Am 2. Dezember 1899 kam es daher zu einem neuen Abkommen, durch welches Deutschland der oben erwähnte Besitz endgiltig zugesprochen wurde.

### Bodengestalt. Bewässerung.

Die Inseln sind sämtlich vulkanischen Ursprungs, eine große Anzahl noch tätiger und erloschener Krater legt davon Zeugnis ab. Die Küste

ist reich gegliedert. Sowohl Upolu wie Savaii weisen zahlreiche tiefeinschneidende Buchten auf, von denen die Bucht von Apia auf Upolu die wichtigste ist. Doch ist Savaii im Osten und Norden ein ausgedehntes Korallenriff vorgelagert.

Nicht selten fällt die Küste der Inseln unvermittelt zum Meere ab. Daneben finden sich aber auch ausgedehnte Küstenebenen und allmähliche Abdachungen. Das Innere der beiden großen Inseln ist gebirgig, aber im ganzen noch wenig erforscht. Die höchsten Berge auf Upolu sind der Suisinga (900 m) in der Mitte der Insel und der Tofua (980 m) im westlichen Drittel gelegen. Noch höhere Erhebungen (Manga Loa 1646 m) finden sich auf Savaii. Apolima wird von einem versunkenen und zum Teil zertrümmerten Krater gebildet.

Die Wasserläufe sind infolge der geringen Breite der Inseln und des gebirgigen Innern nur unbedeutend. In die Bucht von Apia münden der Vaisingano und der Mulivai.

## Klima. Gesundheitsverhältnisse.

Das Klima ist der Lage entsprechend tropisch. Die Temperatur hoch und gleichförmig, aber durch kühle Seewinde gemildert. Im kältesten Monat (Juli) beträgt sie durchschnittlich 24° C., im wärmsten 27° C. Der Regenfall ist ziemlich beträchtlich (3400 mm im Jahre), am häufigsten und stärksten vom Dezember bis April. In dem letzteren Zeitraume wehen wechselnde Winde, von denen die westlichen Regenbringer sind. Wochenlange Weststürme mit andauerndem Regenfall sind nichts Seltenes; zuweilen treten verheerende Orkane auf. Im Südwinter (Mai bis November) dagegen herrscht der kühle und trockene Südostmonsun.

Trotz Wärme und Feuchtigkeit ist das Klima außerordentlich gesund. Fieber und Dysenterie fehlen fast ganz. Auch der Europäer kann ohne Bedenken dauernd im Freien arbeiten. Zur Zeit des kühlen Südostwindes treten allerdings Katarrhe und Influenza auf. Auch Lungenschwindsucht ist bei den Eingeborenen häufig, wohl als Folge der mangelhaften Bekleidung. Sonst ist noch die Elefantiasis (starkes Anschwellen einzelner Glieder) ein lästiges und besonders unter den Eingeborenen viel verbreitetes Uebel.

## Pflanzen und Tierwelt.

Die klimatischen Verhältnisse im Verein mit der günstigen Beschaffenheit des Bodens hat eine ungewöhnliche starke Entwicklung der Vegetation zu Wege gebracht. Höhen und Niederungen sind von einer üppigen reizvollen Pflanzendecke überkleidet. Dichtes Buschwerk, von Rubiaceen, Urtikaceen und Myrtaceen gebildet, von Banianen (Ficus), Pandanusarten, Kokosnußpalmen und Brotfruchtbäumen überragt, überzieht einen großen Teil des Inselgeländes. In den höheren Regionen herrschen

Farnarten vor. Die wichtigsten Nahrungspflanzen sind außer der Kokospalme der Brotfruchtbaum, Yams, Taro, Bataten, Bananen, Zuckerrohr u. a. Die Tierwelt ist dagegen nur dürftig vertreten. An Säugetieren finden sich neben den eingeführten Haustieren nur fliegende Füchse, einige kleinere Fledermausarten und Mäuse. Die Vögel sind durch 52 Gattungen vertreten, von denen 15 Samoa allein angehören. Besonders häufig sind an den Küsten einige Gattungen von Wat- und Schwimmvögeln. In den Wäldern trifft man große Schwärme wilder Tauben und scheckiger Papageien. Die Reptilien sind durch Geckos und Skinke vertreten. Insekten finden sich wenig, doch machen sich die Moskitos lästig bemerkbar.

## Bevölkerung.

Die Samoaner sind Polynesier. Ihre Gesamtzahl betrug am 1. Oktober 1906 einschließlich der in Samoa seßhaft gewordenen Südseeinsulaner 34 000 und weist eine langsame Zunahme auf. Sie sind groß, kräftig, hellbraun bis broncefarben, haben breitgedrückte Nasen, wulstige Lippen, stark entwickelte Unterkiefer, hervortretende Backenknochen, aber im ganzen angenehme Gesichtszüge. Das Haar ist schwarz, meist aber durch Kalk rötlich gebeizt und wird kurz getragen. Von Charakter ist der Samoaner fröhlich und gastfrei, aber träge. Da die Eingeborenen zu jeder regelmäßigen Arbeit untauglich sind, hat man sich gezwungen gesehen, für größere wirtschaftliche Unternehmungen melanesische Arbeiter einzuführen. Die Seitenwände der Häuser sind tagsüber meist offen, um den kühlen Winden Einlaß zu gewähren, werden aber nachts zum Schutze gegen die Moskitos durch Palmblattdecken verhangen. Dagegen ist das Dach besonders sorgfältig hergestellt, um Regen und Sonne abzuhalten. Die weiße Bevölkerung belief sich am 1. Januar 1907 auf 455 Personen; darunter waren 248 Deutsche. An Mischlingen waren 885, an Chinesen 1104, an nichteingeborenen Südseeinsulanern 1347 vorhanden.

## Produktion des Landes. Gewerbfleiß. Handel und Verkehr.

Der Busch bietet viele Früchte im Ueberfluß. Kokospalme, Brotfruchtbaum und die verschiedenen Pandanusarten liefern nicht nur beliebte Lebensmittel, sondern werden auch sonst wirtschaftlich viel verwertet. Die Kokosnüsse geben das Hauptausfuhrprodukt der Inseln, die Kopra. Aus den Blättern der Palme werden ebenso wie aus denen der Pandanusarten Matten geflochten, aus den Schalen der Nüsse die gebräuchlichsten Gefäße hergestellt. Die Eingeborenen bauen neben Yams, Taro und Bataten auch Bananen, Ananas und Zuckerrohr. Von den Europäern sind hauptsächlich Kokospalmen im größeren Maßstabe angepflanzt worden, doch haben auch Versuche mit Kakao und Kaffee gute Ergebnisse

geliefert. An Haustieren halten die Samoaner Hunde und Schweine, Hühner, Tauben und Enten. Die Deutsche Handels- und Plantagengesellschaft der Südsee hat auch bereits Rinder, Pferde und Esel mit gutem Erfolge eingeführt.

Die Eingeborenen sind gute Schiffer, treiben Fischerei, verfertigen Zeuge und Matten, haben aber sonst keine erheblichen Leistungen auf wirtschaftlichem Gebiete aufzuweisen. Der Hauptausfuhrartikel ist die Kopra (1906: fast 10 000 t); daneben kommen noch Kakao (92 t), Kawawurzeln, auch etwas Kaffee und Ananas in Betracht. Eingeführt werden besonders Kleidungsstücke, Biskuits, Salzfleisch und konserviertes Fleisch. Der Ausfuhr von über 3 Mill. ℳ stand im Jahre 1906 eine Einfuhr von 2,888 Mill. ℳ gegenüber, wurde also zum erstenmal von der Ausfuhr übertroffen.

Auf Samoa bestehen außer dem Kaiserl. Postamt zu Apia, das auch ein Ortsfernsprechnetz besitzt, noch 5 Posthilfsstellen. Die Verbindung mit dem Mutterland geht über Tutuila, Honolulu und San Franzisko alle drei Wochen und über Fiji und Sydney alle vier Wochen. Eine telegraphische Verbindung ist noch nicht hergestellt. Vielmehr muß der telegraphische Verkehr sich der Vermittelung der Station Auckland (Neuseeland) bedienen.

## Verwaltung. Schule. Mission.

Die Verwaltung untersteht einem Gouverneur (z. Zt. Dr. Solf), dem ein Gouvernementsrat zur Seite steht, liegt aber im übrigen in den Händen der Samoaner. An der Spitze der samoanischen Selbstverwaltung steht ein Oberhäuptling (mit dem Titel Le Alii Sili), dem ein Rat (Faipule) beigegeben ist. Für die Zwecke der Verwaltung ist die Insel Upolu in vier, Savaii in sechs Distrikte eingeteilt. Jeder Distrikt untersteht einem Häuptling (Taitai Itu). Im ganzen werden 101 Ortschaften gezählt. Die Landeshauptstadt ist Apia an der Nordküste von Upolu mit etwa 1300 Einwohnern. Der Hafen wird durch zahlreiche Riffe sehr beengt und ist im Südsommer gegen Wind und Dünung völlig ungeschützt. Oestlich von Apia liegt die Kokospflanzung Vailele, welche ebenso wie die Pflanzung Mulifanua im Westen der Insel der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft der Südsee angehört. In Saluafata ist eine Kohlenstation eingerichtet.

Bereits seit 1888 besteht in Apia eine deutsche Schule. Fast alle Samoaner sind Christen. Den größten Anteil an dem Bekehrungswerke hat die (Evangelische) Londoner Missionsgesellschaft gehabt, die schon seit 1830 auf Upolu und Savaii tätig ist. Auch die Wesleyaner haben gute Erfolge aufzuweisen. Am wenigsten Anhänger hat die Katholische Maristen-Kongregation zu werben vermocht, obwohl auch sie bereits seit 1840 auf Samoa gewirkt hat.

## b) Aus den Berichten der Reisenden und Forscher

### Untergang des „Eber" und des „Adler" am 16. März 1889.[1])

Der Sturm hatte am Nachmittage des 15. März begonnen; gegen 11 Uhr abends war er zum Orkan angewachsen, und fast alle im Hafen liegenden Kriegsschiffe hielten ihre Dampfmaschinen in Tätigkeit, um die Gewalt der Stöße gegen die Ankerketten zu verringern. Mächtige Wogen rollten aus dem offenen Meere durch die ungeschützte Seite in den Hafen und schleuderten die Schiffe mit furchtbarer Gewalt umher. Bereits um Mitternacht hatten die Anker, an denen der „Eber" vor dem Winde ritt, ihren Halt verloren. Eine Stunde später waren auch die Anker der „Vandalia" aus dem festen Grunde gerissen worden. Beide Schiffe vermochten noch mit Hilfe von Dampfkraft gegen den Sturm anzukämpfen und einen Zusammenstoß mit den anderen Schiffen zu vermeiden. Stärker und stärker wurde der Orkan, dessen gewaltiges Brausen nur von dem rollenden Getöse der gegen die Riffe schlagenden Wellen übertönt wurde. Gegen 3 Uhr morgens hatten die Anker sämtlicher Schiffe ihren Halt verloren, und die Fahrzeuge wurden machtlos im engen Hafen umhergeschleudert. Vom Ufer aus konnte man die Lichtsignale der Kriegsschiffe bemerken; aus den Bewegungen war zu ersehen, daß die Schiffe ohne Ankerhalt waren. Gegen Tagesanbruch ließ sich wahrnehmen, daß die Kriegsschiffe gegen die Riffe, wo die furchtbare Brandung Tod und Verderben drohte, angetrieben wurden. Dichte Rauchwolken sah man aufsteigen, ein Beweis, daß man verzweifelte Anstrengungen machte, mit Dampfeskraft gegen Wind und Wogen anzukämpfen. Auf dem oberen Verdeck sah man die Mannschaft sich an Masten und sonstigen Gegenständen, die einen Halt gewährten, anklammern. Wie leichte Korkstücke wurden die mächtigen Schiffe herumgeworfen, bald mit dem Bug, bald mit dem Stern emporgeschleudert, um dann wieder unter Wogen völlig zu verschwinden. Das kleinste Schiff, der „Eber", machte einen letzten Versuch, dem drohenden Geschick zu entgehen. Mit voller Dampfkraft drang er gegen die Wogen vor, doch den tobenden Elementen war er nicht gewachsen; von der Strömung wurde das Schiff gegen die „Nipsic" geschleudert, prallte dann gegen die „Olga" und trieb, als ob der Widerstand gebrochen, machtlos gegen die Riffe. Ungeheure Sturzwellen rollten über das Schiff hinweg. Im nächsten Moment wurde es von einer Woge emporgehoben und mit der Breitseite auf das Riff geschleudert. Ein furchtbares Krachen, und von dem Schiffe war nichts mehr zu sehen. Der Todesschrei der Mannschaften mischte sich mit den Rufen des Entsetzens der am Ufer harrenden Menge. Inzwischen war der Kriegsdampfer „Adler" vom Sturm über die Bai getrieben worden

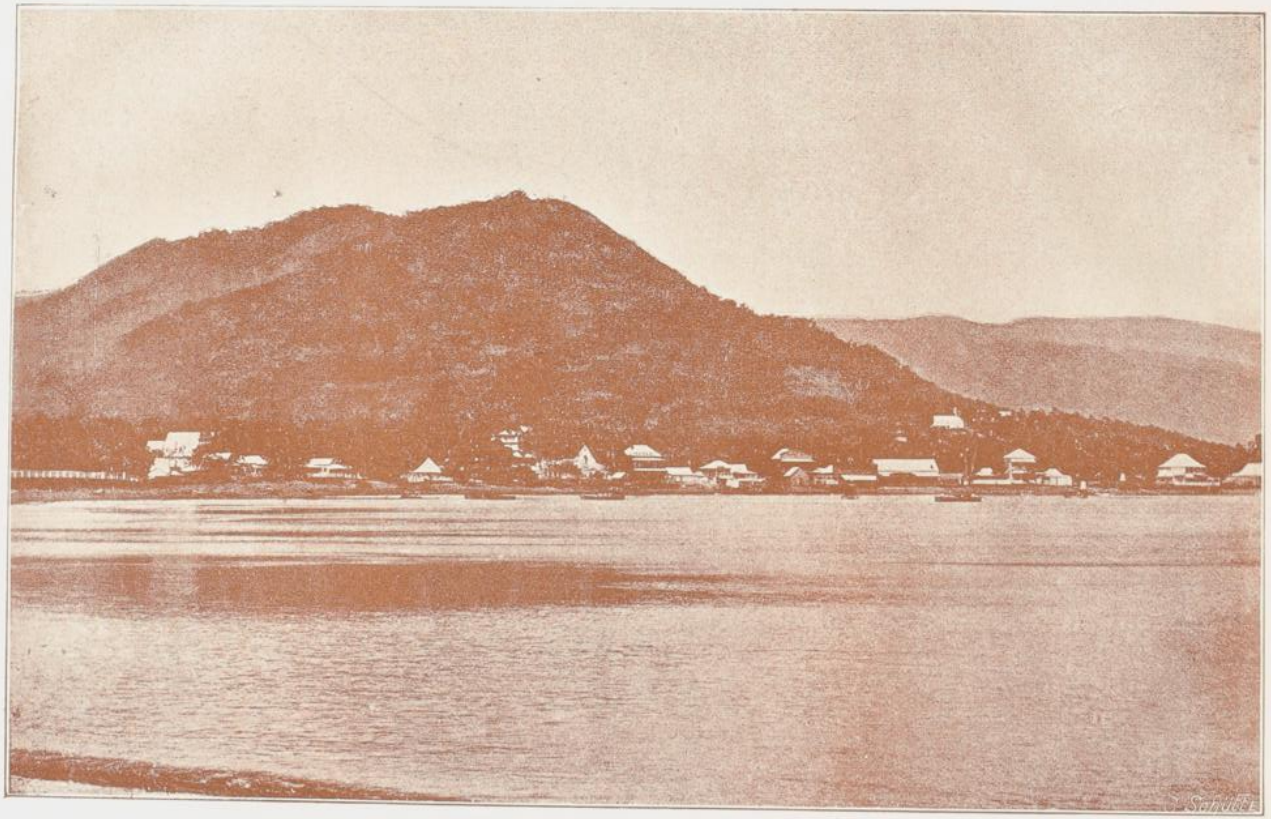
[1]) Obermüller: „Samoa", S. 46.

und befand sich nun in der Nähe der Riffe. Auch dieses Schiff trieb mit der Breitseite gegen die Felsen und wurde dann auf die Riffe emporgeschleudert und nach einer Seite umgekehrt.

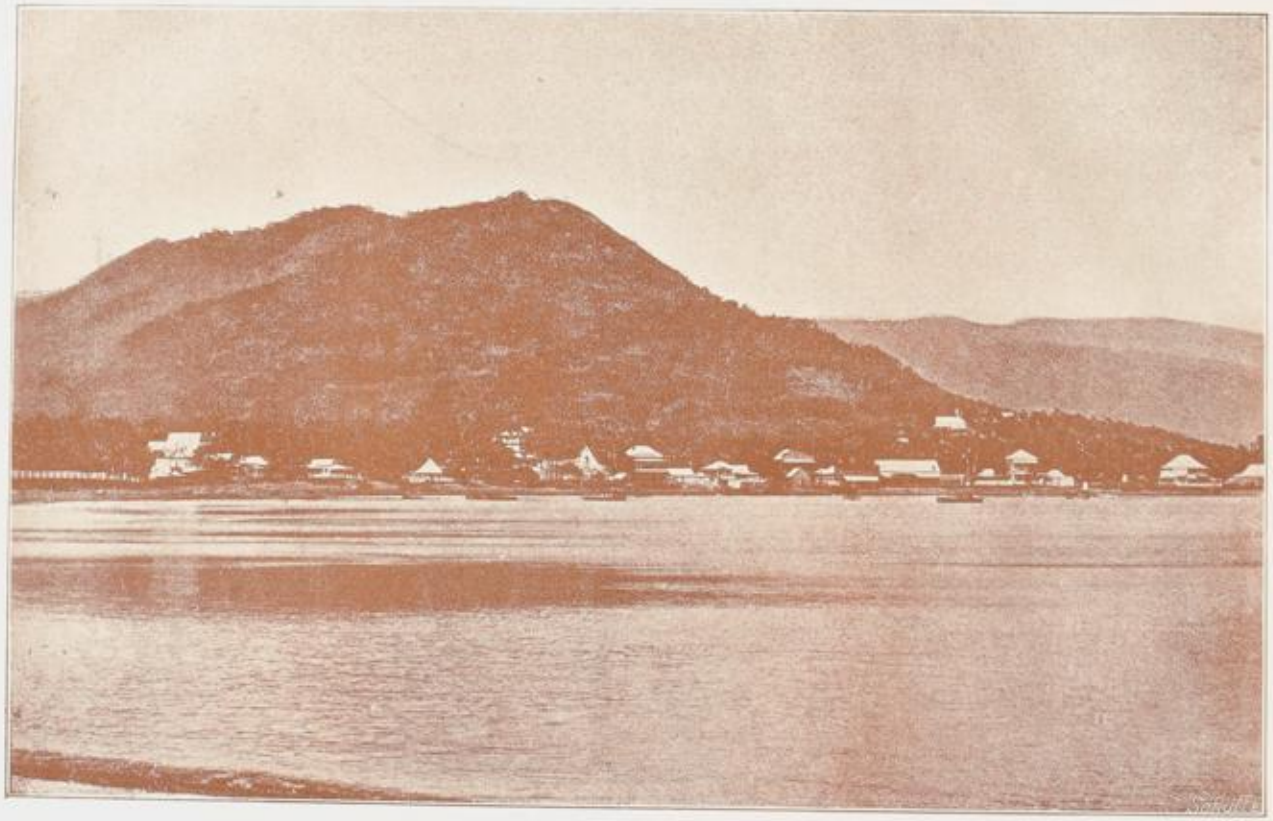
### Orkane auf Samoa.[1])

In den Sommermonaten, wie sie auf den Samoainseln vorkommen, d. i. von Januar namentlich bis März und Mitte April, aber besonders im März zur Zeit des Aequinoctiums hat man Orkane zu erwarten. Dieselben beginnen mit heftigem Nordostwind und gehen über Norden und Westen, endigend im Südwesten. Denselben gehen meist wochenlange Weststürme mit Regen und niedrigem Barometerstande voraus, die Atmosphäre eigentümlich beengend und schwül machend. Klärt es sich dann im Nordosten auf mit noch tiefer fallender Quecksilbersäule, so ist der Orkan nahe, und um so näher dem Beobachtungspunkt, je tiefer der Stand der ersteren. Ist der Sturm ausgebrochen, so fällt das Barometer so lange noch weiter, und zwar stoßweise mit geringer Steigerung vor jeder Depression, bis der Wind nach Westen sich gedreht hat. Es dauern diese Orkane meist ein bis drei Tage, und nach Beendigung derselben tritt meist schönes Wetter mit Passatwind ein. In der Samoagruppe sind übrigens diese verheerenden atmosphärischen Störungen nicht häufig und treten regelmäßig in langen Jahresfristen auf. Während der letzten zehn Jahre haben z. B. nur zwei Orkane die Gruppe berührt, wovon der eine weniger durch die Gewalt des Windes, als durch die sehr aufgeregte See Schaden verursachte. Unvergeßlich wird in dieser Beziehung der Januar des Jahres 1865 für die Einwohner Apias sein, wo die Orkansturzsee in die Bucht hineinrollte, den niedrigen Küstenstrich unter Wasser setzend. Eine deutsche Bark, welche daselbst vor Anker lag, wurde in der Nacht zum Scheitern gebracht, wobei von der ganzen Besatzung nur ein Matrose durch ein glückliches Ungefähr das Leben rettete. Der Strand bot nach Beendigung des furchtbaren Phänomens einen betrübenden Anblick der Zerstörung dar, indem er mit unglaublichen Massen von Baumstämmen, Sand, Korallen, Schiffstrümmern 2c. bedeckt war. Der eben erwähnte zweite Orkan war sehr lokal und verheerte allein die Insel Jutuija. Im Süden der Samoagruppe, in den Tonga- und Viti-Inseln, sind diese Orkane viel häufiger, beinahe jährlich im März und April wiederkehrend. Sie entstehen dort im Südosten und enden im Nordwesten. Außerdem, daß sie die Gestade der befallenen Inseln mit Schiffstrümmern bestreuen, hinterlassen sie das Land im Zustande einer Einöde, indem viele Bäume umgeweht und die stehenbleibenden ihrer Blätter beraubt werden. Am besten widerstehen die Kokospalmen der Gewalt solcher Stürme, indem die Elastizität ihres Stammes denselben sich vor dem Winde tief hinabzubiegen erlaubt. Nur selten sieht man auch die

[1]) Obermüller: „Samoa", S. 3.



Ansicht von Apia mit dem Vaiaberg (Samoa).



Ansicht von Apia mit dem Vaiaberg (Samoa).

Palmen strichweise vor dem Winde hingemäht und kann man dadurch auf die ganz außerordentlich stoßwirkende Kraft solcher Orkanwinde schließen. Der Orkan beeinträchtigt übrigens bedeutend die Produktion der von demselben befallenen Insel für einige Jahre, bis sich wieder alles erholt hat.

### Gesundheitsverhältnisse auf Samoa.[1])

Trotz des wunderbar milden Klimas und der vorzüglichen gesundheitlichen Verhältnisse auf den Samoainseln, welche dem menschlichen Organismus so sehr zusagen, wie man auch an verschiedenen Europäern, die schon fast ein ganzes Menschenalter dort zugebracht haben, sehen kann, kommt hier, wenn auch nicht in so ausgedehntem Maße wie auf den Marquesasinseln, doch unter den Eingeborenen ziemlich häufig Lungenschwindsucht vor, was hier wohl ebenso wie dort eine Folge der ungenügenden Bekleidung des Körpers während der rauheren Regenzeit ist. Von sonstigen Krankheiten lassen sich eigentlich nur Elefantiasis und eine Hautkrankheit, welche als Ringwurm bezeichnet wird, nennen. Während die letztere selten ist, sieht man Elefantiasis ziemlich häufig. Die Krankheit tritt vorzugsweise in den unteren Extremitäten und zuerst an nur einem Beine auf, so daß in dem Falle, wenn beide Beine ergriffen sind, das eine einen höheren Grad der Krankheit zeigt als das andere. Uebrigens werden auch Europäer, die viele Jahre ununterbrochen auf den Samoainseln gelebt haben, von ihr heimgesucht, und ich habe einen solchen Fall bei einem über 70 Jahre alten Engländer, welcher seit nahezu 50 Jahren als Zimmermann auf Upolu lebt, gesehen. Der rüstige Mann, welcher trotz seiner geschwollenen Beine noch immer gut zu Fuße ist, scheint äußerlich wenig darunter zu leiden; dies gilt übrigens auch von den Samoanern. Vielfach wird behauptet, daß dem Mangel an ausreichender Fleischnahrung die Entstehung der Krankheit zuzuschreiben ist, doch wird dies von anderer Seite wieder bestritten. Tatsache ist ja, daß die Samoaner hauptsächlich von vegetabilischer Kost und in erster Linie von jungen Kokosnüssen und der Brotfrucht leben, andererseits findet man die Elefantiasis vorzugsweise bei den Häuptlingen, die sich doch mehr Abwechselung in ihrer Ernährung gestatten, und auch Europäer, welche regelmäßige Fleischnahrung zu sich nehmen, wollen nach längerem ununterbrochenen Aufenthalt in Apia die Anfänge dieser Krankheit an sich beobachtet und der Weiterentwickelung nur durch einen längeren Aufenthalt in Australien, Neu-Seeland oder Europa vorgebeugt haben.

### Sitten der Samoaner.[2])

Die Samoaner sind, wie ich schon angegeben habe, sehr reinlich und halten auf gute Körperpflege, ob aus natürlichem Trieb oder ob dies nur

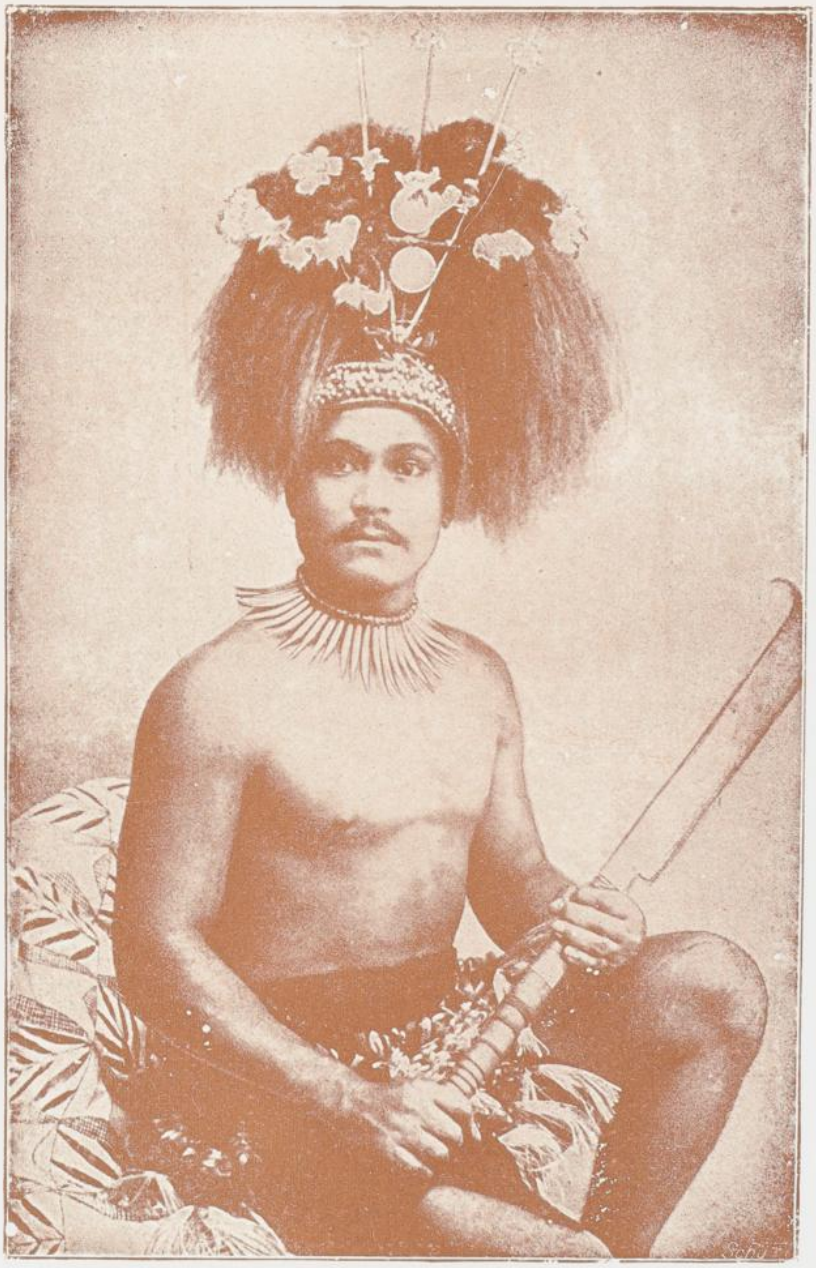
[1]) B. von Werner: „Ein deutsches Kriegsschiff in der Südsee", S. 265.
[2]) B. von Werner: „Ein deutsches Kriegsschiff in der Südsee", S. 252.

eine Folge ihrer Lebensweise ist, wird heutzutage schwer zu entscheiden sein. Sie waschen und baden sich zwar nicht, entsprechend unserer Gewöhnung, gleich früh morgens, sondern erst etwas später und verbinden dies mit den häuslichen Verrichtungen. So reiben sie sich, bevor sie ihre Hütte zur Beschaffung des Lebensunterhaltes verlassen, den Oberkörper mit Kokosöl, das häufig mit wohlriechendem Baumharz durchmengt ist, ein und dann gehen sie in das Wasser und auf die Korallenriffe auf den Fischfang, wobei sie ihr Morgenbad nehmen. An diesem Fang beteiligen sich Männer, Frauen und Kinder, da auch die letzteren vom zartesten Alter wassergewohnt sind, ja oft eher schwimmen als gehen können. Ich habe dies nicht glauben wollen, bis ich mich einmal durch den Augenschein überzeugte, daß ein am Strande niedergelegtes, vielleicht 1½ Jahr altes Kind, welches noch nicht gehen konnte, auf Händen und Füßen in das Wasser kroch und sich dort schwimmend ziemlich sicher bewegte. Die Sitte, den Oberkörper mit Oel einzureiben, was oft je nach Bedarf täglich mehrere Male erfolgt, bezweckt wohl, die Haut gegen die Sonnenstrahlen widerstandsfähiger zu machen. Nach dem Fischfang wird in den Wald oder nach den Anpflanzungen gegangen, um Baum- und Erdfrüchte zu holen und beides, wenn nötig, am Nachmittag oder Abend wiederholt. Bestimmte Mahlzeiten kennen auch die Samoaner wie alle diese Insulaner nicht, sondern sie essen, wenn ihnen der Sinn danach steht.

### Kindererziehung auf Samoa.[1])

Während der ersten Lebensjahre nun stehen Knaben und Mädchen ganz unter den Fittichen der Mutter. Das Mädchen erhält schon früh Unterweisung im Anfertigen von Fächern, Körbchen, Matten, Rindenstoffen, Schmuckgegenständen und feinen Ölen, im Kawamachen, im Tanzen, im Empfang der Gäste; sie lernt lachen und, wie Kubary hübsch sagt, „sie lernt weinen, um in jedem Augenblick beweinen zu können". Sobald sie kräftig genug sind, ziehen sie mit den Weibern in den Wald, um die Blüten und Pflanzen kennen zu lernen, die zum Schmucke dienen, und aufs Riff hinaus, um Muscheln und Schnecken, Seeigel und Seewalzen, kurz alles das Kleinzeug, figota genannt, finden und fangen zu helfen, das einen Hauptbestandteil der Nahrung ausmacht. Auch liegt es den Mädchen ob, Zuckerrohrblätter zur Hausbedachung und die Blätter der wilden Banane zum Einkleiden der Gerichte beim Kochen zu holen, während ja das Hausbauen und Kochen selbst Sache der Männer ist; höchstens helfen sie daselbst bei kleinen Verrichtungen. Dagegen liegt den Frauen die Reinhaltung von Haus und Hof ob, sie kehren innen und außen mit dem Besen aus Kokosblattrippen (salu), entfernen den Unrat und jäten das Vorland. Eine besondere tägliche Beschäftigung der jungen Mädchen ist endlich noch das Wasserholen,

[1]) A. Kraemer: „Die Samoa-Inseln", Bd. 2, S. 57. (E. Schweizerbartsche Verlagsbuchhandlung (E. Nägele), Stuttgart 1903.)



Samoaner im Tanzschmuck.

nicht allein von Salzwasser vom Meer zur Bereitung gewisser Gerichte, sondern besonders auch von Süßwasser aus oft weit entfernten Quellen, da die Samoaner es verschmähen, Flußwasser, das sie suamalo nennen, zu trinken. Das Tragen der Lasten geschieht nun bei den Frauen im Gegensatz zu den Männern, welche stets an einem Stabe, amo, tragen, entweder bei großen Lasten auf dem Rücken, wobei dann die Last mit zwei Baststreifen schulranzenartig festgebunden wird, so daß die Streifen oft stark in die Brüste einschneiden, oder auch bei kleineren Lasten, wie z. B. den mit Wasserflaschen gefüllten Körben auf der Seite. Die Tragart auf der Seite ist auch jungen Frauen und Mädchen eigentümlich, die oft schon recht große Kinder so herumschleppen, die dann in ihrem Adamskostüm rittlings auf der rechten oder linken Hanke thronen. Während das Mädchen so lange Jahre oder immer, wenn sie nicht von nahen Verwandten adoptiert wird, bei der Mutter bleibt, folgt der Sohn schon früh dem Vater, um die männlichen Beschäftigungen zu erlernen. Und deren gibt es genug. Vor allem wird er schon früh in der Kochkunst unterwiesen, damit er als geschickter Koch die Freude seiner Eltern werde, im Anlegen von Pflanzungen, deren Produkte er als junger Mann herbeizuschaffen hat, er lernt Fischen und Jagen, denn die Fische des Meeres und die nutzbaren Bäume und Tiere des Waldes sollen ihm wohlbekannt sein, er lernt die Keule und die Lanze führen und übt sich in den gebräuchlichen Männerspielen. Je nach Stand und Abkunft lernt er auch die Künste des Haus- und Bootbaues, des Tatauierens, die Anfertigung von Holzgeräten, als Keulen, Kawaschüsseln und von Handwerkszeug u. s. w.

### Dörfer und Häuser der Samoaner.[1])

Die Dörfer oder Städte, wie man die Ansiedlungen nun nennen will, liegen, da der Samoaner ohne die See nicht leben zu können scheint, vorzugsweise an der Küste, die Häuser verstreut unter Kokospalmen und zwar in solcher Entfernung voneinander, daß kein Besitzer von seinem Nachbar belästigt wird. Und die ganze Ansiedlung umfaßt entweder den nie fehlenden Beratungs- bezw. Festplatz oder lehnt sich an denselben an. Auf diesem Platz befinden sich stets das Haus des Häuptlings und das „Fale-tele" genannte Beratungshaus, in welchem auch Fremde und Gäste empfangen werden. Die Honneurs macht hier wie gewöhnlich die älteste Tochter des Häuptlings, welche aus diesem Grunde für seinen Hausstand eine so notwendige Persönlichkeit ist, daß, wenn der Hausherr überhaupt keine erwachsene Tochter hat, er oft der Landessitte gemäß ein erwachsenes Mädchen für immer oder auf die Zeit als Tochter adoptieren wird.

Die Bauart der Häuser ist einfach und durchaus zweckmäßig. Ihre Grundform ist oval mit einem größeren Durchmesser von 12—14 m und

[1]) B. von Werner: „Ein deutsches Kriegsschiff in der Südsee", S. 254.

einem kleineren von 10 m, das Dach, dessen First 8—9 m über dem Erdboden liegt, ist halbkugelförmig. Die Hauptbestandteile des Baues sind das Dach, die seitlichen Dachstützen und ein in der Mitte der Hütte befindliches kräftiges Balkengerüst, welches die Mittelstütze für das schwere Dach bildet und gleichzeitig als Aufbewahrungsort für den Hausrat von Matten u. s. w. dient. Die seitlichen Dachstützen, welche ebenso wie das Mittelgerüst aus Kokospalmenholz bestehen und etwa 3 m über den Erdboden reichen, sind so eingegraben, daß die oberen Enden etwas nach außen geneigt sind, wodurch der Durchmesser des Daches größer wird als derjenige des Fußbodens. Die seitliche Entfernung der Stützen untereinander beträgt ungefähr 2 m, sodaß aus Laub gefertigte Vorhänge bequem zwischen je zweien angebracht werden können und am Tage gegen Sonne und Wind, sowie des Nachts überhaupt heruntergelassen werden. Auf den Seitenstützen ruht eine horizontale Balkenlage aus dem biegsamen Holz des Brotfruchtbaumes, und auf diese baut sich das gewölbte Dachgerippe aus demselben Holze auf. Die Dachdeckung besteht aus getrocknetem Laub, und zwar vorzugsweise aus Zuckerrohr-, daneben aber auch Palmenblättern. Die innere Bodenfläche der Hütte wird schließlich mit einer etwa 1 m hohen Steinschicht ausgefüllt und dadurch der Raum zwischen Dachrand und Fußboden auf 2 m verringert. In dieser Steinschicht befinden sich dicht neben dem Mittelgerüst zwei vertiefte Feuerstellen, welche am Tage als Kochherd und abends zur Beleuchtung der Hütte, welche nur aus dem freien Raum besteht, dienen. Wenn auch die Häuser stets dieselbe Form und meistenteils die gleiche Größe haben, so sieht man vereinzelt doch auch schon etwas europäisierte Häuptlingshäuser mit viereckigem Grundriß, festen Wänden, abgeschlagenen kleinen Zimmern und harten hölzernen Bettstellen; eine Verbesserung in Bezug auf die Wohnungsverhältnisse sind diese Häuser aber ebensowenig, wie die langen Gewänder der Frauen es in betreff der Kleidung sind. Diese geschlossenen Häuser sind dumpf, weniger sauber und in der Regel voll Ungeziefer, unter welchen die Wanzen nicht fehlen, so daß die Besitzer, welche glauben zu ihrem äußeren Ansehen ein solch stattlicheres Haus besitzen zu müssen, gewöhnlich den Aufenthalt in dem sauberen und luftigen Fale-tele vorziehen und ihr eigentliches Haus nur zur sicheren Aufbewahrung des mit der neueren Zeit sich mehrenden kleinen Besitztums benutzen.

An der inneren Einrichtung der Hütten ist das merkwürdigste eine durch den ganzen Raum laufende, etwa fußhohe Schicht kleiner, runder, glatter Steine, welche nicht größer als Hühnereier und nicht kleiner als Taubeneier und so beweglich sind, daß sie sich durch die vorstehenden Körperformen des sich setzenden oder hinlegenden Menschen verdrängen lassen und so bewerkstelligen, daß der Körper überall gleichmäßig unterstützt und nirgends gedrückt wird. Auf diese Weise ist mit Hülfe einer ausgebreiteten Matte, welche die direkte Berührung mit den Steinen ver-

hindert, ein vorzügliches, verhältnismäßig weiches, kühles und gesundes Lager geschaffen, welches trotz des harten Materials unseren Polsterlagerstätten kaum nachsteht, in diesem Klima denselben sogar vorzuziehen ist.

Der gewöhnliche Hausrat besteht nur aus Matten, welche auf dem Fußboden über die Steine gebreitet werden, aus Tapavorhängen, welche nachts zum Schutze gegen die Moskitos und zur Abtrennung der verschiedenen Schlafstätten dienen, und den allerdings sehr harten Kopfkissen. Diese nähern sich dem japanischen Modell und bestehen aus einem wagerecht liegenden Stück Bambusrohr von 6—12 cm Dicke, das durch kleine Füße auf eine Höhe von 16 cm gebracht ist. Von diesen Kopfkissen giebt es kurze einschläfrige und bis zu 1½ m lange, welche für mehrere Personen bestimmt sind. Kochgeschirr ist nur selten vorhanden und dann auch nur solches europäischen Ursprungs, da die Samoaner die Speisen ebenso wie die Tahitier zwischen erhitzten Steinen bereiten und die dazu erforderlichen Gefäße in grünen Blättern bestehen.

### Bereitung der Kawa.[1])

In der Mitte zwischen den beiden Männern sitzen mit untergeschlagenen Beinen die Mädchen, vor sich die aus einem einzigen Stück Holz geschnittene Kawabowle, eine mit vier kräftigen Füßen versehene runde Schüssel von etwa 50 cm Durchmesser. Ehe die Männer Platz nehmen, reichen sie noch den Mädchen in Kokosnußschalen frisches Wasser, mit welchem diese sich, dabei ihre schönen weißen Zähne zeigend, den Mund ausspülen und die Hände waschen. Dann schneiden die Männer mit einem Messer kleine Stücke von einer weißlichen Wurzel (Piper methysticum) ab, welche von den bequem und etwas in sich gesunken dasitzenden Mädchen in den Mund gesteckt und gekaut werden. Anfänglich ist die Arbeit des Kauens kaum zu bemerken, die kleinen Stücke mehren sich aber und die Unterkiefer müssen einen immer größeren Bogen beschreiben, bis der Mund die Masse nicht mehr bewältigen kann, die während des Kauens geschlossen gehaltenen Lippen sich öffnen, ein breiiger Kloß von über Wallnußgröße in die untergehaltene Hand und von dieser in die Schüssel fällt. Sobald eine genügende Anzahl solcher Klöße beisammen ist, waschen die Mädchen sich wieder Mund und Hände, den Mund jedenfalls, um den beißend bittern Geschmack der Wurzel einigermaßen zu beseitigen, und nun beginnt die in der Mitte sitzende, aus dem Brei das Getränk zu bereiten. Nachdem einige Kokosnußschalen Wasser dazugegossen, wird das Ganze mit den Händen solange durchgearbeitet, bis eine vollkommene Vermischung erreicht ist und das Getränk eine hellgraue Farbe angenommen hat. Dann wird ein Bündel zusammengereihter Baststreifen zur Hand genommen, und mit diesem, ähnlich wie mit einem Schwarm,

[1]) B. von Werner: „Ein deutsches Kriegsschiff in der Südsee", S. 228.

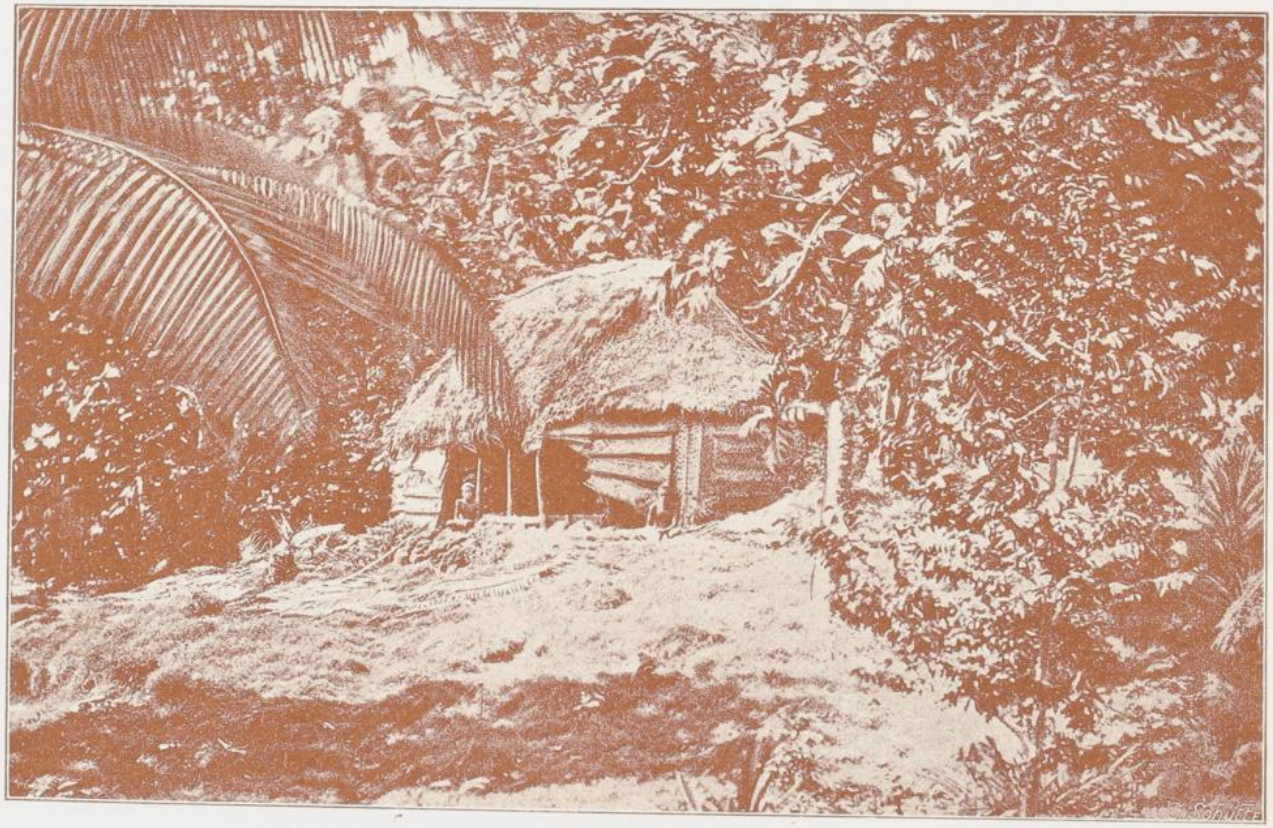
die Flüssigkeit in der Weise durchgeseiht, daß die Baststreifen an beiden Enden gefaßt, vorsichtig durch dieselbe gezogen, dann zusammengelegt und ausgerungen werden, und zwar dies letztere mit einer ganz eigentümlich unnachahmlichen Hand- und Armbewegung. Nach dem Ausringen wird das Bastbündel mit einigen kräftigen Schlägen ausgeschüttelt, um die darin zurückgebliebenen kleinen festen Bestandteile zu beseitigen, und diese Manipulation wird so oft wiederholt, bis sich keine Rückstände mehr zeigen. Ist dies erreicht, dann ist der Trank, welcher in Samoa für die größte Delikatesse gehalten wird, fertig.

### Die eßbaren Früchte Samoas. [1])

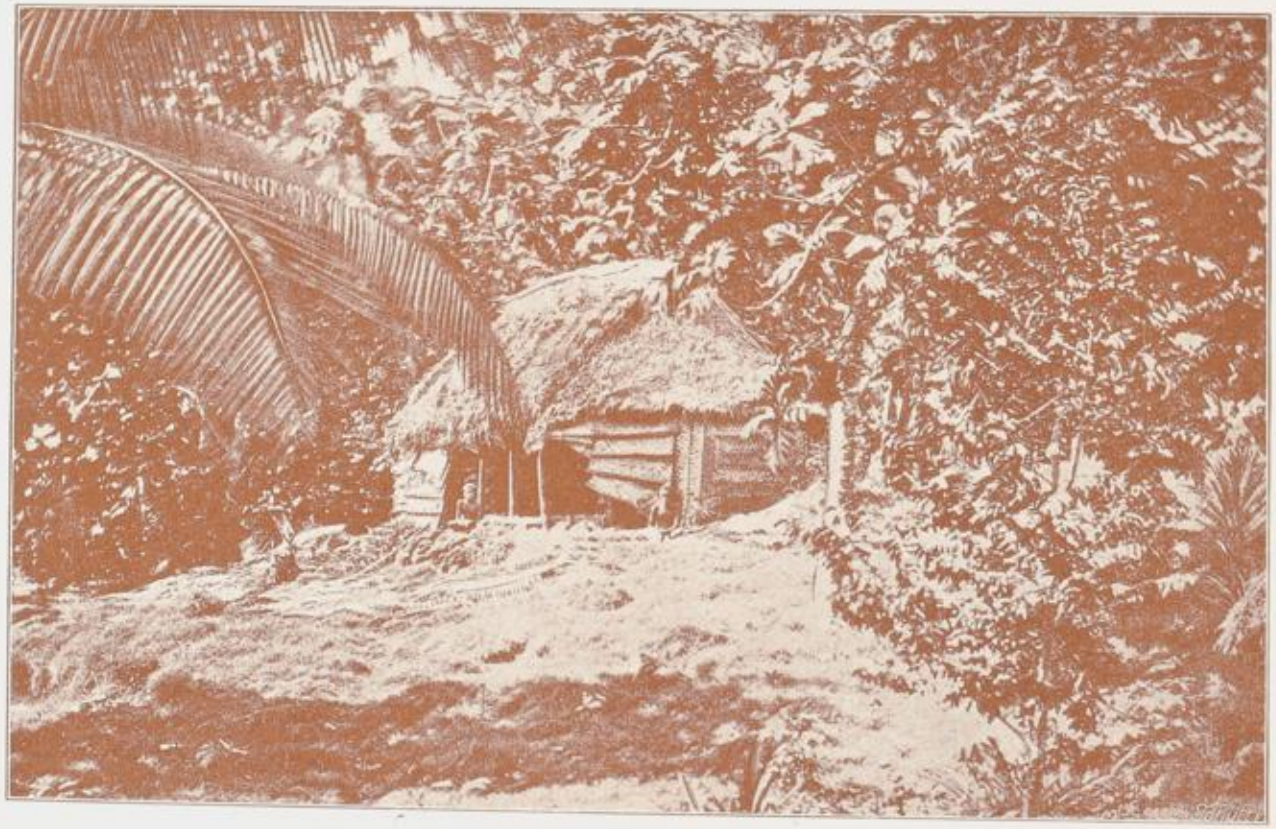
Ehe ich auf die verschiedenen Kochrezepte selbst zu sprechen komme, möchte ich zuvor noch der Früchte Erwähnung tun, deren Anpflanzung schon erwähnt wurde. Im Vordergrunde steht die Kokosnuß. In noch nicht überreifem Zustande besteht sie aus dem Fruchtwasser, gewöhnlich Kokosmilch genannt, welches Wort ich jedoch absichtlich vermeide, erstens, weil es nämlich gar nicht wie Milch aussieht, sondern höchstens wie milchig getrübtes Wasser, während der aus dem Kokoskern ausgepreßte Saft genau so weiß wie Milch aussieht. Diesen nenne ich daher aus selbem Grunde Kokoskernsaft, welcher so dargestellt wird, daß man den die reife Nuß innen auskleidenden, ca. 1 cm dicken harten Kern klein schabt und dann aus dem Geschabsel den Saft mit dem Seiher auspreßt. Dieser Kokoskernsaft bildet infolge seines reichen öligen Gehaltes die Grundlage der meisten Speisen, und ist am besten unserer Butter oder dem Schmalz zu vergleichen. Die Kokosnüsse werden indes häufig auch in jüngerem Zustande angewandt; sie heißen sehr jung Mu'amu'a, halbreif Mamata, wenn sie von den Bäumen fallen Matali oder Popo, letzteres wenn der Kern dick und fest ist, während derselbe im halbreifen Zustande nur sehr dünn und mit dem Nagel abkratzbar ist. In diesem Zustande ist sowohl das Fruchtwasser als auch der Kern zum Rohessen am besten. Jenseits der Reife hingegen schwindet das Fruchtwasser völlig und an Stelle desselben tritt der süße weiße Schwamm, dem der junge Trieb entsproßt. Wie wichtig die Kokosnuß im samoanischen Haushalte ist, beweisen auch die zahlreichen Worte, die sich auf sie beziehen.

Das Pflücken von den hohen Palmen geschieht nun so, daß ein Mann sich eine Schlinge um beide Füße legt, mittels welcher er den Stamm hinaufzuklimmen vermag. Er reißt die Nüsse von den Stielen los und läßt sie hinabfallen, worauf sie dann mittels des Spaltestocks ihrer Hülle entledigt werden. Während also der Kokoskernsaft für das Kochen von größter Bedeutung ist, wird das Fruchtwasser meist weggegossen. Es findet nur zu wenig Gerichten Verwendung.

[1]) A. Kraemer: „Die Samoainseln", Bd. II, S. 144. (E. Schweizerbartsche Verlagsbuchhandlung (E. Nägele), Stuttgart 1903.)



Haus im Busch bei Apia (Samoa).



Haus im Busch bei Apia (Samoa).

Die Brotfrüchte hingegen pflückt man meist nicht durch Erklimmen der Bäume, da sie ähnlich unseren Äpfeln an den Enden der Zweige hängen. Man benützt zu diesem Zwecke einen langen Stock aus Bambus oder anderem leichten Holz, an dessen Ende sich ein Haken befindet, mit dem man die Stiele abreißt. Die Früchte sind roh ungenießbar und werden meist einfach zum Rösten ganz auf heiße Steine gelegt, nachher werden sie dann mit einer Selefatu-Muschel abgeschabt.

Die Banane wächst in großen Trauben, von der die einzelnen Früchte abgebrochen und meist ähnlich wie die Brotfrüchte direkt auf den heißen Steinen in der Haut geröstet werden. Sie werden dann mit dem Schälmesser geschält und so als Zugabe zu Fleisch namentlich auf der Reise gegessen.

Der Taro und Yams aber werden als Wurzelstöcke aus dem Boden gegraben, der Taro mehr in Rübenform, der Yams ähnlicher in Gestalt einer Kartoffel, nur weit, weit größer. Letzterer hält sich lange Zeit in rohem Zustande, wenn man die Augen ausschneidet.

### Die Stadt Apia.[1])

Apia muß im Vergleich zu den Städten anderer unabhängiger Inseln ein großer und bedeutender Platz genannt werden, ist der Sitz der samoanischen Regierung und Mittelpunkt des deutschen Handels für den westlichen Teil der Südsee. Es erscheint auffällig, daß von den samoanischen Häfen gerade Apia der Hauptplatz geworden ist, wenn man erwägt, daß der kleine Hafen die anlaufenden Schiffe oft kaum alle aufnehmen kann und nur Schutz gegen die gewöhnlich hier allerdings vorherrschenden südlichen Winde gewährt, gegen alle nördlichen aber und namentlich gegen den alle zehn bis zwölf Jahre einmal von Norden her über die Insel wegziehenden Orkan ganz offen ist, so daß die dann von dem Sturm unglücklicherweise im Hafen überraschten Schiffe in der Regel verloren sind. Der vorzügliche Hafen von Pago-Pago[2])(sprich: Pango-Pango) auf Tutuila bietet dagegen ganzen Flotten Raum und vollständige Sicherheit gegen alle Winde. Und doch wird die Wahl von Apia verständlich, wenn man berücksichtigt, daß Upolu die fruchtbarste und bevölkertste der Samoainseln ist, in der Mitte zwischen Tutuila und Savaii liegt, daß hier die einflußreichsten Stämme der Samoaner seßhaft sind, daß Apia wiederum so ziemlich im Mittelpunkt von Upolu liegt und der Hafen bisher immer noch als der beste dieser Insel galt, denn der sehr viel bessere Hafen von Saluafata ist erst seit kürzerer Zeit als solcher bekannt.

Die Stadt Apia umschließt, wie schon gesagt, den ganzen Hafen. Von diesem aus gesehen rechts, also an dem westlichen Ende, läuft das Land in eine schmale, niedrige, mit Kokospalmen bestandene, Mulinu'u genannte Landzunge aus, auf deren äußerster Spitze sich der Regierungs-

[1]) B. von Werner: „Ein deutsches Kriegsschiff in der Südsee", S. 218.
[2]) Im Besitz der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

sitz befindet, nämlich einige Hütten und ein kleines Bretterhaus, welches früher die Wohnung des ersten Ministers war, solange der amerikanische Colonel Steinberger, welcher Apia vor etwa zwei Jahren wieder verlassen hat, dieses Amt bekleidete. Jetzt dient das Haus dem derzeitigen amerikanischen Konsul gelegentlich zum vorübergehenden Aufenthalt, wenn dieser wie es scheint etwas wunderliche Herr sich das Ansehen geben will, die Samoaner gegen Gewaltmaßregeln europäischer Kriegsschiffe zu beschützen. Er hißt dann an dem bei dem Hause befindlichen Flaggenstock die amerikanische Flagge und will die Samoaner glauben machen, daß keine Truppe und keine Kugel den Weg zu einem Platz finden könne, in dessen Nähe seine Konsulatsflagge weht. Einige Tage nach unserer Ankunft hatte der Herr denn auch das Haus wieder bezogen, ob mit einer bestimmten Absicht oder nur zufällig, kann ich nicht wissen.

An den Regierungssitz schließt sich ein Dorf der Eingeborenen an, dann folgt die großartige Anlage der Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft (früher J. C. Godeffroy und Sohn) mit ihrem stattlichen Wohnhaus, den Lagerräumen, einer Baumwoll-Reinigungsmaschine, Schiffs-Reparaturwerkstätte und großen freien Lagerplätzen. Das nächste inmitten eines großen Gartens von der Straße etwas zurückliegende Gebäude ist ein französisches Nonnenkloster, welches sich der Erziehung samoanischer, halbweißer und weißer Mädchen widmet. Dann kommt der eigentliche europäische Stadtteil, vielleicht richtiger das Fremdenviertel genannt, mit einigen besseren Häusern, zwei fragwürdigen Gasthäusern (Hôtel international und Gasthaus zur Stadt Hamburg), einigen Matrosenkneipen, den wieder weiter von der Straße zurückliegenden, aus roten Backsteinen erbauten Häusern der französischen katholischen Priester und einer hübschen, kleinen, aus Stein erbauten katholischen Kirche. Demnächst folgt wieder ein Eingeborenendorf, das nach der anderen Seite von einem in den Hafen mündenden ziemlich breiten Fluß begrenzt wird und in welchem das Haus der englischen Mission sowie die einer häßlichen Scheune ähnelnde evangelische Kirche liegen. Eine lange hölzerne Brücke führt über den Fluß an der Anlage des zweiten hier etablierten großen deutschen Hauses von Ruge u. Hedemann aus Hamburg vorbei, wieder zu einigen von Fremden bewohnten Häusern und schließlich zu einem auf einer flach auslaufenden Landspitze liegenden Eingeborenendorf, welches hier im Osten der Stadt ebenso abschließt, wie Mulinu'u im Westen.

Apia erhält hierdurch ein auffallend symmetrisches Ansehen. An die von der Brandung überspülten Korallenriffe schließen sich an den beiden äußersten Seiten die niedrigen Landspitzen mit den Dörfern der Eingeborenen an und an diese, wie Wachtposten, die beiden Hamburger Häuser mit der deutschen Flagge, zwischen welchen am Fuße des hohen dicht bewaldeten Berges Apia die Fremden wohnen.

---

R. Seidel

Deutschlands Kolonien

Zweite Auflage